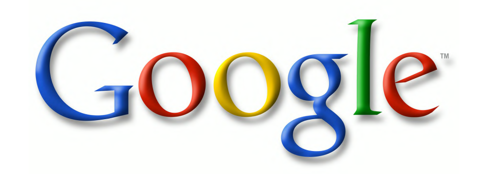


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

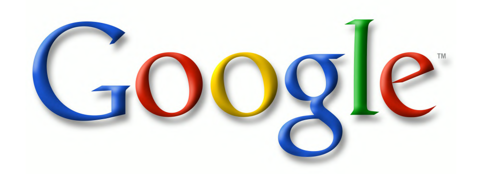
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

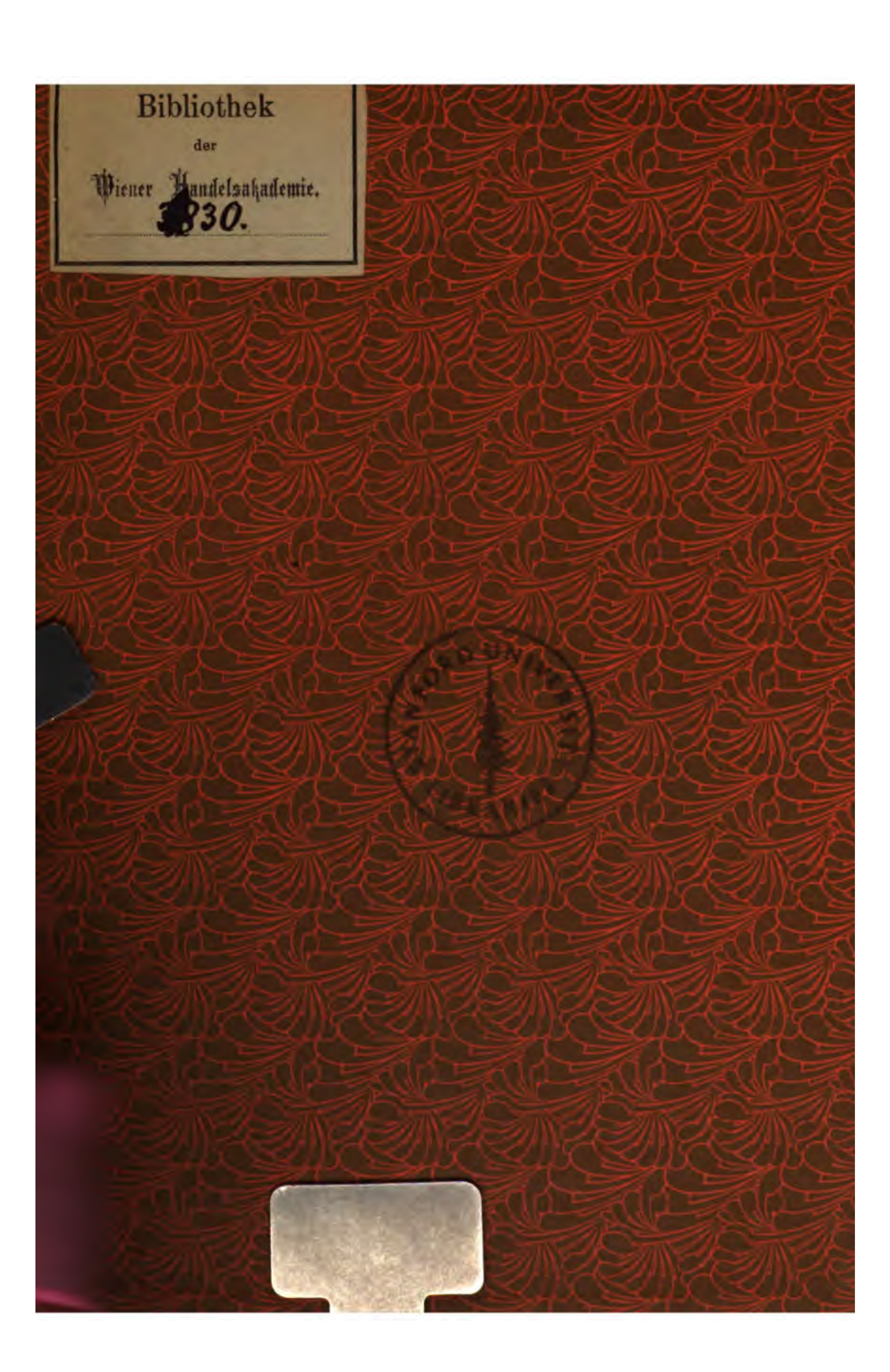
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

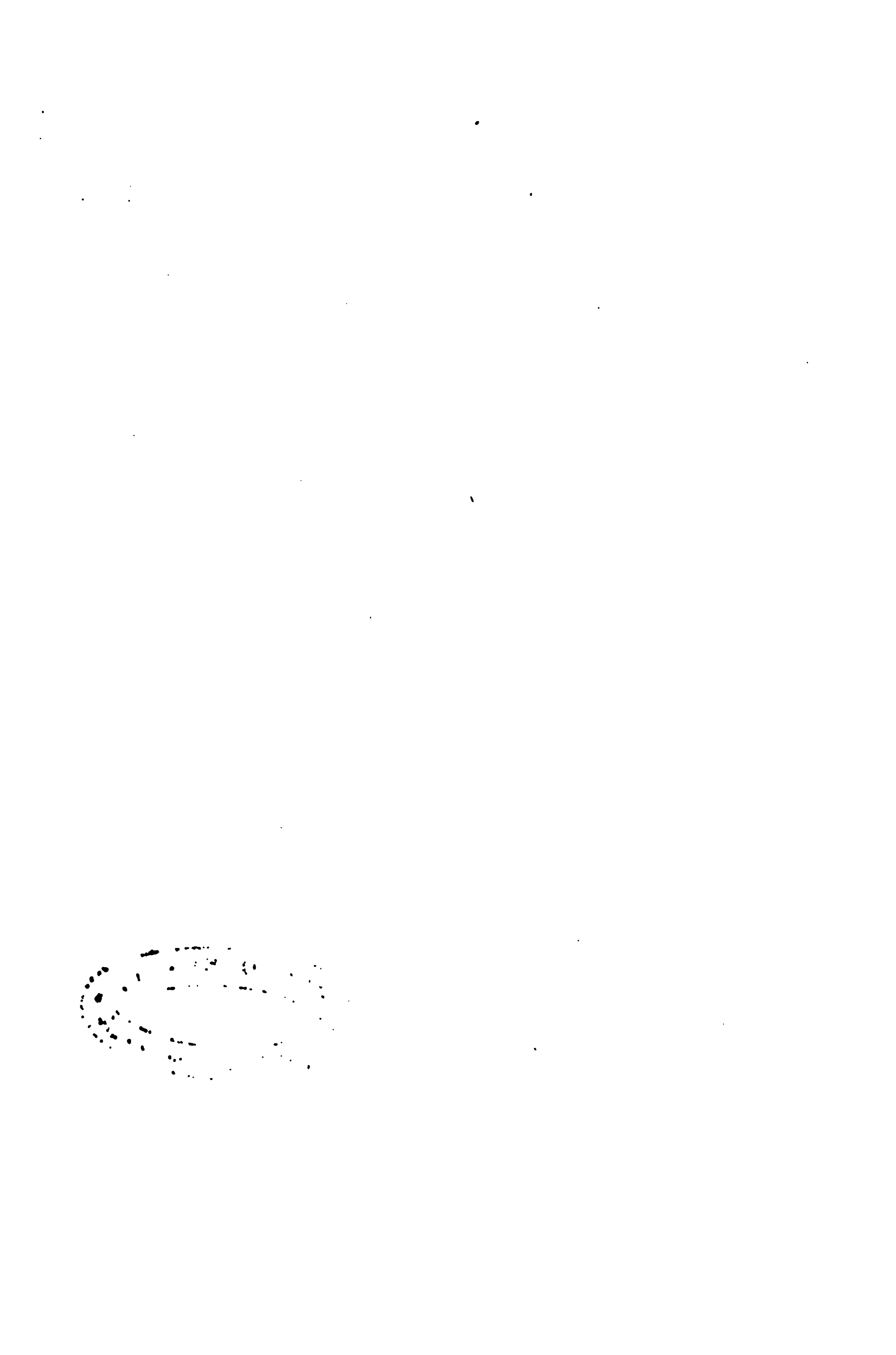
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.


Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller


Bibliothek
der
Wiener Handelsakademie.
830.





DEDICATIONS-EXEMPLAR

Aus bewegter Zeit

Abhandlungen und Reden

von

Generalmajor Auspitz





Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
1904

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Friedrich Jasper in Wien

Seiner Exzellenz

Herrn k. und k. wirklichem Geheimen Rate, Oberst-Inhaber des Infanterie-Regimentes Nr. 17, Großkreuz des Franz Josefs-Ordens u. s. w.

Feldzeugmeister Ritter von Milde

widmet

in aufrichtiger, langjähriger Freundschaft

dieses Werk

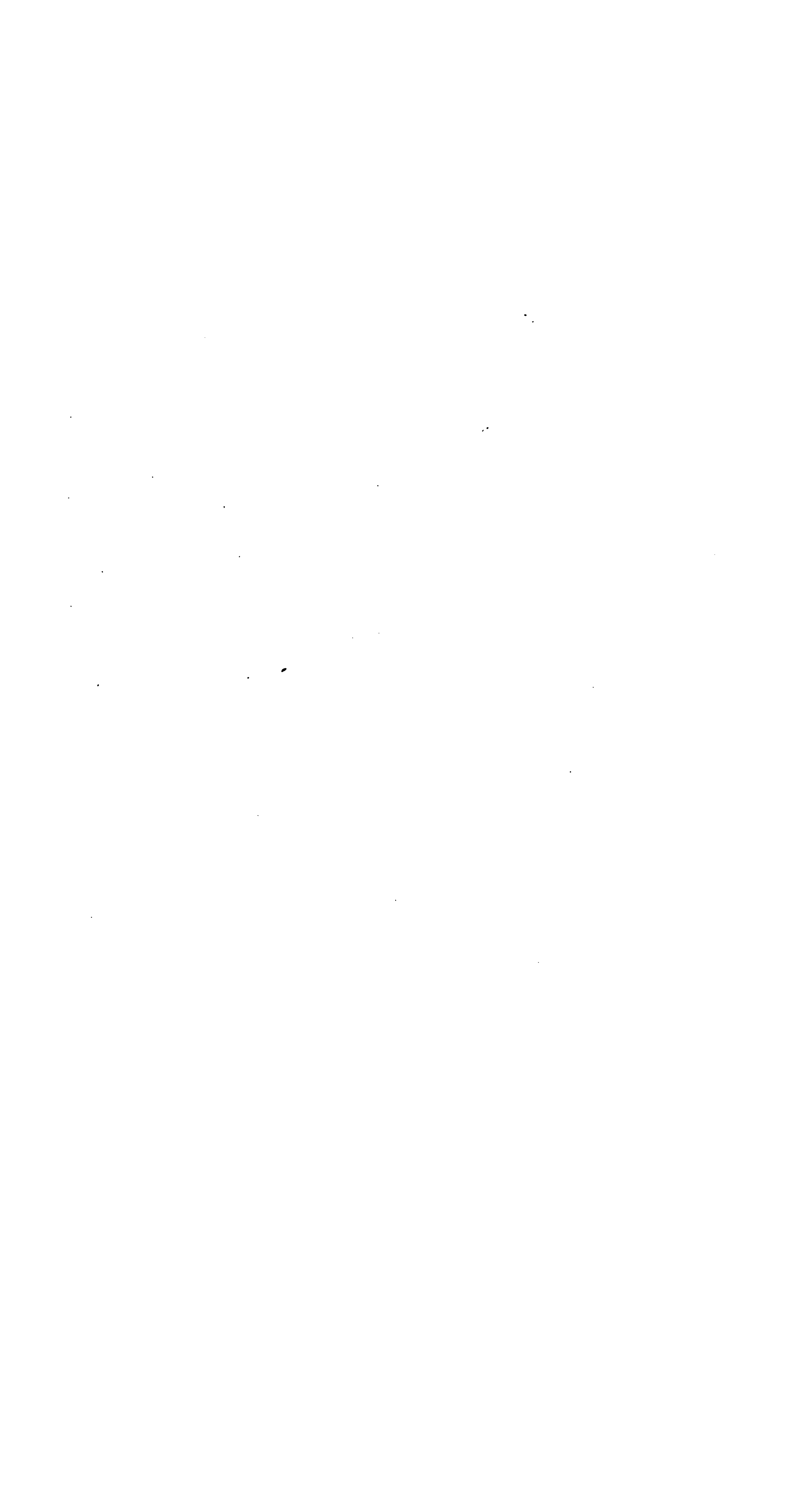
der Autor.

Vorwort.

Indem ich äußerer Aufforderung und innerer Anregung folge, übergebe ich hiermit der Öffentlichkeit ein Werk, welches Arbeiten, entstanden in dem Zeitraume von dreißig Jahren, zusammenfaßt. Sie berühren denkwürdige Phasen unserer staatlichen Entwicklung und einschneidende Fragen der Heeresverfassung. Sie geben für manches, was mittlerweile zu abgeschlossener Tat gereift ist, Begründung oder Erläuterung. Die Berechtigung erneuerter Publikation erfließt wohl aus dem regen Interesse an dem „Werden der Dinge". Dabei knüpfen sich immerhin auch neue Ausführungen an die alten.

Fällt durch diese Veröffentlichung auch einiges Licht auf meinen Lebensgang, so habe ich dies weder gesucht, noch zu scheuen. Unentwegt bin ich ja ein ganzes Leben hindurch auf meinem Standpunkte geblieben, wie ich meine, dem einzig zulässigen: Fortschritt und Mäßigung. Vielleicht findet ein solches Streben, betätigt in ernsten Zeiten und nicht selten wider hemmende Gewalten, denn doch einigen Anklang. Wenn nicht, so beruhigt mich das stoisch tröstliche Wort: „In magnis voluisse et sat est."

Der Autor.



Inhalts-Verzeichnis.

I. Militärisches.

Seite

Unser Allerhöchster Kriegsherr . . . 3
Zum Kaiser-Jubiläum . . . 3
Das moralische Element . . . 9
Der Geist der Armee . . . 9
Die Disziplin . . . 13
Alte Regulamente . . . 15
Der Regimentskommandant in seiner Einwirkung auf das moralische Element . . . 20
Die Charakterbildung im führenden Elemente der Armee . . . 22
Die persönlichen Interessen der Offiziere . . . 24
Die Übungen . . . 26
Die Ausbildung . . . 26
Die Übungen mit gemischten Waffen . . . 29
Militärische Arbeit . . . 41
Nach den großen Übungen . . . 43
Die einfache taktische Umgehung . . . 45
Die Beförderungsvorschriften . . . 49
Die Beförderungsvorschrift . . . 49
Zur Beförderungsvorschrift . . . 55
In letzter Stunde . . . 60
Die Offiziers-Qualifikationslisten . . . 62
Der Stabsoffizierskurs . . . 65
Der Reichskriegsminister vor den Delegationen . . . 68
Unsere Militär-Ärzte . . . 71
Soldatenmiete . . . 73
Reorganisation des preußischen Heeres in der Epoche 1807—1813 77
Kraft und Last in militärischer Beziehung . . . 90
Der Kampf in der Erythräa . . . 105
1. Die italienische Expedition . . . 105
2. Die Schlacht bei Adua . . . 107
3. Der neue Oberbefehlshaber in der Erythräa . . . 110
4. Schwere Entschlüsse . . . 112
5. Eine neue Phase in der Erythräa . . . 115
6. General Baratieri . . . 117
7. Der Friedensschluß . . . 120
Biographisches . . . 122
Feldmarschall Erzherzog Albrecht . . . 122
Feldzeugmeister Ritter von Benedek . . . 126
Feldzeugmeister Freiherr von Kuhn . . . 130
Vizeadmiral von Tegetthoff . . . 136
Feldmarschalleutnant Freiherr von Gallina . . . 138
Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt . . . 140
Karl Ludwig Schulmeister, der Hauptspion Napoleons I. . . . 157

II. Politisches und Literarisches.

Die Grundzüge der internationalen Politik . . . 167
I. Einleitung . . . 167
II. Ziele der Politik . . . 168

I.

Militärisches.



Unser Allerhöchster Kriegsherr.*)

(Zum Kaiser-Jubiläum.)

Kaiser und König Franz Joseph I. ist der Allerhöchste Kriegsherr der gesamten bewaffneten Macht. In Seiner Majestät, als ihrem Oberhaupte, kulminiert ihre Einheit, und was damit in untrennbarem Zusammenhange steht, ihre lebendige Kraft und erfolgreiche Wirksamkeit. Auch alle anderen Volksschichten und Berufsklassen zwar sind sich des Gefühles loyaler Untertanentreue froh bewußt; aber ihrem erhabenen Souverän gewissermaßen nähergerückt zu sein, berühmt sich in Stolz — Stolz in dem lauteren Sinne gehobenen Pflichtbewußtseins — die Armee.

Und es ist ja nicht bloß ein klingender Name, der sich aus der Bezeichnung: „Allerhöchster Kriegsherr" abtönt; es knüpfen sich vielmehr daran sehr bedeutsame Gesichtspunkte. Denn in wahrhaft liebevoller Sorgfalt überwacht das scharfe Auge des Kaisers das ganze Getriebe seiner Land- und Seemacht, ermißt seine Huld, was ihnen frommt, sie fördert. Pietätvoll gedenkt der Kaiser der glorreichen Tradition seines Kriegsheeres, bewährt in so vielen Schlachten und Unternehmungen, nicht erschüttert durch Widrigkeit und Ungemach — der Tradition, die so tief in die Weltgeschichte eingreift, von der so eindrucksvoll das Lied singt und sagt; und klaren Urteiles erkennt, ruhig und sicher, der Kaiser die Anforderungen der Zeit, die Postulate der sich allmählich entwickelnden und ausreifenden Verhältnisse. Während somit hier, was das Gedeihen der Wehr-Institution betrifft, stets der hohe Sinn für das Gemeinwohl, allen anderen Rücksichten voran, sich bekundet, entfesselt zugleich gnädiges Wohlwollen die Kraft des einzelnen, gibt seinen berechtigten Aspirationen freie Bahn.

Schon in keimender Mannheit hat Franz Joseph, den Spuren seiner erlauchten Ahnen, insbesondere Maria Theresias und Josephs,

*) Erschienen 1898 im Werke Graf Zepelins: „Heere und Flotten der Gegenwart".

folgend, seine sympathische Empfindung für die Armee manifestant hervortreten lassen. Seiner eigenen militärischen Ausbildung hat er sich mit Lust und Liebe ergeben. Von seinem Feuereifer, seinem unermüdlichen Wissensdrange sprechen seine Erzieher und Instruktoren — Coronini und Hauslab — in Ausdrücken schlichter Bewunderung. So stählten sich Leib und Geist, und das Bewußtsein fürstlicher Pflicht, welches das ganze Leben des Kaisers in so ausgesprochener Weise durchdringt, ward schon im jugendlichen Thronerben rege. Dem brennenden Eigenwunsche des Erzherzogs entsprach es, als er sich bei der Armee des greisen Radetzky — in dessen Lager war ja nach dem ergreifenden Dichterworte Österreich selbst — einfand, und eine tiefschmerzliche Entsagung war es seinerseits, da er, sich der gebieterischen Weisung seines kaiserlichen Oheims fügend, gemäß dem Gebote der Staatsraison, die Stätte der Gefahr und der leuchtenden Ehre zu verlassen sich beschied. Jubelnd sahen die in Raab einziehenden Truppen an ihrer Spitze den Allerhöchsten Kriegsherrn, und das russische Georgskreuz, die sichtliche Erinnerung an diese Waffentat, schmückt des Kaisers Brust. Auf der Walstatt von Solferino nahm der Kaiser persönlich die Tapferkeit seiner Truppen wahr, die zwar unter den obwaltenden widrigen Umständen den Sieg an ihre Fahnen nicht zu fesseln vermochten, aber unerschüttert geblieben waren in ihrem Gefüge und Gehalte. Die aus den Elbeherzogtümern rückgekehrten siegreichen Truppen begrüßte vor der Kaiserburg selbst ihr Allerhöchster Kriegsherr in freudigem Dank und tiefbewegt neigte sich Freiherr von Gablenz über die von seinem Souverän ihm huldvoll dargebotene Hand.

Mit Worten der Gnade hat immerdar der Kaiser seiner Armee gedacht. Als Feldmarschall Graf Radetzky auf wiederholte dringliche Bitte vom Kommando der Armee in Italien enthoben ward, schrieb ihm, dankbarer Empfindung, Kaiser Franz Joseph: „Sie werden stets in jedem Meiner Schlösser, sowohl zu Strà, Monza, in der Villa Reale zu Mailand, als auch zu Wien in Meiner Burg, im Palaste des Augartens, dann zu Hetzendorf, nach Ihrer Wahl Mein herzlich gern gesehener Gast und Ich dadurch in der Lage sein, Mich, so oft Ich es bedarf, Ihrer weisen Ansichten und Ihres erprobten Rates erfreuen zu können. Und so mögen Sie noch lange Jahre Meiner Armee das lebendigste Vorbild unseres Ruhmes, geliebt und geehrt von Mir und allen österreichischen Herzen, in der dankbarsten Erinnerung Ihres Monarchen, wie in Ihren eigenen glanzvollen Erinnerungen, den Lohn einer so tatenreichen Vergangenheit genießen!" — Anläßlich des

25jährigen Jubiläums seiner Thronbesteigung erließ der Kaiser einen Armeebefehl, in welchem er seiner Armee und Flotte folgende Worte zurief: „Ein Vierteljahrhundert Meiner Regierungszeit findet heute unter Meinem Herzen wohltuenden Kundgebungen seinen Abschluß. Viele und schwere Kämpfe fallen in diese Epoche, in denen Meine Armee und Kriegsmarine glänzende Beweise heldenmütiger Tapferkeit und unerschütterlicher Treue gegeben haben." — Und in den Tagen schwersten Familienleides, in tiefstem Gemüte mitempfunden von allen Völkern der Monarchie, fand der Kaiser für seine Soldaten die innigen Worte: „Nach wie vor schlägt Mein Herz warm für jeden einzelnen Meiner gesamten bewaffneten Macht, mit Stolz blicke Ich auf sie herab und auch in Zukunft bleibt ihr Meine ganze Liebe und Fürsorge gewahrt."

Mit Gunstbezeigungen mannigfacher Art bedenkt der Kaiser fast unausgesetzt seine Armee. Er hat die silberne Tapferkeitsmedaille 2. Klasse, das Militär-Verdienstkreuz, die Kriegs- sowie die Militär-Verdienstmedaille, das Signum laudis, ferner das Dienstzeichen (auch das für fünfzigjährige ununterbrochene Dienstzeit) gestiftet und die Kriegsdekorationen des Militär-Verdienstkreuzes und der meisten Orden statuiert; die Satzungen des Militär-Maria Theresien-Ordens, an den sich so stolze Traditionen und so rühmliche Bestrebungen knüpfen, wurden mit pietätvoller Anknüpfung an ihren Urtext den modernen Kriegsanforderungen angepaßt. Die Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten haben eine Organisation erhalten, welche auch die Versorgung von Militärkindern in weitem Umfange gewährleistet. Die Offizierstöchter-Institute zu Hernals und Ödenburg sind unter der Ägide der Allerhöchsten Herrschaften derart ausgestaltet worden, daß diesen Stätten der Humanität und edlen Bildung quantitativ wie qualitativ gedeihliche Förderung und die Bürgschaft unerschütterlichen Bestandes für alle Zeiten erschlossen ward. Das Militär-Waisenhaus (zuerst in Fischau, dann in Hirtenberg) ward gegründet, erweitert und gefestigt. Für Witwen und Waisen wurde im Wege der Gesetzgebung vorgesorgt und eine Steigerung der Benefizien in nächste Aussicht gestellt.

Der Kaiser liebt es, seine Offiziere, und zwar nicht nur die der höchsten Grade, persönlich kennen zu lernen. Sie werden in beträchtlicher Anzahl bei den Audienzen empfangen, zu Hoffesten herangezogen, mit Einladungen zur Hoftafel beehrt. Es ist geradezu staunenswert — bei Audienzen und beim Cercle tritt dies sichtlich hervor — wie eingehend Seine Majestät über die

Personalverhältnisse informiert ist, wie ihn sein Gedächtnis niemals täuscht, wie geduldig und beharrlich der Beherrscher so mächtiger Staatsgebiete relativ minder bedeutsame Angelegenheiten eingehender Beachtung würdigt.

Die Instruktion der Truppen — knowledge is power — prüft der Kaiser, sofern es nur immer zulässig erscheint, persönlich. Seine Majestät scheut hierbei keine Mühe und keine Wetterunbilde hält ihn zurück. Die Frühjahrsparade nimmt der Kaiser bei den in den Residenzen und deren Umgebung befindlichen Truppen selbst ab. Es ist ein reizvolles Bild al fresco, die Truppen mit fliegender Fahne und klingendem Spiel, umdrängt von Schaulustigen, von allen Seiten gegen den Paradeplatz anrücken zu sehen. Gepräge und Haltung, fester Zusammenschluß und freie Beweglichkeit werden da mit wahrem Kennerblick gewürdigt. Das Lob des Allerhöchsten Kriegsherrn, nicht eben leicht zu erringen, bildet die Freude und den Stolz seiner Soldaten, welchen Grades immer. — Vor Beendigung der Ausbildung in der Unterabteilung inspiziert der Kaiser die in Wien, Budapest und im Standlager zu Bruck an der Leitha befindlichen Truppen detailliert. Hierbei waltet lediglich der Gesichtspunkt feldmäßiger Ausbildung vor; wenn auch gebührenderweise strammes, degagiertes Auftreten, kurzes Greifen, schneidige Bewegung gefordert wird — das rein Parademäßige spielt dabei keine Rolle. Bei Gefechtsübungen solcher Art ordnet der Kaiser selbst die Verteilung der Kräfte an, bezeichnet einfach und scharf die Aufgaben beider Parteien, ist bei der Dispositionserteilung anwesend, beobachtet, ob in durchdachter Weise der Wille sich zum Befehle, der Befehl zur entschlossenen Tat ausgestalte. Der Durchführung des Feuergefechtes — insbesondere dessen, was man die „Feuerdisziplin" zu nennen pflegt — wendet der Kaiser, in voller Würdigung der Bedeutung desselben, erhöhte Aufmerksamkeit zu. Nach der Übung findet eine kurze Auseinandersetzung statt. Die Kritik Seiner Majestät ist sachlich vertieft, klar und ernst, vor allem aber, bei unverkennbarem Wohlwollen, einschneidend wahr; sie weitet den Blick, spornt den Eifer, kräftigt berechtigtes Selbstvertrauen. — Im Herbste wohnt der Kaiser einzelnen Korpsübungen, Kavallerieübungen in höheren Verbänden und namentlich den großen Manövern bei, die man gemeinhin als die „Kaiser-Manöver" bezeichnet. Da ergeben sich naturgemäß verwickelte, schwierige Verhältnisse. Zwar die vom operativen Generalstabe entworfene Grundidee ist so wie der Auftrag, der aus ihr fließt, einfach und natürlich; sie beschränkt nur, soweit es nötig und nützlich ist, die Freiheit der Verfügung. Aber da treten die Waffen-

gattungen in den Verband der Armeekörper, die Anmarschlinien verlängern sich, die Trains wachsen an. Auf weite Strecken hin klärt die Reiterei auf. Für Unterkunft und Verpflegung ist möglichst feldmäßig vorzusorgen. Feldbahnen und Feldtelegraphen werden errichtet, die Luftschiffahrt tritt in Anwendung. Die Stäbe mit ihrem Befehls- und Meldungsapparate organisieren sich. Da heißt es für den Generalstab, fast unausgesetzt in vordenklich besonnener Weise eingreifen, erwägend, sichtend und klärend, es heißt, auf das natürliche Maß zurückführen, was darüber hinausgeht, objektiv immer das Ganze ins Auge fassen, das was geschehen kann und geschehen soll: ein Verfahren also unerläßlicher Selbsttätigkeit und zugleich der bescheidenen Einschränkung. Da heißt es für die Truppe sich gewöhnen an ausgreifenden Marsch, notdürftige Unterkunft, nicht gerade reichliche und nicht immer rechtzeitig herangebrachte Verpflegung, an Ausdauer und Beharrlichkeit, an frischen Mut bei Mühen und Lasten. Im kaiserlichen Hauptquartier, welches seit dem Dahingange des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht sich unter der Leitung des Chefs des Generalstabes Feldzeugmeisters Freiherrn von Beck auch unmittelbar mit dem operativen Dienste befaßt, befinden sich häufig fürstliche Gäste — insbesondere der deutsche Kaiser und der König von Sachsen — welche mit lebhaftem Interesse Anlage, Verlauf und Ausgestaltung der Manöver verfolgen. Wahrhaft kaiserlich ist die Gastfreundschaft, welche das Hauptquartier bietet. Auch die fremden Militärattachés werden an die Hoftafel gezogen. Das operierende Hauptquartier, den Chef des Generalstabes an der Spitze, vereinigt sich zu allen Mahlzeiten unter dem legendären „Custoza-Zelte" und sieht sich auch zeitweilig durch die Anwesenheit des Allerhöchsten Kriegsherrn, dessen Munifizenz für die Bedürfnisse in weitestem Ausmaße sorgt, hochgeehrt und beglückt. Tag für Tag beobachtet der Kaiser auf das eingehendste den Verlauf der Aktion, sprengt auf edlem Rosse seinem Cortege weit voran an die Punkte guter Observation und voraussichtlicher Entscheidung, nimmt Meldungen entgegen, erteilt Anordnungen, leitet in großem Stile. Am Schlusse des Manövers finden sich die höheren Kommandanten mit ihren Stabschefs, ferner die Schiedsrichter im Hauptquartier ein; die ganze Aktion wird vom Chef des Generalstabes kritisch geklärt und in würdiger Objektivität durchsprochen. Seine Majestät selbst geruht gemeinhin mittels Ansprache und Armeebefehles sein Richtung und Maß gebendes Urteil zu sprechen über die Gesamtleistungen, den Ausbildungsgrad aller Waffen, die Methodik des Verfahrens, den Geist, der bei der Führung zutage trat. Auch bei den Flottenmanövern, die,

soweit dies nur im Frieden möglich ist, ein anschauliches Bild der Seetaktik liefern, pflegt der Kaiser anwesend zu sein und daran die regste Teilnahme zu bekunden.

Aber nicht nur rücksichtlich der Ausbildung, so sehr sie natürlich in den Vordergrund tritt, vielmehr in allen bedeutsamen Armeeangelegenheiten, namentlich organischer Art, manifestiert der Kaiser seine unermüdliche Sorgfalt für die gesamte bewaffnete Macht. Die Militärkanzlei, an deren Spitze gemeinhin ein General-Adjutant Seiner Majestät steht, vermittelt den Verkehr der Zentralstellen militärischer Provenienz mit dem Allerhöchsten Kriegsherrn. Sie nimmt die alleruntertänigsten Vorträge entgegen, holt Aufklärungen ein und bereitet, indem sie nach Bedarf eingehende Referate erstattet, die Entschließung des Kaisers vor. Was immer auf dem Wege der Gesetzgebung, in belangreichen Dingen auch auf dem Verordnungswege, erfließt, bedarf, unbeschadet der ministeriellen Verantwortlichkeit, der kaiserlichen Genehmigung, welche stets die Merkmale ernster Prüfung, sowie bedachtsamer Reife an sich trägt und die Kontinuität der Ausgestaltung im großen Mechanismus der bewaffneten Macht ersprießlich zu wahren weiß. So tritt Jahr für Jahr bezüglich der höheren Personalfragen eine Konferenz der obersten Armeefunktionäre unter des Kaisers Vorsitz zusammen. So geht vor jedem Beförderungs-Termine der detaillierte Vorschlag an Seine Majestät und das Avancement wird von ihm selbst gemäß den sachlichen Erfordernissen und dem Grundsatze gleichgewogener Gerechtigkeit endgültig festgestellt. In organischen Fragen von Belang beruft Seine Majestät die Minister der militärischen Ressorts, den Chef des Generalstabes, die General-Truppen-Inspektoren und andere erlesene Fachmänner in seinen Rat, um offen das „Für" und „Wider" zu vernehmen, die Gegensätze auszugleichen, die Stabilität im ganzen, den Fortschritt im einzelnen zu erzielen.

Dies ist wohl nur eine Skizze — eine erschöpfende Darstellung bleibt der Zukunft vorbehalten — der fruchtbaren und gedeihlichen Einwirkung des Kaisers auf das Gebiet des Heerwesens. Armee und Flotte, Heer und Landwehr fühlen sich gehoben und gekräftigt in dem Gedanken, daß, wie sie des Kaisers Kleid tragen, sie auch des Kaisers sind in Freud und Leid, jetzt und immerdar.

So ist das fünfzigjährige Jubiläum des Kaisers, das dessen herrliche Regententugend in dankbarste Erinnerung bringt, für die ganze bewaffnete Macht ein Fest der Weihe, der Erhebung, eine innige Herzensfeier.... Und wenn nun kurz vor dem Abschlusse

des Jubeljahres unsere Kaiserin und Königin von der Hand eines verruchten Mordgesellen zu Tode getroffen worden ist, sie die heißgeliebte Gemahlin unseres Herrn und ihr ganzes Leben hindurch strahlend in Hoheit und Anmut — so erschallt durch die Welt, durch alle Gaue des Vaterlandes, durch die Reihen der bewaffneten Macht eine Totenklage, ergreifender als die stürmischeste Jubelhymne es zu sein vermöchte, und mit ihr der Ruf: „Ave, Caesar!"

Das moralische Element.

Der Geist der Armee.*)

Alle bei einer Armee in Betracht kommenden Momente, so schwergewichtig sie auch an sich sein mögen, überragt weithin an Bedeutung, was man mit dem allgemeinen Ausdrucke: „Geist der Armee" zu bezeichnen pflegt. Aus seiner gedeihlichen Entwicklung heraus erwachsen lebensvolle Einrichtungen, fördersames Streben, rühmliche Taten und Werke. Ihn sonach heißt es in ununterbrochener Kontinuation stärken und schärfen. Die Berechtigung dieser in Wahrheit kategorischen Anforderung erweist ja die Kriegsgeschichte mit einer Eindringlichkeit sondergleichen.

So hat denn auch die Kriegsmacht Österreich-Ungarns, so alten Bestandes und so reger Triebkraft, ihren „Geist" von jeher sorgsam gehegt und gepflegt. Veränderlich, wie es die Verhältnisse waren, unter denen sie wirkte, und die Aufgaben, die man ihr stellte; wechselnd, wie sich für sie das raumerstreckte Kriegstheater gestaltete — vom Belt bis zum Ätna, von Katalonien bis an die russische Steppe und die nördlichen Grenzlande der Türkei — immer und immer hat ein eigenartiger, starkmütiger Geist die Wehrmacht der Monarchie durchdrungen und sich in der langen Kette der Geschehnisse, so ehrenvoll und siegesreich, zur Höhe traditioneller Anschauung erhoben. Seine Kräftigung haben die Fürsten aus dem Hause Habsburg sich unverdrossen und unablässig zum Ziele gesetzt. Auch in schweren Tagen, in Not und Drang, hat er sich wirksam betätigt.

*) Erschienen 1898 im Werke Graf Zepelins: „Heere und Flotten der Gegenwart".

Seite
III. Mittel der Politik 178
IV. Das Verhalten der Politik zu Recht und Moral 187
V. Das Verfahren der Politik 198
VI. Der Staatsmann 209
Zur Haager Konferenz 216
Die Idee des ewigen Friedens vor dem Richterstuhle der Gegenwart 219
Die Grundzüge der politischen Entwicklung Englands 223
William Pitt, Earl of Chatham 234
Die Magna Charta 238
Der Schutz des Hausrechtes 238
Die Besteuerung der amerikanischen Kolonien 239
Die Ausstoßung des Mr. Wilkes aus dem Hause der Gemeinen . . . 239
Der Krieg mit Amerika 240
Die Grausamkeit im amerikanischen Kriege 242
Gegen den schmachvollen Friedensschluß mit Amerika 243
Die französische Revolution 244
Der Prozeß Hone (1817) 251
Die Stoiker 257
Paul Louis Courier 261
Nur alles erhalten! 264
Stellenjäger 264
Der Bauer auch ein Mensch 265
Die Aufnahme in die Akademie 265
Die freie Presse 268
König Louis XVIII. an König Ferdinand VII. 270
Heinrich Heines Denkmal 272
Jeremy Bentham 274
Die Weisheit unserer Ahnen 276
Die reinste Utopie 277
Der Schluß von der Person auf die Sache 278
Seht nur dahin und dorthin 279
Warten wir noch ein wenig; die Zeit dazu ist noch nicht da 279
Unwiderrufliche Gesetze 280
Rede der Gemeinplätze und Trugschlüsse 281
Über die Kunst zu schreiben 283
Der Aphorismus 291

III. Anhang.

Aus Haus und Heim 311
1. Die Heimat 311
2. Die Familie 311
3. Was sind dir deine Eltern? 312
4. Der Frohsinn des Knaben 313
5. Deine Schwester 314
6. »Es lernt sich aber gar so schwer!« 315
7. Du nimmst irgend ein Ding zur Hand! 317
8. Wer lebt in Wahrheit lange? 318
9. Wie sollen wir geliebte Tote beweinen? 318
10. Gebet 319
11. Wiege und Sarg 320

I.

Militärisches.

neuen Großtaten auszuholen. Die genialen Kriegszüge und heldenhaften Aktionen Montecucolis, Wallensteins, der Starhemberge, des Prinzen Eugen von Savoyen, der Erzherzoge Karl und Albrecht, Radetzkys und Tegetthoffs erheben mächtigen Appell an Kriegersinn und Kriegerwert, und die Schlachtennamen Zenta, Hochstädt, Kolin, Aspern, Novara, Custoza, Lissa u. dgl. m. verzeichnet in unvergänglichen Ehren die Kriegshistorie. Und so fordert denn auch, anlehnend an die Vergangenheit und eine Zukunft kriegerischer Glorie anbahnend, das Reglement, daß im Felde, wo die höchsten Postulate an den Soldaten herantreten, „dieser in Ausübung seiner Pflicht weder Gefahren noch Opfer zu scheuen und zur Überwindung des Gegners alle Kräfte des Geistes wie des Körpers einzusetzen habe".

Ein schönes Verhältnis herzlicher, trauter Kameradschaft besteht, unbeschadet des den Zusammenhalt veredelnden Gemeingeistes, seit urdenklichen Zeiten im ganzen Gefüge der Wehrmacht. Das Gemütvolle, das man mit Recht dem Volke nachrühmt, hat auch in der Armee eine Stätte gefunden und behauptet sich dort, ohne den Ernst der Auffassung und die Strenge der Pflichtübung zu beeinträchtigen. Ein, man möchte getrost sagen, brüderlicher Geist umschlingt Heer, Marine und Landwehren, die verschiedenen Waffengattungen und Heereskörper, Stab und Truppe: in des Kaisers Dienst gilt eben jetzt wie ehedem das herrliche Dichterwort, daß man es da nobel und ritterlich treiben müsse.

Auch im Verhältnisse zwischen Militär und Zivil zeigt sich ganz überwiegend gegenseitige Achtung, ruhiges Einvernehmen, freundlicher Verkehr. Man fordert nur, was zu fordern billig ist, und leistet willigen Entgegenkommens. Dies ersieht man beispielsweise aus der Haltung der Bevölkerung bei den großen Manövern: nicht nur, daß die Gemeinden alles aufbieten, was die militärischen Bedürfnisse erheischen; die Leute selbst, und zwar ohne Unterschied des Standes, drängen sich in Momenten der Rast an die ermüdeten Soldaten heran, ihnen einen Labetrunk, eine Erfrischung zu reichen. Politischen und nationalen Agitationen bleibt die k. und k. Armee fern. Sozial überschäumende Erregungen finden bei ihr keinen Nährboden, keine Heimstätte. Krafterfüllt durch die Einheit in Gesinnung und Tat, will die Armee nichts anderes sein, als ein Werkzeug der Exekutive, eine mächtige Säule staatlicher Ordnung. Sie verabscheut jede Ausschreitung. Mit Nachdruck wahrt sie in sich und außer ihr die Ehre des Standes, die Grundbedingung seiner gedeihlichen Wirksamkeit. So ist sie zugleich eine Schule der Zucht, der Arbeit, des Gemeinsinnes und

der Selbstverleugnung. Sie würdigt die Opfer, welche man ihr bringt, aber sie zahlt sie, man darf es sagen, mit reichlichem Zinse zurück.

Die moralischen Elemente der Armee stetig und unverdrossen zu heben, liegt unverkennbar in der Tendenz und dem Behaben der Kriegsverwaltung. Mitten im Getriebe des Tages gedenkt sie der Anforderungen des Ernstfalles und sie ermüdet in ihren Anstrengungen, auf jenes Ziel gerichtet, nicht, wenn auch die Früchte dessen erst in späten Tagen und in entscheidenden Situationen vollends heranreifen mögen. Der Tradition der Armee, so geeignet, das Gemüt zu ergreifen und an eine glorreiche Vergangenheit eine ehrenvolle Zukunft zu knüpfen, wird ihr volles, uneingeschränktes Recht. Die Truppenkörper sind verpflichtet, ihre kriegerischen Leistungen aufzuzeichnen. Ihre hervorragendste Waffentat wird alljährlich am Regiments-Festtage in würdigen Formen gefeiert. Die Namen der vor dem Feinde Gefallenen sind in Gedenktafeln verewigt. Die Fahnenweihe bildet einen erhebenden Akt; die Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses übernehmen hierbei gemeinhin die Patenschaft. Jubiläen halten kriegerische Reminiszenzen fest. Die Truppenkörper älteren Bestandes haben ihre Geschichte durch den Druck auch weiteren Kreisen erschlossen. Das Heeresmuseum in Wien besitzt eine reichhaltige Sammlung von Memorabilien und Trophäen jeder Art. Die jungen Soldaten erneuern nach Abschluß ihrer ersten Ausbildung in feierlicher Weise den Fahneneid. Dieser selbst, getragener Sprache, enthält die wirksamsten Akzente der Mahnung und Ermutigung; er lautet in die Beteuerung aus, „sich immer so zu verhalten, wie es den Kriegsgesetzen gemäß ist und braven Kriegsleuten zusteht, und auf diese Weise mit Ehre zu leben und zu sterben.

Die Disziplin.*)

Wenn im Gefüge der bewaffneten Macht irgend ein Grundsatz besonderes Schwergewicht besitzt und somit auch nach seiner ganzen Erstreckung zum Ausdrucke gebracht werden muß, so ist es der einer scharfen, alle Glieder und Teile umfassenden, sich unausgesetzt betätigenden Disziplin.

Schon von den ältesten Zeiten her bezeugt die Geschichte in der vollen Wucht unbestreitbarer Wahrheit, daß Heereszucht, Heereswert und Heereserfolg innig miteinander verbunden sind, unlösbar verkittet wie Mittel und Zweck, wie Ursache

*) Erschienen 1891 im „Armeeblatt“.

und Wirkung. Und was ehedem war, wie sollte es derzeit nicht mindestens zur gleichen Geltung gelangen? Denn die Armeen sind beträchtlich angewachsen und deren Bau und Verwendung künstlicher geworden; gesteigert haben sich somit auch die Reibungen, sie, die eben dann am stärksten hervortreten, wann sie am meisten gefährden und schädigen.

Was bildet nun aber den Inhalt, was den Umfang der Disziplin? — Sie unterordnet den Willen und hierdurch die Kraft des einzelnen dem Willen des obersten Trägers von Recht und Macht, sowie seiner Organe; sie verlangt Unterwerfung unter Gesetz und Befehl. Keine Ausnahme ist dabei zulässig, keine Abweichung unter irgend einem Vorwande persönlicher Art; die Forderung ist eine allgemeine und um so unabweislicher, je höher sie hinaufgreift an Stellung, Wirkungskreis und Verantwortlichkeit.

Die Gewalt, welche der Staat allüberall beansprucht und unbeugsam aufrecht erhält, spricht sich eben im Heerwesen auf das nachdrücklichste aus: der Drang der Zeit, das Gewicht der Umstände, die Bedeutung der Folgen, die Schwierigkeit der Abhilfe bedingen es so.

Die Disziplin in ihrer Ausübung ist keine leichte Sache, die von selbst kommt, auch ohne ernste Arbeit sich schnell und willig einfindet, wo und wann man sie eben braucht; sie geht vielmehr aus einer harten Schule hervor, sie verlangt gleich allem, was in die Sphäre der Erziehung schlägt, System und Methodik. Ist sie doch geradezu eine Verneinung mancher wesentlichen Eigenschaften der Menschennatur. Sie zerrt die Bequemlichkeit aus ihrem Verstecke heraus, gegen sie bäumt sich die Eigenliebe auf, Schwäche und Anmaßung fühlen sich von ihr gar unsanft getroffen: Unnachgiebig und mit eherner Faust zwingt sie jedoch nieder, was immer ihr widerstrebt.

Die Disziplin begnügt sich aber auch nicht mit der äußerlichen, mechanischen, gleichsam erstarrten Fügsamkeit — dies ist ihr unterster Grad; sie fordert innerlichen, tätigen, freudig erwiesenen Gehorsam. Der enge Kontakt, die Gemeinsamkeit, die Unterwerfung, welche sie erheischt, schließt auch nicht aus, was so überaus wertvoll ist: einsichtige Überlegung, mutvollen Entschluß, Selbsttätigkeit im besten Sinne. Darum ist es auch für die Disziplin von hohem Belange, daß diejenigen, die sie pflichtgemäß zu regeln und wahren haben, von ihrer Weihe erfüllt sind, daß sie ihre Postulate durch das eigene Verhalten beispielgebend festigen, daß sie, was sonst nur träger Brauch wird, zu vergeistigen und zu veredeln wissen. Und dahin führt aller-

dings nur ein Weg und ein beschwerlicher Weg: die Verknüpfung bedingungslosen Gehorsams mit einer verständigen und kraftvollen Befehlgebung.

So erfaßt und ins Werk gesetzt, mag sicherlich die Disziplin nicht ein Hemmnis sein des Schwunges, nicht ein Bleigewicht für moralische Hebung; vielmehr eine Förderung beider, ja ihre Grundlage, der Boden, in den sie beide unentreißbar ihre Wurzeln schlagen.

Alte Regulamente.*)

Vor mir liegen zwei Folianten: alte Regulamente. Das eine, in Schwein gebunden, trägt die Jahreszahl 1739, ist, wie man der ersten Druckseite entnimmt, erschienen in „Wienn bei Johann Paul Krauß, Niederlags-Verwandten und Buchhändler, nechst der Kayserlichen Burg das Gewölb habend" und führt den Haupttitel: „Observations-Punkte von Ihro hochgräfliche Excellence Herrn Ludwig Andreae des Heil. Römischen Reichsgrafen von Khevenhüller für das ihm allergnädigst anvertraute Dragoner-Regiment." Das andere, 1731 zu Nürnberg herausgegeben, benennt sich „Reglement über ein Kayserlich Regiment zu Fuß, vorgeschrieben von Ihro Excellence dem Herrn General Feld-Marschal-Lieutenant Regal", und will, wie es hervorhebt, „allen sowohl hohen als niederen Militär-Personen zum besten an das Liecht gestellet seyn". Beiden Büchern, dermalen wohl eifriger verwahrt als gelesen, läßt sich auch in unseren „stürmisch fortschrittlichen" Tagen immerhin manches Ersprießliche entnehmen. Wir lernen aus den Vorurteilen, welche jene Autoren mit ihrer Zeit gemein haben, und wir lernen nicht minder durch die abgeklärte Reife ihrer individuellen Anschauung, die oft geradezu überraschend an den Tag tritt.

Sehen wir uns vor allem die „Kriegs-Artikul" an — Martis leges — wahre Martialgesetze! In ihnen kulminiert die ganze schonungslose Härte halbbarbarischer Zeiten und Sitten, droht die finstere Braue des Mittelalters; sie sind so recht für eine Söldnerschar geschrieben, wie sie, geworben aus aller Herren Landen, fremd allem Menschlichen, verwogen und beutegierig, jener Krieg der Kriege — der Dreißigjährige — über Deutschlands Fluren gleich einem Wüstensturme dahinfegen ließ. Diese „Kriegs-Artikul", der inkarnierte hochnotpeinliche Strafprozeß, kennen fast keine andere Strafe als die an Leib und Leben, halten sich gerne an das biblische Wort: „Auge um Auge und Zahn um Zahn", gehen ohne

*) Erschienen 1896 im „Neuen Wiener Tagblatt" als Feuilleton.

mit eben diesen Punktualitäten zu begraben, außer daß er auf keine gewayhte Erde kommt. Der fürnehmste Trost ist, daß so viel wackere Soldaten, vom obern bis auf den geringsten, bloß auf der Wahlstatt begraben worden oder gar unbegraben geblieben, da solche Erd von der geistlichen Kirchen weder vorher noch zu der Zeit der Begräbnuß gewayet worden, und dannach denselben Weg gegangen seynd, den wir zu gewarten, wenn wir und sie unsern Lebenslauff darnach angestellet haben, welches wohl einzig und allein zur Seeligkeit hilfft." Sicherlich eine liberale, aber auch wahrhaft religiöse, gemütstiefe Lebensweisheit! In demselben Geiste heißt es vom „Kapellan": „Er muß ein exemplarischer Mann seyn, der durch sein gut Leben denen Leuten ein gut Exempel und kein Scandalum gibt. Er hat sich in keine weltliche Händel zu mischen."

Das Strafverfahren ist natürlich, wie es sich für jene Zeiten ziemt, das inquisitorische; es trennt nicht die Funktionen der Anklage und der Verteidigung, kennt kein kontroverses Zeugenverhör, schränkt die Verantwortung des Angeschuldigten übermäßig ein, gewährt den Richtern keine erschöpfende Information und erteilt somit auch ganz und gar nicht die tröstliche Beruhigung, es müsse unter allen Umständen das reine Recht sich Bahn brechen. Immerhin aber sucht man — denn der Wille ist gut, wenn auch die Kraft schwach und der Erfolg illusorisch — was an der Prozedur klafft und bröckelt, durch Fingerzeige und Belehrungen mildmenschlicher Denkart zu verkleistern. „Es soll," heißt es bei den Moniten an die Beisitzer, die seltsamerweise weder Stiefel noch Mäntel noch Federn auf den Hüten anlegen dürfen und Handschuhe wie Ringe ablegen müssen, „der Auditor und Präses nicht zulassen, daß die Offiziers, so beisitzen, den Inquisitum sowohl in Examine als hernach mit harten Reden überführen und intimidieren; es soll auch verhütet werden, daß weder durch ein oder andere Gestus, Kopfschütteln, vielweniger durch Verlachung oder Exagitation bei ungeschickter Antwort des Inquisiti er Lügen gestrafft oder durch Drohungen dem Inquisito Anlaß gegeben werde, daß er variere; sondern es sollen alle mit Gravität beysitzen, auch alle Neben-Diskurs und Scherzreden oder was Auctoritati Judicum zuwider, evitieren und untersagen." Sicherlich ein feinbesaitetes Zartgefühl in so rauhen und rohen Zeiten!

Das Klägliche, schlechthin Unleidliche der ökonomischen Verhältnisse bei der Armee, wie es sich ja auch notorisch in den Glanz- und Ruhmestagen des Prinzen Eugen von Savoyen bekundet hat, tritt in vielen Bestimmungen der vorliegenden Regulamente ganz unverkennbar, zuweilen drastisch hervor. Zwar, was die

Ernährung betrifft, wird strikte verlangt, der Soldat solle zweimal des Tages Warmes und Fleisch genießen, eine Praxis, der wir uns gegenwärtig erst mit dem im Prinzipe zugestandenen Nachtmahläquivalente nähern. Aber die Bekleidung anlangend, meint bezeichnenderweise Regal: „Es bestehet die Konservation der Montur darin, zeitlich durch das Flicken vorzukommen, dann es nicht zu sagen hat, wann auch eine Montur noch so viele Flecke, wann sie nur nicht also zerrissen, daß der Soldat nicht einmal seinen Leib bedecken kan." Nicht minder charakteristisch deutet auf die Geldnot folgende Stelle des Regalschen Reglements: „Die Fahnen sollen mit einem Überzug von gewixter Leinwand versehen seyn, und obgleich einige einwenden werden, daß dieses kein alter Brauch, so finde ich doch solches der Wirtschaft eines Regiments höchst nötig. Zu selbiger Zeit, da keine Überzüg gebraucht wurden, waren die Hungarischen Dukaten häuffiger in der Kasse als dermalen das Kupffergeld. Änderen sich also auch mit denen Zeiten die Moden und benimmt der Überzug denen Fahnen gantz nichts an Authorität der kayserlichen Waffen." Einen fühlbaren „Merks" erhält die Habsucht einzelner Kommandanten durch nachstehende Darlegung: „Die Freyheit, welche vor diesem die Hauptleut gehabt, einen jeden nach Gutbefinden, gegen Erlegung eines silbernen Löffels, heyraten zu lassen, ist deßwegen abgekommen, weilen einige aus Interesse fast allen Leuten von der Kompagnie diese Erlaubniß gegeben. Dahero ist es auch geschehen, daß sich bei einer Kompagnie fast so viel Weiber als Männer befunden, so eine gar schändliche und üble Sache ist."

Unter den zu jener Zeit üblichen Dienstregeln findet sich wohl manches recht Eigenartige, ja Absonderliche; im großen ganzen jedoch weichen sie nicht beträchtlich von den derzeit geltenden Vorschriften ab. Formen allerdings bedeuteten naturgemäß damals weitaus mehr, als sie heutzutage bedeuten; auch läßt sich bei ihnen meist der deutsche Ursprung nicht verkennen, wenn sie auch reichlich Spuren der italienischen und spanischen Schule aufweisen. Khevenhüller erörtert beispielsweise gravitätisch die „Titulfrage" wie folgt: „Einem Offizier, so kein Kavalier-, Edelmann- oder sunsten kein Prädikat hat und kein distinguirter Titul gebürt, muß man zuschreiben: Wohl Edelgebohrener; zu dem Hauptmann: Hochgeehrter; Lieutenant und Fähnrich: Vielgeehrter — dann weilen ein Offizier eine noble und ritterliche Charge exergieret, ihnen schon solcher Titul kan gegeben werden." — Regal, als ein Verfechter der Anciennität, klagt über die Einschübe von Offizieren, „wodurch einem ehrlichen Offizier, der so viel Jahr seinem

allergnädigsten Herrn und Kayser wohl und aufrichtig gedient, der größte Tort widerfährt". — Der Fähnrich wird „nicht unbillig die Mutter von der Kompagnie genennet", die Majorscharge heißt eine „schöne Charge" und der Major soll „ein rechtes Protokoll" des Regimentes sein. Zu den etwas herben Gebräuchen gehört die sonderliche Ahndung derjenigen, welche in Schrift oder Wort sich vergangen haben. „Wann ein solcher Übeltäter," lautet es bei der Darlegung dieses nichts weniger als objektiven Verfahrens, „infam gemacht, etwan eine Abbitt zu tun schuldig wäre und es nicht tun wollte, so solle der Hencker in seinem Namen es tun und ihme hernach eine Maulschelle geben." — Die Ursprünglichkeit und Frische der Erläuterungen sucht geradezu ihresgleichen. So heißt es beispielsweise definierend: „Tagewacht wird geschlagen, wann der Tag anbricht und man füglich einen Brieff lesen kan."

Das Exerzitium jener Zeit gestaltete sich, wie männiglich bekannt, recht schwerfällig und parademäßig. Zwar was die Kommandos betrifft, meint schon Khevenhüller: „Hierbey will so viel angemerckt haben, daß die Kommando-Wörter so kurtz als immer möglich verfaßt, und zwar zu dem Ende, weil immer gut zu sein duncket, das übrige Blarrement auszulassen, absonderlich wann die Mannschaft wohl exerziert — dann was nutzet es, daß man in dem Kommandieren affektiert und dadurch nur die Zusehenden degoutiert?" Allein schon, daß man die Inversion der Kompagnien als gänzlich unzulässig erachtete, sie vielmehr stets nach „Rang und Altertum" rangierte, erschwerte erheblich ihre Bewegungsfreiheit wie Entwicklungsfähigkeit und das Feuergefecht zur Zeit der „Muskete" und der „Lunte" und der keineswegs als nebensächlich angesehenen „Schweinsfeder" war begreiflicherweise grundverschieden vom modernen Feuergefechte; es gab noch „Heckenfeuer", „Trenchéefeuer", „Feuer, bey dem eine Rotte um die andere vor und hinterwerts chargiert", „Grenadfeuer", „Chargieren in Konfusion" u. dgl. m.

Wie man den hier gebotenen Proben entnehmen kann, ist die Sprache jener Zeit, auch die militärische, zwar derb und wuchtig, aber von einer Klarheit, hinter der die unsere oft weit zurückbleibt, dabei gedrängt und inhaltlich, sonder Phrase und Pose. Ja, auch unsere Urväter hatten in Gedanken und Gefühlen und namentlich in Erfahrungen, die damals noch etwas galten, ihre eigene Weisheit!

Der Regimentskommandant in seiner Einwirkung auf das moralische Element.*)

Die Stellung des Regimentskommandanten ist heutzutage wohl bei weitem nicht mehr das, was sie ehedem, etwa zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, war. Das Regiment stellt sich eben nicht mehr wie früher als der große, fast isolierte Schlachthaufen dar. Gleichwohl erscheint der Wirkungskreis des Regimentskommandanten auch gegenwärtig schwergewichtig und über dessen hierarchisch zugemessene Stellung weit hinausragend. Das Regiment bildet noch immer eine Familie, gefestigt im Innern, abgeschlossen nach außen, und deren Haupt und Seele ist sein Kommandant.

Die Tätigkeit des Regimentskommandanten ist umfassend; er lenkt, möchte man sagen, eine Welt im kleinen. Schon die Administration verlangt einen erfahrenen, umsichtigen Mann. Die taktische Schulung will mit vernünftigem System und mit wirksamer Methode betrieben sein. Aber als den Kernpunkt der zu lösenden Aufgabe muß man denn doch die Ausbildung dessen ansehen, was man mit dem Ausdrucke „moralisches Element" zu bezeichnen pflegt. Denn Kenntnisse sind achtungswert und Fertigkeiten förderlich, aber der Erfolg im kriegerischen Leben gehört der Stärke des Willens und der Schwungkraft der Seele.

Die Erziehung des Regimentes in solcher Richtung ist nicht leicht, nicht ein Problem, das sich gewissermaßen von selbst löst. An dieser Aufgabe haben wir sonst überaus tüchtige Männer kläglich scheitern gesehen. Sie läßt sich nicht aus Büchern erlernen, nicht von anderen erborgen und übernehmen — sie ist eine ursprüngliche, aus dem Tiefsten emporquellende Fähigkeit.

Schon die Behandlung der Mannschaft verlangt neben reicher Erfahrung und unbeugsamer Folgerichtigkeit einen scharfen Blick in das Innere der Menschen. Ihre Handlungen setzen sich oft aus verschiedenartigen Beweggründen zusammen und diese liegen nur selten offen am Tage. Das einzuschlagende Verfahren ist wohl durch treffliche Vorschriften geregelt und begrenzt; sie geben auch Anhaltspunkte und Fingerzeige — und mehr vermögen sie nicht zu geben. Ergründen, Unterscheiden, Individualisieren ist Sache des Kommandanten, der dem Buchstaben des Gesetzes lebendigen Atem einflößt. Aus den Wirkungen kann man stets auf die bewegende Kraft schließen. Wenn man die Soldaten ihre Obliegen-

*) Erschienen 1891 im „Armeeblatt".

heiten nur verdrossen tun sieht, wenn nicht neben dem Gehorsam eine wahre und unverfälschte Anhänglichkeit an die Oberen bemerkbar wird, wenn nicht das Gefühl gemeinsamer Pflicht auch den brüderlichen Geist inniger Zusammengehörigkeit wachruft, wenn, um es kurz zu sagen, nicht mehr vorhanden ist, als was vorhanden sein muß, nicht mehr als Zwang und Furcht: Dann ist es mit der Erziehung schlecht bestellt, dann versagt sie unfehlbar, wo sie sich erst recht bewähren sollte. Dann knüpfen sich daran all die verderblichen Folgen der Lösung einer überaus wichtigen Aufgabe in rein äußerlicher, mechanischer, nur die Oberfläche berührender Weise. So ist es zuweilen, so sollte und dürfte es nie sein.

Die Führung der Offiziere nun vollends erfordert höchste Umsicht und geläutertes Feingefühl. Ihre gesteigerte Intelligenz und ihr entwickeltes Pflichtbewußtsein erleichtern ohne Zweifel die Aufgabe. Dafür gestaltet sich hier jeder Fehlgriff besonders empfindlich. Alles Äußerste ist da von Übel. Man muß es verstehen, nachdrücklich einzuwirken, wenn man auch nur leise und kaum merklich einwirkt. Man muß liebevoll und mit schonender Hand erhalten, was des Erhaltens so wert ist: das Gefühl lauterer, unantastbarer Ehre und das immer rege, jedoch von Überhebung freie Selbstbewußtsein. Der Kommandant, der nicht nur scharf und als Vollstrecker des Gesetzes, sondern gewalttätig, roh und eigenmächtig auftritt, versteht sich schlecht auf das, was ihm ziemt. Der Kommandant, der nicht jede Einflüsterung ferne von sich hält, jede Intrigue kurzweg abweist, untergräbt den Adel, die Ritterlichkeit seiner Offiziere. Der Kommandant, dem man nicht offen und ungescheut zu nahen wagt, der seine Untergebenen nicht mannhaft zu vertreten weiß nach allen Seiten, der schlau und berechnend nur den Eingebungen der Selbstsucht folgt, den nicht ein unerschütterliches Rechtsgefühl emporhebt, nicht wahre Würde und wahrer Stolz beseelen, er steht tief unter der Höhe seiner Vertrauensstellung. Möge es in unserer Armee nie, niemals solche Kommandanten geben!

Unsere Zentralbehörde hat seit geraumer Zeit dem moralischen Elemente der Armee, wie es so nützlich und nötig ist, eingehende Beachtung zugewendet. Sie sorgt dafür, daß die kriegerischen Taten der Truppen aufgezeichnet werden, sie läßt die Ehrentage der Regimenter festlich begehen, ihr ist jeder Anlaß willkommen, der die ruhmvollen Traditionen der Armee wach erhält und das stolze Bewußtsein einer ehrenreichen Vergangenheit mit der edlen Zuversicht einer nicht minder ehrenreichen Zukunft

verknüpft. Ganz und voll wird sie aber nur dann das erzielen, was sie zu erzielen unzweifelhaft begehrt, wenn sie ihre Vorsicht bei der Auswahl der Truppenkommandanten steigert, wenn sie hierbei mit überlegener Weisheit jeden falschen Maßstab der Beurteilung bei Seite wirft, wenn sie von der überragenden Stelle aus, die sie einnimmt, frei von Vorurteil und Leidenschaft, überwacht, prüft und, wo es geboten ist, mit voller Machtautorität eingreift.

Die Charakterbildung im führenden Elemente der Armee.*)

Die moderne Kriegführung mit ihren hochgesteigerten Anforderungen erheischt mehr als je fast bis an die untersten Stufen des Befehles herab Selbsttätigkeit. Mit dem Gehorsam allein, so unbeugsam er gefordert, so willig er geleistet werden muß, langt man nicht mehr aus. Denn selbst hohe geistige Anlage der Führung vermag nicht entfernt alle Umstände vorherzusehen und für alle Eventualitäten, wie sie sich nach und nach in den drängenden Augenblicken des Kriegslebens ergeben, ausreichend vorzusorgen. Eine zweckmäßige Teilung der Arbeit bietet einzig und allein die Möglichkeit, ihr in ihrer ganzen Erstreckung gerecht zu werden. In der Aktion des Feldes zudem ereignet sich gar häufig das völlig Unerwartete; ihr Gang vollzieht sich nicht nach starren, unveränderlichen Plänen; wie Macht der Macht, so steht Wille dem Willen, Entschluß dem Entschlusse entgegen. Der höhere Befehlshaber unserer Tage, sofern er sich auf sein Amt versteht, darf also die Einheit des Verfahrens nicht darin suchen, sich alles oder auch nur mehr zuzumuten, als er vermag, und den anderen den Spielraum zu benehmen, der ihnen für das Gedeihen der Sache naturgemäß belassen werden muß. Er deutet zuweilen besser an, als peremptorisch zu verfügen; er sichert und stärkt seine Autorität, indem er sie nicht über das gebührliche Maß hinaus in Gebrauch setzt.

Aber der Geist der Selbsttätigkeit, der sorgsam verhaltenen und darum so wirkungsvollen Kraft, kommt nicht als ein Geschenk des Himmels über Nacht auf uns herab, wie der Tau, welcher erfrischt und belebt. Er will liebevoll gehegt und gepflegt sein. Er wird mit Mühe erworben und mit Anstrengung festgehalten. Er ist vornehmlich Sache des Systems und der Methode.

*) 1903.

Gewiß sind auch bei uns die Mittel reichlich gegeben, Selbsttätigkeit zu fördern. An unseren trefflichen Vorschriften fehlt es da wahrlich nicht und es fehlt ebensowenig an Einsicht und gutem Willen der Heeresleitung. Aber auch dies — alle Erfahrungen bekunden es — genügt noch nicht vollständig.

Was nimmt denn, soferne man auf den Grund der Dinge sieht, bestimmenden Einfluß auf die Selbsttätigkeit der Untergebenen? Ohne Zweifel mehr als alles andere ihre richtige Behandlung. Und die Fähigkeit hierzu ist gar nicht leicht zu erwerben. Sie erfordert eindringliche Menschenkenntnis und sicheren Takt. Sie will bei scharfer Individualisierung Maß in Strenge und Güte. Sie erhebt sich über die niedrigen Regungen der Willkür und Laune. Auf dem Walten der Gerechtigkeit, dieses granitenen Felsens, beruht das Vertrauen und die Anhänglichkeit, jede moralische Kraft und Hebung. Suum cuique! ist ihr Wahlspruch. Übertriebene Bevormundung bleibt ihr ferne; diese unterbindet ja die Fähigkeit, die sie entfesseln soll, und gewährt weder Reiz noch Ansporn.

Wir brauchen aber im Kriege Führer männlichen Hartgusses. Nur zu leicht geschieht es, wie die Erfahrung es lehrt, daß im Laufe einer langen Friedenszeit die Charaktere verblassen. Schmiegsamkeit drängt sich dann vor, Schmeichelei ebnet sich den Weg. Allerdings Untergebene, die bei bescheidener Zurückhaltung Kern und Edelmetall ihrer Eigenheit bewahren und auch im ermüdenden Gleichmaß der Tage die Schwungkraft der Seele nicht einbüßen — sie mögen nicht sonderlich bequem sein, nicht leicht zu behandeln. Aber wenn die schweren Zeiten kommen, Zeiten der Not und Gefahr, in denen das Äußerste gefordert wird nicht nur an physischer, sondern auch an intellektueller und moralischer Stärke: dann langen schlechterdings nicht mehr farblose Menschen zu, die gewohnt sind, nur nach der Weisung anderer zu denken und zu handeln, eben die Art von Menschen, auf welchen stets die Verantwortlichkeit überschwer wuchtet; wir bedürfen dann vielmehr der Männer von Fleisch und Blut, mit Selbstgefühl begabt, des Aufschwunges fähig, die zu wägen wissen, aber auch zu wagen, die viel fordern dürfen, weil sie selbst viel leisten.

So nütze man denn auch Männer solchen Gepräges — es kann ja dies keineswegs in der Tendenz einer erleuchteten Heeresleitung liegen — nicht vorzeitig ab, man schone bedachtsam ihre Eigenart, die doch nur dem Ganzen dient, man halte sie wie mit eisernen Klammern fest in den Reihen der Armee, als ein wesent-

liches Stärkeelement derselben, als vollgültige Bürgen ihrer gedeihlichen Wirksamkeit. Denn — man bedenke dies bei dem Erziehungswerke, das in der Armee niemals zur Rüste geht — „männlich Handeln fordert mehr als Bart und Degen".

Die persönlichen Interessen der Offiziere.*)

Der Reichs-Kriegsminister hat vor den Delegationen, trotz der schwülen Temperatur, die dort anfangs vorherrschte, sich in Erfolg und Ehren behauptet. Er hat die sachlichen Bedürfnisse des Heeres, die freilich stets in erster Linie stehen, und namentlich auch die Neubewaffnung unserer Artillerie, jener Waffe, auf welche die Armee insgesamt mit gehobenem Stolze blickt, durchgesetzt. Er hat dabei ausgesprochenermaßen den günstigsten Eindruck hervorgerufen: den einer schlichten, wahren, offenen Individualität, deren Kenntnisse gründlich, deren Anschauungen freisinnig, deren Bestrebungen unermüdlich sind. Bald werden die Delegationen von neuem tagen und neue schwerwiegende Probleme an sie herantreten, denen die Kriegsverwaltung schon jetzt ihre arbeitsvolle Obsorge widmet.

Der Reichs-Kriegsminister hat aber auch andeutungsweise betont, er wende den persönlichen Verhältnissen der Offiziere unablässig sein Auge zu, insbesondere deshalb, weil ihre Regelung mit dem Geiste der Armee in innigem Konnexe stehe. Dieses gute, treffsichere Wort verdient nun festgehalten zu werden. Denn im Laufe des letzten Lustrums hat sich nur zu sehr die Gepflogenheit eingebürgert, über die persönlichen Verhältnisse, als wären sie nicht vorhanden, einfach hinwegzugehen oder sie lediglich nach Laune und Willkür zu regeln. In der Armee aber fühlte man es mit Schmerz, daß billige Wünsche der Offiziere, selbst wenn durch ihre Erfüllung dem Allerhöchsten Dienste nicht der geringste Eintrag geschah, dort oben nur ganz ausnahmsweise Gehör und Gewähr fanden. Man zählte schließlich nicht mehr auf das Wohlwollen der Zentralbehörde, dessen der Offizier, oft ferne dem Orte der Entscheidung und nicht begünstigt durch besondere Fürsprache, so unumgänglich bedarf. Es ist dies natürlich dem moralischen Elemente der Armee nicht sonderlich zustatten gekommen. Andere Zeiten, andere Sitten! Man hofft nun wieder, daß es anders werde. Und, wie wir glauben, nicht ohne guten Grund.

*) 1904.

Affairen mindestens, wie sie zur Verwunderung der Welt unter dem Vorgänger des Ritter von Pitreich sich zutrugen, werden sich sobald nicht wieder zutragen. Auch maßvoll gesinnte Offiziere haben in der Tat die Kränkungen, welche man auf das Haupt des Feldzeugmeisters Baron Kober häufte, nicht zu billigen vermocht — sie selbst haben sich durch einen solchen Gebrauch diskretionärer Gewalt fast rechtlos gefühlt und bedroht in den Wurzeln ihrer Existenz.

Die Lage der Offiziere überhaupt, die der Offiziere des Ruhestandes insbesondere, erfordert wahrlich reifliche Erwägung bei entschiedenem Takte und Wohlwollen. Ist auch für die aktiven Offiziere seitens der Kriegsverwaltung materiell manches geschehen, was sich zunächst nicht mehr wesentlich ausweiten läßt, so soll jetzt auch das Ansehen der Offiziere mit allen zulässigen Mitteln gehoben werden. Er darf nicht hinter den Beamten zurücktreten. Die Forderungen, die man an ihn stellt, wachsen — zumal in sprachlicher Richtung — von Tag zu Tage; an Pflichten aber knüpfen sich naturgemäß Rechte, an Mühen Ehren. Man sehe doch nur nach Deutschland hinaus, von wo man ja sonst so gerne Beispiele und Lehren holt; wie steht dort der Offizier, obgleich er die gewinnende Anspruchslosigkeit des unseren gar nicht entfernt besitzt?

Vollends die Offiziere des Ruhestandes wollen nach allen Seiten gehoben sein. Ihre Gebühren aufzubessern, ist unerläßlich, denn auf ihnen lastet der Druck der Zeiten ebenso empfindlich wie auf ihren aktiven Kameraden, von denen sie sich nur etwa durch geringeres Einkommen bei meist stärkerem Familienstande unterscheiden. Was in solcher Richtung für den pensionierten Beamten geschah, wird wohl auch für den pensionierten Offizier geschehen müssen. Noch weniger geht es an, wie es wirklich der Fall ist, daß die Witwe und die Waisen des Offiziers um etwa drei Rangsstufen niederer taxiert werden, als die des Beamten.

Aber abgesehen von der materiellen Aufbesserung erheischt die Situation der Offiziere des Ruhestandes überhaupt Rücksicht und Förderung. So wenig als in der Freundschaft ist auch hier das Zug um Zug für den Staat eine angemessene Regel, wie etwa beim Handel. Die jetzt sich im Ruhestande befinden, haben ehedem sich aktiv betätigt und meist dasselbe geleistet, was nun ihre aktiven Kameraden leisten — oft auch in bewegterer Zeit und unter erhöhten Opfern. Mit Ehren haben sie ihrem Allerhöchsten Kriegsherrn gedient und bewahren ihm, da sie nun außer Dienst sind, un-

unverbrüchlich ihre Treue. Anläßlich der Radetzky-Feier hat dies der Kaiser und König selbst prononziert anerkannt. Künstliche Unterschiede also da zu statuieren, ist geradezu unziemlich. Und doch geschieht es. So wird beispielsweise der Adelsanspruch auf Grund vierzigjähriger Dienstzeit ganz gegen die Intentionen des Allerhöchsten Kriegsherrn und gegen den klaren Wortlaut des Dienstreglements einer beträchtlichen Kategorie von pensionierten Offizieren aberkannt. Die Gnaden jedoch, dies bedenke man, welche der Kaiser erweist, sind nicht engherzig oder einseitig aufzufassen, nicht willkürlich zu deuteln. Es ist nun hoffentlich, da Freiherr von Krieghammer vom Amte geschieden ist mit allen Ehren, die es gibt, und mit überaus hohen Ruhegenüssen, zu Ende mit einer Differenzierung, zu der kein, aber auch gar kein Anlaß gegeben war. Einst trifft ja auch den stolzesten und infallibelsten Aktiven die Reihe, zur Ruhe zu gehen, und die Ehren, die er etwa jetzt seinem pensionierten Kameraden verweigert, verweigert er für die Zukunft sich selbst. Und es ist dies zudem ganz und gar wider die vornehmen Traditionen unserer Armee, in welcher Achtung vor grauen Haaren und bewährter Leistung stets gang und gäbe gewesen ist. Hierfür sich nach allen Seiten einzusetzen, ist eine würdige Aufgabe und der Reichs-Kriegsminister könnte es um so wirksamer tun, je höher durch seine sachlichen Erfolge seine Autorität gestiegen ist. Die Armee hofft — wird sie vergeblich hoffen?

Die Übungen.

Die Ausbildung.*)

Eine Generation vor uns, zur Zeit der beschränkten Wehrpflicht und der übermäßig langen Kapitulation, fehlte es auch nicht an Übungen mancherlei Art. Nur daß sie sich etwas gemächlich anzulassen pflegten, in geringem Grade anmuteten und greifbaren Nutzen nicht gewährten. Lediglich bei den in Oberitalien unter Radetzkys Befehl stehenden Truppen gestalteten sich, bei rationeller Anlage, die Übungen ausgreifender, mühevoller und sorgsam dem Zwecke angepaßt, dem sie zu dienen hatten.

*) Erschienen 1896 im „Neuen Wiener Tagblatt".

Seit dem Jahre 1850 kamen infolge der gesteigerten Anforderungen rührsamer Geist und lebhaftes Tempo in den Gang unserer Übungen; dabei überwogen jedoch zunächst noch immer Form, Schein, Gepränge.... Erst nach 1866 bahnte man, anfangs in übertriebener Hast, das derzeit in Gebrauch und Valor stehende System der Übungen an. Es verwirklichte sich nun, was die allgemeine Wehrpflicht mit ihrem wesentlich gekürzten Präsenzdienst bedingt: Anspannen der Kraft, Ausnützung der Zeit, scharfes Anpassen an Ziel und Mittel. So darf man, ohne des Euphemismus geziehen zu werden, sagen, daß die Armee, die auf all den weitverzweigten Gebieten ihrer Wirksamkeit entschiedenen Fortschritt aufweist, den Übergang zur vollen Reife in keiner anderen Richtung so sichtlich bekundet, als eben in Anlage und Durchführung ihrer Übungen.

In welcher Art?

Das Programm der Übungen, welche, wie man weiß, Jahr für Jahr anheben und abschließen, umfaßt natürlich die Ausbildung im kleinen wie im großen und widmet zudem der Schulung der Befehlsorgane hervorragende Obsorge. Von der ersten Ausbildung des jungen Soldaten an, alle Phasen hindurch, treten aber schon zwei Momente gewichtig in die Vorderreihe und nehmen stetig an Bedeutsamkeit zu: Ordnung, die ehern bindet, und zielbewußte Kraftbetätigung in mehr oder minder eingedämmter Willensfreiheit — jene, sozusagen, die fundamentale Quaderlage des Baues und diese der Bau selbst bis an den Giebel hinan. Was sonst noch in Betracht kommt, ist stoffliches Fortschreiten von Stufe zu Stufe bei allmählich sich ausweitendem Gesichtskreise und erstarkender Kraft.

In unserer Armee findet bereits der Rekrut, vorerst im geräuschvollen Getriebe seines neuen Pflichtenkreises fremd und scheu, Individualisierung, soweit dies nur immer der Massenunterricht gestattet, und findet stets ausgiebig Lehre und Beispiel vor sich. Die nicht allzu karg bemessene Zeit der ersten Instruktion läßt ihn, bei erheblicher Anstrengung, doch zu Atem kommen und die Eindrücke, die er intellektuell und moralisch empfängt, innerlich verfestigen; während anderseits die Art, wie man im Sinne der Vorschrift an ihn herantritt, zwar ernst und nachdrücklich, aber dabei human und wohlwollend genannt werden darf, ganz geeignet, die Liebe zum Berufe und die Pflichttreue wachzurufen.

Die Ausbildung in der Unterabteilung, welche über die Dauer eines Halbjahres hinausreicht, vervollständigt die Fertigkeiten und Kenntnisse des Soldaten und lehrt ihn besonders den Anwert einheitlichen Wollens und gemeinsamen Strebens unter sach-

kundiger Leitung. Hier erschließt sich ihm auch namentlich die Bedeutung des Geländes, der besonnene und disziplinierte Gebrauch seiner Waffe wird ihm zur Natur und die Rudimente der Gefechtstätigkeit machen sich ihm wahrnehmbar. Die schwer verantwortliche Aufgabe, welche das moderne Ausbildungssystem dem Unterabteilungskommandanten auferlegt, in allen ihren Sorgen und Mühen, vor sich die schwielige Arbeit, aber auch den greifbaren Lohn der Anstrengung, ist in der Tat einer seiner wesentlichsten Vorzüge, dem, wie es ja Vernunft und Erfahrung fordern, kein Abbruch von irgend einer Seite geschehen soll.

Schließt nun die Ausbildung des Soldaten, diejenige des Unteroffiziers inbegriffen, fast gänzlich in der Unterabteilung ab, so liegt dagegen das Substrat der Ausbildung des Offiziers bis an die Spitzen des Befehles hinauf vorwiegend in den Übungen höherer Art. Hier tritt namentlich bedeutsam die Gefechtstätigkeit hervor in Angriff und Abwehr, im Bereitstellen und Einsetzen der Kraft. Das Anpassen der Form an die Sache, die Wahl zwischen den zulässigen Modalitäten des Verfahrens, die sinnvolle Durchführung der Aufgabe auch unter nicht vorherzusehenden Friktionen findet hier ihre Veranschaulichung und nicht minder bis zu einem gewissen Grade die feindliche Gegenwirkung, welche, indem sie jede Schablone durchbricht, die Aktion von der festen Regel loszulösen scheint und sie denn doch wieder ihr zuführt.

Ihre Kulmination jedoch erreichen die Übungen bei den großen Manövern, in deren Anlage und Ausgestaltung auch der strategische Kalkül einspielt. Die Ausgangsräume der Operationen sind dann möglichst weit auseinandergerückt, die Anmarschlinien verlängern sich, der Aufklärungs- und Sicherungsdienst tritt in Wirksamkeit, Unterkunft, Verpflegung, Sanitäts- und Trainwesen erheischen besondere Maßnahmen. Alle Mittel moderner Kriegführung werden verwertet: Telegraph und Telephon, Fahrrad und Feldpost, Feldeisenbahn und Luftschiff; Observatorien werden errichtet, Brücken geschlagen, Feldschanzen erbaut. Die Stäbe, rasch formiert, übernehmen die Technik der Leitung; Tag für Tag und Stunde für Stunde entwickeln sie gemäß den Weisungen der Kommandanten ihre bedeutsame Tätigkeit, welche die Arbeit teilt, ohne ihr die Einheitlichkeit zu benehmen, vordenkt, vorsorgt und das Eingreifen, wann und wo es geboten, anbahnt. Schiedsrichter und deren Gehilfen reiten die Linien ab, beobachten und entscheiden zur Stelle; Berichterstatter wohnen der Dispositionserteilung bei und melden deren authentischen Inhalt alsbald der Oberleitung. Diese selbst hat gleich vorwegs mittels „Annahme" und „Auf-

trägen" dem Manöver Richtung und Begrenzung gegeben, in dessen Verlauf sie, die Selbständigkeit der Parteikommandanten behutsam wahrend, nur dann eingreift, wenn Natürlichkeit und Wahrheit der Ausgestaltung es unabweisbar bedingen. Berufen letztlich, Kritik zu üben, übt sie diese in sachlich vornehmer Weise. Man übertreibt schlechterdings nicht, wenn man diese Manöver, die unmittelbar unter der Ägide des obersten Kriegsherrn und der leitenden Einwirkung des Chefs des Generalstabes sich vollziehen, als geradezu mustergültig bezeichnet und den regen Anteil begreift, welchen, wie es auch publizistisch zutage tritt, fremdländische Fachmänner von Ruf an ihnen nehmen.

Was aber, die Causa movens in Betracht gezogen, die Ausreifung des Systemes unserer Übungen in ihrer Gesamtheit so glücklich vermittelt hat, ja sie als eine wahre Vorschule des Krieges ansehen läßt, ist — möge man sich dessen stets bewußt bleiben! — ihre durchwegs feldmäßige Anlage. An Einfachheit sind sie in der Tat kaum zu überbieten. Sie drängen alles, was nach Tand und Spiel artet, bei Seite. Sie sind nicht der Ausfluß überfeinerter Theoreme, welche ja im raschen Pulsschlag des wirkenden Lebens allezeit versagen. Sie geben wertvolle Anregungen, hinterlassen Eindrücke von Dauer. Soweit die eigenartigen Erscheinungen des Krieges im Frieden überhaupt Versinnlichung finden können, finden sie — und dies genügt — dieselbe bei unseren Übungen.

Die Übungen mit gemischten Waffen.*)

Die Ereignisse des Feldzuges 1866, so trübe Erinnerungen sie noch heute in uns wachrufen, haben uns doch nach einer Seite hin unverkennbare Vorteile gebracht. Sie lehrten uns, an Doktrinen zweifeln, deren Autorität lange Zeit hindurch unbestritten und unerschüttert geblieben war, und indem wir mit geziemender Demut Kritik an uns selbst übten, machten wir uns erst geeignet, zu suchen, zu erkennen, fortzuschreiten.

Allein diese Gedankenarbeit, wie mühevoll sie sich auch gestaltete, führte zunächst nicht zu positiven Ergebnissen. Zu unmittelbar waren wir betroffen worden von den Wehen eines unglücklichen Krieges, um den ruhigen Blick und das klare Urteil zu erlangen, die Grundbedingungen jeder Reform auf dem Gebiete der Wissenschaft. Wir schwankten hin und her zwischen den äußersten Gegensätzen, fanden nicht das Maß und das Gleichgewicht, und da der Wahrheit des einen Tages die des nächsten entgegentrat,

*) Vortrag, gehalten 1882 in der Garnison Görz.

vermochten wir nicht zu irgend einem befriedigenden Abschlusse zu gelangen.

Mitten in der Verwirrung der Geister, während noch die Meinungen hart aneinander stießen und deren Abklärung noch nicht zu erzielen war, traten, wie wir wissen, neue kriegerische Ereignisse ein von großem Umfange und weitreichender Bedeutung. Sie wiesen uns den Weg, den wir bislang vergebens gesucht haben. Sie gaben unseren theoretischen Untersuchungen eine praktische Unterlage. Sie belehrten uns positiv und negativ, zeigten uns, was zu tun sei, was zu unterlassen. So baut sich unsere Gefechtslehre vorwiegend auf den Beobachtungen auf, welche wir dem deutsch-französischen Kriege verdanken, auf den Schlüssen, die wir aus ihnen ziehen.

Und wenn wir auch, vorsichtig und bescheiden, das taktische System, zu welchem wir so Schritt für Schritt gelangten, nicht als gänzlich unanfechtbar und einer Besserung schlechterdings nicht mehr bedürftig ansehen, so haben wir denn doch eine Summe von Grundsätzen und Grundregeln uns zu eigen gemacht, denen sicherlich das Kriterion des Sachgemäßen, Anwendbaren, Gesunden innewohnt. Wie weit wir auf diesem Wege gekommen sind, wird einst die ernste Probe der Aktion lehren; daß wir aber beträchtlich weiter kamen, unterliegt auch heute schon kaum einem Zweifel. Unsere Gefechtstaktik steht nun im allgemeinen auf neuer Grundlage fest; sie hat die Kraft und Weihe reglementarer Bestimmung erhalten.

Mit der durchgreifenden Änderung des taktischen Systems war aber auch notwendigerweise eine Modifikation unserer Gefechtsausbildung nach Gang und Methode verbunden. Sie trat langsam und ohne Überstürzung ins Leben. Wir waren konservativ genug, das Gute, das Lebensfähige zu erhalten, und fortschrittlich genug, unsere Kraft auch auf die Momente zu richten, die in der modernen Gefechtsweise den Ausschlag geben. Wir verkennen jetzt so wenig als früher die überragende Bedeutung der moralischen Faktoren und suchen ihnen, so weit es nur immer unsere Wehrverfassung gestattet, Rechnung zu tragen. Um für die Beschwerden des Krieges einigermaßen gerüstet zu sein, gehen wir den Beschwerden des Friedens nicht mehr aus dem Wege. Wir gewöhnen die Masse an Gehorsam, den einzelnen an Selbsttätigkeit. Wir verwerfen alles Unnatürliche, alles Scheinwesen und suchen die Wahrheit, den inneren Kern der Dinge, wo immer sie zu treffen seien. So wenig die bloße Form ohne Inhalt uns irgend einen Wert repräsentiert, so halten wir sie doch in Verbindung mit der Sache

nicht für gering, soferne sie die Elemente der Ordnung, der Zusammengehörigkeit, des unerschütterlichen Verbandes festigt.

Unsere Übungen von heute, welch ein anderes Bild stellen sie dar bei all der Mangelhaftigkeit, die ihnen noch zu eigen sein mag, als die von ehedem. Und unter ihnen nehmen diejenigen einen hervorragenden Platz ein, die wir als die „Übungen mit gemischten Waffen" bezeichnen. Sie eines näheren zu betrachten nach dem Nutzen, den sie gewähren, nach ihrer Anlage und Durchführung, bildet den Gegenstand meiner Auseinandersetzung.

Der Nutzen, den die „Übungen mit gemischten Waffen" bieten, ist nach vielen Richtungen hin ein ganz beträchtlicher.

Vor allem erscheint es als ein erfreulicher Fortschritt, daß die Leitung des Gefechtes verbundener Waffen öfters selbst verhältnismäßig niederen Funktionären in die Hand gelegt wird. Sie gewöhnen sich daran, das taktische Element jeder Waffe vom technischen Elemente scharf zu sondern und, indem sie dieses dem fachmännisch geschulten Kommandanten überlassen, verfügen sie über jenes ohne Vorbehalt und Einschränkung. Sie machen sich sohin los von einer sachlich in keiner Weise begründeten Abhängigkeit, welche nur die Einheit des Befehles stört, nur dessen Kraft unterbindet. In dieser immer wiederkehrenden praktischen Tätigkeit finden sie aber auch den richtigen Maßstab für die Wirkungsfähigkeit jeder Waffengattung und befreien sich von den oft einseitigen Anschauungen ihrer militärischen Erziehung, zumal von der übertriebenen Vorliebe für die Waffe ihrer eigenen Wahl. Sie sehen bei jeder Übung, wie wichtig der Dienst der Reiterei für die Aufklärung der Sachlage, wie fördernd das weitreichende Feuer der Artillerie für Angriff und Verteidigung sich gestalte, während fast überall — ich darf es wohl mit Nachdruck betonen — die Hauptrolle, das Schwergewicht des Kampfes und die Wucht der Entscheidung der Infanterie vorbehalten bleibt. So wird ihnen kraft dieser Erkenntnis die zielbewußte und richtige Verwendung aller drei Waffen eine Sache der Gewohnheit und des Brauches; sie befähigen sich dadurch zum großen Teile für höhere, schwergewichtige Befehlsstellen.

Einen weiteren belangreichen Vorteil dieser Übungen kann ich es wohl nennen, daß durch sie gesunde Anschauungen über das Verhältnis zwischen dem Gefechtszwecke und dem Terrain zur Geltung kommen. Wir haben diesfalls in unserem Zeitalter sehr wechselnde Phasen zu verzeichnen. Wenn man in

der Epoche zwischen 1860 und 1866 über die berechtigten Anforderungen von Seite des Terrains her vornehm hinwegsah und von der lebenden Kraft an sich mehr gewärtigte, als sie, losgelöst von den sie fördernden Elementen, zu leisten befähigt ist; so teilte man im Gegensatze hierzu unmittelbar vor und nach jener Epoche bei jeder taktischen Anordnung und deren Ausführung dem Terrain, den anderen Kraftfaktoren gegenüber, eine weitaus prävalierende Rolle zu. Die Anschauungen des Stellungskrieges machten sich noch geltend, als es sich um den Bewegungskrieg handelte. Die magische Zauberformel der „unangreifbaren Stellungen" war selbst im Kreise der Wissenden noch laut zu vernehmen, als ihr Sinn längst erloschen war. Die gesteigerte Fähigkeit, vornehmlich der Fußtruppe, Bodenschwierigkeiten jeder Art zu überwinden; die außerordentliche Zerstörungskraft der modernen Waffen, welche das bisher allgemein übliche Massieren um Objekte sehr wenig rätlich macht; die erhöhte Biegsamkeit und Manövriertüchtigkeit, die man erlangt hatte: Alles schien danach angetan, dem Terrain den überwiegenden und übermäßigen Einfluß zu entreißen, den man ihm gab; und doch reichte auch dies nicht zu, der alten, so tief eingewurzelten Ansichten auf die Dauer Herr zu werden.

Unzweifelhaft zwar ist die Gestaltung des Bodens für den Kampf auch heute noch von weittragender Bedeutung und gegenüber dem ekrasierenden Feuer der gegenwärtigen Waffen muß namentlich die durch ihn erlangte Deckungsfähigkeit sehr in Betracht gezogen werden. Allein die Rücksicht auf das Terrain ist bei jeder Disposition nur ein Teil der Erwägung, nicht deren ganzer oder auch nur hauptsächlichster Inhalt. Andere Momente fallen gleichgewichtig, ja schwerer lastend in die Wagschale. Erst aus dem Zusammenflusse mehrerer Faktoren — vor allem jenen der Kraft, der Zeit, des Raumes — bilden sich Gefechtszweck und Gefechtsanlage. Daß dem so sei, zeigt die Kriegsgeschichte allenthalben. Auch eine einfache deduktive Betrachtung erweist dasselbe. Das Terrain im Detail ist nämlich der oberen Führung nur selten bekannt. Wenn es dennoch für die Gefechtsverhältnisse einzig oder auch nur vorwiegend ausschlaggebend werden soll, dann liegt ihre Leitung schlechterdings nicht mehr in der Hand der höheren, vielmehr der niederen Kommandanten und dies schließt in weiterer Folge das Zusammenwirken, den Einklang, das streng auf den Endzweck Gerichtete der Aktion völlig aus. Die sinnreichsten Kombinationen, die richtigsten Anordnungen würden dann in der Ausführung ein Spiel des Zufalles; an die Stelle freier Selbsttätigkeit innerhalb der gezogenen Grenzen träte dann fast souverän die

Willkür; was seltene, seltene Ausnahme bleiben soll, das Abweichen vom Befehle, würde zur Regel; Plan, Methodik und Folgerichtigkeit des Verfahrens gingen unbedingt in die Brüche. Die heutigen Übungen, indem sie sich nach Dispositionen vollziehen, welche den Gefechtszweck allem anderen voranstellen, gleichzeitig aber an ihn den Maßstab des Vernünftigen und Ausführbaren legen; indem sie die volle Ausnützung der Terrainvorteile bei dem einzelnen, der Abteilung, dem Körper höherer Ordnung, aber immer innerhalb des Gefechtszweckes, erheischen, stehen auf dem Boden, auf dem sie stehen sollen, geben jedem Kraftelemente das Seine und weisen damit jedem den ihm gebührenden Platz in der Rangstellung an.

Ein nicht minder bedeutsamer Vorteil der Übungen ist die richtige Regelung des Abhängigkeitsverhältnisses in taktischer Beziehung. Die zur Übung verwendete Truppe ist nur selten zur selbständigen Wirksamkeit berufen. Der Schwerpunkt für sie liegt also zumeist nicht in ihr, sondern außerhalb ihrer. Den Grad ihrer Abhängigkeit aber bezeichnet der Auftrag, den sie erhält. Sie muß es somit lernen, was zu lernen so überaus nötig ist, sich in ihrer Rolle zu bescheiden, und aus ihr, wie sehr die Gelegenheit auch locke, nie und nimmer herauszutreten. Sie muß sich fühlen als ein einzelnes Glied des Ganzen, für dieses allein wirksam, ihm sich strenge unterordnend, seinem Ziele ihr Verhalten anpassend vom Ausgangspunkte an bis zum Ende. Denn mit allem Rechte wird es behauptet, „daß der Zusammenhang im Gefechte aus schwachen Einzelerfolgen einen größeren Schlußerfolg erziele, als die stärksten Einzelerfolge, ordnungslos zusammengewürfelt, ihn geben würden“.

Planmäßigkeit der Aktion ist ein weiterer Vorzug solcher Übungen. Aus der Aufgabe entspringt logischerweise der Entschluß, aus dem Entschlusse die Anordnung. Der Zufall hat hier wenig Raum. Jeder Schritt reiht sich gewissermaßen in den Rahmen eines feststehenden Planes ein. Aus den gegebenen Verhältnissen der Kraft, des Ortes und der Zeit resultiert eben, mindestens in den allgemeinen Zügen das Verfahren: es ist planmäßig. Zugleich gestaltet sich der Plan als etwas, was zwar so genau als möglich und so lange als möglich aufrecht erhalten werden soll, aber immerhin eines beträchtlichen Spielraumes nicht zu entraten vermag. Die beständige Einwirkung des Gegners, sowie das Eintreten überraschender Ereignisse machen ihn nicht zu einem Kalkül unbedingter Evidenz, sondern stellen ihn lediglich hin als ein Ergebnis der Wahrscheinlichkeit und der Voraussicht. Die Situationen nun,

in denen es wählen heißt zwischen dem unverbrüchlichen Beharren auf der ursprünglichen Idee und dem entschiedenen Abgehen von ihr, sie, bei denen die richtige Mengung von Kraft und Biegsamkeit in Geist und Charakter sich vollauf bewähren kann, diese äußerst schwierigen und lehrreichen Situationen finden sich bei den besagten Übungen glücklicherweise in Fülle vor.

Als einen nicht minder ins Gewicht fallenden Vorteil dieser Übungen ist es anzusehen, daß sie das Verhältnis, in dem die beiden Grundformen des Gefechtes, der Angriff und die Verteidigung zu einander stehen, endlich in richtiger und anschaulicher Weise praktisch zum Ausdrucke bringen. Sie entsprechen damit allerdings nur den gegebenen reglementaren Bestimmungen. Während nämlich das unmittelbar vor 1859 geltende Reglement fast ausschließlich auf der Grundlage defensiven, jenes vor 1866 auf der Basis offensiven Verfahrens entworfen war, pflegt das derzeit bestehende Reglement beide Formen des Gefechtes mit gleicher Liebe und Gründlichkeit. Es ist dies ein entschiedener Schritt nach vorwärts und doppelt anzuerkennen, wenn man erwägt, welche Irrlehren vor nicht langer Zeit und gerade in unserer Armee über den Wert jener Formen und über die Wahl zwischen ihnen im Schwange waren. Man braucht nur, dies zu erhärten, auf die polemischen Schriften eines sehr gelehrten, Schule machenden österreichischen Militärs und auf die einseitigen, wenn auch geistsprühenden Vorträge eines höheren Offiziers hinzudeuten, die beweisen sollten, was zu beweisen einfach unmöglich ist, daß nur die eine Form — die Offensive — die einzig berechtigte und unter allen Umständen anzuwendende sei. Wir halten heute mit Recht einen anderen Gesichtspunkt fest. Wir fordern zwar den Drang nach offensivem Vorgehen, aber nicht ohne Rücksicht auf die obwaltenden Verhältnisse das offensive Vorgehen selbst. Wir legen allerdings Gewicht auf die Initiative, d. h. auf die Abhängigkeit des Gegners von uns. Diese ist jedoch einerseits nicht nur dem Angriffe, sondern auch einer tätigen, kraftvollen Verteidigung — mindestens dem Orte und teilweise der Zeit nach — eigentümlich, anderseits kommt es überdem viel weniger darauf an, wer die Initiative ergreift, als wer sie unter den Wechselfällen des Gefechtes zu behaupten oder zu gewinnen weiß. Wir verfahren sonach nur im Geiste unseres Reglements, wenn wir die Wahl zwischen ihnen nicht zum Gegenstande gewagter und gefährlicher Abstraktionen, sondern der konkreten, den Umständen Rechnung tragenden Erwägung machen, wenn wir streng nach dem Sinne des epigrammatisch zugespitzten Satzes uns verhalten: Nicht die Offen-

sive ist die starke, die Defensive die schwache Form des Gefechtes, sondern, was etwas ganz anderes besagt, die Offensive ist die Form des Starken, die Defensive die Form des Schwachen.

Letztlich möchte ich auch den ansehnlichen Vorteil nicht unerörtert lassen, der bezüglich der Gruppierung der Streitkraft bei diesen Übungen, vielleicht, besser gesagt, durch diese Übungen sichtlich hervortritt. Das sogenannte geometrische Gesetz, d. i. jenes der Breite und Tiefe, verlangt allerdings eine weit eingehendere Betrachtung, als ich sie jetzt anstellen kann. Wohl aber möchte ich wenigstens das hervorheben, wie häufig wir, wie blutig wir daran gemahnt worden sind, daß eine Erwägung solcher Art nicht bloß eine Sache der Form sei, eine mathematische Spielerei, vielmehr eine Erwägung voll Ernst und Gewicht, voll belebtem und nachhaltigem Interesse. Auch hier zeigt unsere Kriegsgeschichte ein beständiges Schwanken, ein Auf- und Abwogen der Ansichten, ja ein Tändeln mit Liebhabereien, die den Tag kaum überleben, der sie ans Licht gefördert hat. Bald eine übermäßige Ausdehnung der Front, d. h. Schwäche allerorten, wo man Stärke zu haben vermeint, bald eine zu weitgreifende Tiefenstellung, aus der heraus für den Ort der Entscheidung und für den Moment der Entscheidung eine gefechtsmäßige Entwicklung nicht erfolgen kann. Als Reserve bald eine schwache Truppe ohne Kraft und Selbständigkeit, sich rasch aufsaugend und verzehrend, bald eine schwerfällige, ungefüge Masse, die sich fast wie ein teilnahmsloser Zuschauer anläßt im Brennpunkte des Kampfes, dem sie die Richtung, sie den Nachdruck geben sollte. Dazu noch so oft nicht minder in der Defensive als in der Offensive die ziemlich gleichmäßige Verteilung der lebenden Kraft innerhalb des ganzen Raumes, entsprungen dem fehlerhaften Gedanken, alles decken, alles nehmen zu wollen. Unsere gegenwärtige Gefechtsmethode, sich auch bei den Übungen manifestierend, weist von diesem ererbten Übelstande glücklicherweise wenig mehr auf. Wir gewöhnen uns daran, unsere Streitmacht streng nach dem Gefechtszwecke zu verteilen und sie dabei in starken Gruppen zusammenzuhalten; wir trachten dahin eine kräftige Front zu bilden und für den Schutz der eigenen Flanken, sowie für die Bedrohung der feindlichen schlagfähige und schlagfertige Reserven bereitzustellen. Durchdrungen vom Gedanken, daß nirgends ist, wer überall sein will, suchen wir nicht mehr eine Gleichförmigkeit und Regularität, zu welcher bei der so verschiedenen Bedeutung der Gefechtsziele und Gefechtsobjekte die Vorbedingungen sicherlich nicht gegeben sind.

3*

Darf ich mir nun auf Grund dessen, was ich bis jetzt darlegte, ein Urteil über unsere Übungen gestatten, so möchte ich meinen, daß wir mit ihnen in der Tat auf gutem Wege sind. Von Vollkommenheit allerdings kann noch nicht entfernt die Rede sein; Irrtümer, Mißverständnisse und Auswüchse mancherlei Art zeigen sich noch in bedenklicher Fülle. Aber im großen ganzen geht durch diese Übungen ein Zug von Gesundheit und Frische, durchweht sie der Hauch tüchtigen und rationellen Wirkens. Und wie es immer und überall der köstliche Segen der Arbeit ist, daß an ihr und durch sie die Kräfte sich befeuern, daß gewissermaßen die Schwingen im Fluge wachsen; so auch sicherlich und in nicht geringem Grade hier: Was wir unsicher und tastend begannen, Schritt für Schritt begabt es uns mit Maß, Festigkeit und Reife, mit erhöhtem und wohlberechtigtem Selbstvertrauen.

Indem ich nunmehr auf die Anlage der Übungen zu sprechen komme, sehe ich von ihrer Form, als durch die Vorschriften deutlich gegeben, ab und setze gebührend die allseitige Vertrautheit mit derselben voraus. Ich gehe zur Sache selbst über. — Die Annahme, bestimmt die Grundlage der Übung, deren fixen und unwandelbaren Punkt zu bilden, hat ein informatives, der aus ihr fließende Auftrag ein imperatives Gepräge. Welche Forderungen kann und muß man an sie beide stellen?

Von der Annahme heißt es gewiß nichts Ungebührliches verlangen, wenn man vor allem von ihr erwartet, daß sie die militärische Situation, wenn auch bündig, so doch klar, wenn auch gründlich, so doch in scharfen Linien, zeichne; daß sie ein „Zuviel" ebenso ausschließe wie ein „Zuwenig"; daß sie, um es kurz zu sagen, verständig und verständlich zugleich gehalten sei. Sie geht von einer bestimmten Kriegslage aus und sie tut sicherlich wohl daran, nicht allzu weit zurückzugreifen, nicht relativ kleine taktische Verhältnisse, wie sie doch bei solchen Übungen vorwalten, an das vaste Gebiet großer strategischer Kombinationen zu knüpfen und damit Ergebnisse hervorzurufen, die ganz besonders verhütet werden sollten: Befangenheit und Verwirrung in der Auffassung der Grundidee; Schwanken und Zögern in deren praktischer Verwirklichung.

Was den Auftrag anlangt, so wird er zunächst in richtigen Grenzen zu halten sein und denjenigen, der ihn auszuführen hat, bei aller Selbständigkeit, die ihm, soferne sie berechtigt ist, auch nicht um eines Haares Breite verkümmert werden soll, gebieterisch veranlassen, im allgemeinen eine bestimmte, sich scharf abhebende

Richtung des Verfahrens einzuschlagen. Er wird einfache Verhältnisse schaffen und damit in Wahrheit kriegsgemäße Verhältnisse; er wird aber auch die Einheit der Aktion ermöglichen, indem er dafür sorgt, daß verschiedene Ziele, wenn sie überhaupt sachlich zulässig sind, nicht gleichzeitig angestrebt, sondern, wie es Theorie und Erfahrung verlangen, hintereinander gelegt werden. Wie gründlich und genau bemessend der Auftrag betreff der Rolle einer jeden Partei sein soll, darf er doch keineswegs zu sehr detaillieren und von allem Anfange her bestimmen wollen, was bei den Übungen nicht minder als im Felde Sache der Entwicklung, der reifenden Lage, des nach und nach sich klärenden Urteiles bleiben muß.

Bei der ganzen Anlage der Übung soll deren Leiter, was allerdings nicht eben leicht ist, sich in den Geist derjenigen zu versetzen wissen, die nach seinen Annahmen und Aufträgen zu handeln haben. Vor seinen Augen soll sich das Bild entrollen, welches die Übung, falls sie formgerecht und sachgemäß sich ausgestaltet, bieten dürfte; seine Phantasie muß das Gewordene zu sehen vermögen, da es kaum erst im Werden ist. Denn dies bildet offenbar die unerläßliche Vorbedingung für die Definierung der Aufgabe, für die Zuweisung der Räume und Bemessung der Kräfte: für das, was der Aktion ihre eigenartige Färbung verleiht. Und, was nicht unerwähnt bleiben darf, wenn der Übungsleiter wirklich, wie er es soll, ein Lehrer, ein Bildner zu sein beansprucht, dann vermeide er, in weiser Selbstbeschränkung, die Dinge durch Spielen und Künsteln widernatürlich zu gestalten und begnüge sich damit, statt spitzfindig erdachter und meist willkürlich gelöster Ausnahmsfälle die regelmäßigen, stets wiederkehrenden und eben darum so überaus nützlichen gewöhnlichen Gefechtsverhältnisse erstehen zu lassen.

Indem ich mich nun der Durchführung der Übungen zuwende, beschränke ich mich auch hier auf Andeutungen, über die hinauszugehen mir eben nicht rätlich erscheint, da ich ja sonst das ganze Wissensgebiet der Taktik in seiner ganzen Reichhaltigkeit berühren müßte.

Die Durchführung der Übungen knüpft sich logischerweise ihrer Anlage an. Je inniger dies geschieht, desto besser. Was die Anlage noch in unbestimmten Zügen gibt, bestimmt die Durchführung genau, wo jene generalisiert, individualisiert diese — die erstere erschließt die Richtung des Willens, die letztere die Richtung der Kraft.

Der Kommandant eines jeden Teiles ist zunächst nur dürftig unterrichtet. Wie vollkommen er auch darüber im Klaren sei, was er an sich zu tun hätte — über die Art der Gegenwirkung des Feindes weiß er wenig oder nichts, ist er auf bloße Vermutungen und gewagte Schlußfolgerungen angewiesen. Und doch bildet dies ein wesentliches, fast unerläßliches Moment seines Kalküls. Denn dem Wollen auf der einen Seite — wie kräftig es auch sei — steht das Wollen auf der anderen, der Tat auf der einen Seite — wie vernünftig sie sich auch gestalte — die Tat auf der anderen Seite entgegen. Das Gesetz der Polarität tritt hier in seine bedeutsamen Rechte. Es muß somit eine angelegentliche Obsorge der Parteikommandanten sein, von allem Beginne her den Kreis ihrer Erkenntnis weiter, immer weiter zu ziehen und sich dadurch jene positiven Anhaltspunkte zu beschaffen, auf Grund deren sich die Art des Verfahrens erst endgültig festsetzen läßt. Zu dem Verständigen der Anlage muß eben auch das Ausführbare derselben treten. Zur Erreichung dessen steht nun die Reiterei mit ihrer aufklärenden Tätigkeit zu Gebote. Sie soll, soweit es nur immer nötig und möglich erscheint, in der Zone des wahrscheinlichen Wirkungsfeldes des Gegners vordringen und da mit militärischem Auge erkunden, was zu erkunden ist. Der Versuch hierzu erfolgt nun allerdings auch bei unseren Übungen. Leider stellt sich dabei zumeist ein bedenklicher Übelstand ein. Die Kavallerie der einen Partei stößt nämlich gemäß dem natürlichen Gange der Dinge auf diejenige der anderen Partei. Beide aber sind gemeinhin so schwach, daß sie sich in einzelne Patrouillen auflösen, ohne einen festen Kern verfügbar zu halten. Unter solchen Umständen ist nicht daran zu denken, den supponierten Widerstand des Gegners zu brechen, und die Aufgabe, über dessen Anmarsch und Entwicklung sachkundig zu berichten, wird somit fast undurchführbar. Was dunkel und verhüllt war, bleibt es zunächst auch. Eine Remedur hierfür würde nur dann zu finden sein, wenn durch das Eingreifen der Übungsleitung eine Information zu rechter Zeit und so weit, aber auch nur so weit Platz griffe, als sie vor dem Feinde einzutreten pflegt.

Auf Grund des Vergleiches des eigenen Gefechtszweckes mit dem Gefechtszwecke des Gegners und der Maßnahmen, die man selbst zu treffen willens ist, mit denjenigen, die der Feind sichtlich oder voraussichtlich ins Werk setzt, entsteht nun der Plan für das Verfahren. So wenig ich gesonnen bin, das letztere in aller seiner Mannigfaltigkeit eingehend darzulegen, möchte ich bezüglich des ersteren die geradezu klassischen Worte eines hervorragen-

den Schriftstellers ins Gedächtnis zurückrufen, die bei ihrer knappen Form in der Tat fast alles sagen, was da überhaupt nur zu sagen ist. In seinem Werke über Taktik spricht sich in dieser Richtung Rüstow folgendermaßen aus: „Der Plan darf nicht Kräfte als verwendbar annehmen, die an einem bestimmten Punkte, in einer bestimmten Stunde nicht verwendbar sind; er darf nicht auf die Benützung eines Raumes rechnen, der erst zu erwerben ist, ohne die Wege zu bezeichnen, auf welchen man zu dem Erwerbe gelangt; er darf nicht über eine Zeit verfügen, die ihm nicht gehört." — „Der Plan muß auch der Führung den notwendigen Spielraum lassen; er muß das Eintreten und die Wirkung unvorhergesehener Fälle tunlichst beschränken, indem er durch Einfachheit die Zahl der Möglichkeiten reduziert; durch Zusammenhalten der Kraft dafür sorgt, ihnen gewachsen zu bleiben; durch Herausheben einer Haupthandlung, die aus seinem positiven Zwecke entspringt, Wert und Einfluß der Nebenhandlungen vermindert." — „Hast du die Handlung einmal begonnen, so gehe entschlossen deinen Weg! Lasse dich nicht voreilig bestimmen, deinen Plan zu ändern! Erinnere dich, daß es wahrscheinlicher sei, du habest bei deiner Überlegung vor der Handlung, da du in Ruhe alle Möglichkeiten erwogst, das Richtige getroffen, als du habest dich damals geirrt und werdest es jetzt in der Aufregung der Handlung finden." — „Wer im Kriege alles überlegen und nur dem Gewissen nachstreben wollte, der würde gar nichts beginnen können — es gibt keine Versicherungs-Anstalten für den Erfolg. Du mußt also wagen, so oft du handelst! Erwäge reiflich, aber was du nicht übersehen konntest, stelle getrost in Gottes Hand! Alles Unglück, welches du dir in einer schwarzen Stunde als möglich vorstellst, trifft gewiß nicht ein, und alles Glück, welches kommen kann, bleibt auch nicht aus."

So viel über den Plan. Und nun noch einige Betrachtungen über das Verfahren selbst aus Anlaß und auf Grund unmittelbarer, wenn auch in bescheidenen Grenzen gehaltenen Erfahrungen!

Die Aktionen, wie sie sich bei den Übungen gestalten, sind fast ausnahmslos im Sinne der Vorschrift und aus triftigen Motiven zunächst Renkontre-Gefechte. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß in jedem einzelnen Gefechtsmomente nur die eine Partei die Offensive zu bewahren vermag, während die andere, wenn auch sehr wider Willen, sie vorläufig aufzugeben sich bemüssigt sieht. Die beiden Grundformen des Gefechtes kommen somit allezeit zur Erscheinung und Geltung. Nach welchen Axiomen und in welcher Weise nun Angriff und Verteidigung anzulegen sind, darüber spricht sich unser Reglement in geradezu meisterhafter Art

aus. Auf wenigen Blättern finden sich in ihm Thesen voll Wahrheit, Gründlichkeit, Tiefe, prägnant in ihrer Fassung, gedankenreich nach ihrem Inhalte. Da ist der Ort — fern von aller Schönfärberei betone ich es als den Ausdruck innerster Überzeugung — wo jeder, der guten Rat sucht, ihn auch wirklich findet. Und doch, gestehen wir es unverhohlen, wie oft wird bei den Übungen, wenn auch im besten Glauben, gegen Buchstaben und Geist unserer trefflichen Vorschrift gesündigt!

In der Verteidigung, eben jener Form, welche, vermöge ihres minder einfachen, verschiedene Aufgaben zugleich umfassenden Gepräges, ganz besondere Anforderungen an die Begabung der Führer und an die Tüchtigkeit der Truppe stellt, wie häufig vermissen wir da das Einhalten ihrer Grundgesetze: strenges Zusammenhalten und Ökonomie der Kraft; Wechsel zwischen direktem und indirektem Schutze; Freiheit des Manövers innerhalb des von ihr gewählten Raumes und über ihn hinaus. Wie oft finden wir da Stellungen, frontal übermäßig besetzt, förmlich starrend von Verteidigern, wo in dieser Massenentfaltung niemand ihrer bedarf; dagegen in ungebührlichster Art vernachlässigt in den Flanken, auf die dann naturgemäß der Druck des Gegners am schwersten fällt, und durch deren Einstoßen zumeist die Entscheidung in endgültiger Weise gegeben wird.

Im Angriffe, dessen ganzer Charakter heute mehr denn je einerseits die sorgsam, mählich heranreifende Vorbereitung, andererseits, wenn die Würfel einmal rollen, die höchste, die unbeugsamste Tatkraft erheischt: Wie oft finden wir bei den Übungen sein Wesen verkannt, sein Bild verzerrt. Ein Überhasten und Übereilen in seiner ersten Phase, welches die Anwendung mühsam erlernter Formen und die Ausnützung greifbarer Bodenvorteile schlechterdings nicht ermöglicht; ein Zögern, Zagen und Rückhalten in seiner letzten Phase, wo alle Kräfte nach einer Richtung gedrängt, nach einem Ziele bewegt, sich unaufhaltsam Bahn brechen sollten — übermäßige Kühnheit demnach in der Vorbereitung und übermäßige Vorsicht in der Durchführung, also genau das Gegenteil dessen, was sein soll: Treten nicht, möchte ich fragen, so bedauerliche Erscheinungen nur zu unverkennbar bei vielen Übungen zutage?

Doch ich will, indem ich zum Schlusse komme, nicht allzusehr Grau in Grau malen. Selbst aus unseren Fehlern — und wer fehlt nicht? — lernen wir ja. Und was wir auf diesem Gebiete uns eignen in der Spannkraft unseres Geistes, in der Frische und Unmittelbarkeit der Aktion, im raschen Fluge der drängenden Zeit,

was, ich möchte sagen, in unseren Verstand eingezogen ist durch das Tor der Sinne; wie ungleich höher steht es, wie weit kostbarer wird es uns als all das, was wir im Wege der Theorie mühselig und zweifelhaft und aus fremder Anschauung erworben haben!

Trefflich angelegt, wie es alles in allem das System unserer Übungen ist, wird es dereinst sonder Zweifel seine nährenden Früchte tragen und allen denen zur Förderung gereichen, die nach Maß ihrer Einsicht an dem Werke tätig sind, die im Vollbewußtsein ihrer Pflicht und im Höhenpunkte ihrer berufsmäßigen Aufgabe ihm sich hingeben ganz und ungeteilt als Männer, als Soldaten, als wahre Führer und Bildner!

Militärische Arbeit.*)

Ein österreichischer Reichsrats-Abgeordneter hat kürzlich in absprechender Weise auf die großen Anstrengungen hingewiesen, die man den Landwehrtruppen bei den letzten Manövern zugemutet habe, und diesfalls durchgreifende Remedur begehrt.

Die Tatsache nun, daß bei den großen Übungen die Kräfte der Truppe, und zwar, wie wir hervorheben müssen, nicht nur seitens der Landwehr und nicht nur seitens der Mannschaft beträchtlich angespannt werden, ist vollkommen zutreffend; sie bildet aber, wenn man genau und ernst prüft, gewiß keinen Gegenstand berechtigten Tadels, sondern ist vielmehr die unerläßliche Konsequenz eines wohlbegründeten, systematischen, durch Buchstaben und Geist unserer Vorschriften bedingten Verfahrens.

Vergleicht man unsere Ausbildung vor dem Jahre 1866 mit der Ausbildung unserer Zeit, so ergeben sich allerdings tiefgreifende Unterschiede: die Anforderungen haben sich ansehnlich gesteigert und mit ihnen die Mühen; ein Geist der Arbeitsfreudigkeit durchdringt alle Teile und Glieder der bewaffneten Macht, ein edler Wettstreit in Anstrengung und Erfolg ist allenthalben wahrzunehmen und wahrlich zur Förderung des Ganzen, zu dessen Erstarken und Gedeihen.

Und dem sollte nun entgegengetreten werden? Was eine ganze Generation mühsam und in beharrlichem Streben sich selbst abgerungen hat, sollte man jetzt leichten Sinnes dahingeben, sollte zurückhalten, wo man gespornt, sollte die Ernte vernichten, deren Saat man tief in den Boden gesenkt hat? — Nein!

*) Erschienen 1891 im „Armeeblatt".

Mag immerhin das geflügelte Wort eines hochverdienten österreichischen Kriegsmeisters, „die Friedensübungen sollen derart angelegt werden, daß die Beschwerden des Krieges als eine Erleichterung sich anlassen", aus naheliegenden Gründen nicht zur vollen Wahrheit erwachsen; es bleibt denn doch sonder Zweifel für jede Kriegsverwaltung, die sich ihrer Verantwortung bewußt ist, der Gegenstand nie rastender Sorgfalt, die Leistungsfähigkeit der Truppe im Frieden methodisch zu steigern und sie derart auf den Grad zu bringen, der es ihr ermöglicht, sich im blutigen Ernste des Krieges ehrenvoll und sieghaft zu bewähren.

Dies geht natürlich nicht ohne schwere Unbequemlichkeiten vor sich; es erfordert herbe Pflichttreue und mannhafte Selbstentäußerung — eben die militärischen Tugenden, welche liebevoll zu hegen und zu pflegen, eine der wesentlichsten Aufgaben jeder umsichtigen Heeresleitung zu allen Zeiten gebildet hat. Namentlich die Marschleistungen sind es ja — „der Sieg liegt in den Beinen des Soldaten" — welche mit Recht als die Vorbedingung der Gefechtsleistungen erachtet werden, und bekanntlich fallen durchschnittlich auf wenige Kampftage viele Marschtage; hieraus aber ergibt sich die Notwendigkeit, daß ein jeder, bis an die untersten Stufen des Befehles hinab, sich hierüber Erfahrungen sammelt, und die gewinnt man eben nur bei ausgreifender Bewegung und im großen Verbande — da lernt man seine Leistung richtig schätzen und sich selbst fühlen; was die Betrachtung des modernen Krieges sattsam gezeigt hat: die hohe Tragweite der Überwindung von Marschfriktionen tritt erst derart greifbar und anschaulich an einen selbst heran.

Gewiß, wir wiederholen es, erwachsen aus so angelegten Übungen Strapazen und aus den Strapazen leider auch Kraftabfälle. Aber das Bewußtsein ertragener Beschwerden gibt auch Selbstgefühl und moralische Hebung, und, was die Abfälle betrifft, bedeuten sie vom militärischen Gesichtspunkte aus, und der fällt wenn auch nicht ausschließlich, doch einigermaßen in Betracht, lediglich die Ausscheidung nicht kriegsbrauchbarer Elemente, welche rechtzeitig vorzunehmen das allgemeine Interesse erheischt wie das besondere.

Weiters ist nicht zu übersehen, daß alle Übungen, wenn sie überhaupt einen greifbaren Zweck haben sollen, kriegsgemäß angelegt werden müssen, d. h. daß sie diejenigen taktischen Operationen nicht trennen dürfen, die im Felde stets ineinandergreifen, also trotz aller wahrlich nicht geringen Anstrengungen, die dies

hervorruft, Marsch, Gefecht und Sicherung kontinuierlich aneinanderreihen.

Man vergegenwärtige sich nur das schöne Bild der großen Übungen dieses Jahres! Wie allüberall das Streben vorherrschte, der Wirklichkeit so nahe als möglich zu kommen, und hierfür alle Kraft des Intellekts und der kriegerischen Moral einzusetzen! Wie gehoben dann aber auch die Truppe erschien im Bewußtsein der redlich erfüllten Pflicht! Welche verständnisvolle Billigung seitens urteilsfähiger und streng prüfender Fachmänner, welche Anerkennung von berufenster Seite der ganzen Anlage und Durchführung zuteil ward!

Und ungeachtet aller Anstrengungen und Entbehrungen ließ der Gesundheitszustand der Truppen in Wahrheit wenig zu wünschen übrig; und wenn selbst einzelne wirklich durch die Fatiguen vorzeitig ihrem bürgerlichen Berufe und Erwerbe entrückt worden sein sollten, so sind es eben einzelne, die man allerdings möglichst schadlos zu halten gegründeten Anlaß hätte. Auch schließt der Gebrauch der Kraft die Ökonomie des Kraftverbrauches keineswegs aus; ja, indem man so weit und nicht weiter in den Anforderungen geht, als es nötig und tunlich ist, gewinnt man eben Erfahrungen und mit diesen praktische Einsicht und billige Mäßigung.

So rühre man denn nicht an einem Systeme, das mitten im Frieden einigermaßen vertraut macht mit den Erscheinungen des Krieges, das leicht zu durchbrechen ist, schwer aber wieder herzustellen, rühre nicht an dem gesunden, zielförderlichen Vorgehen, das sich bereits wirksam Bahn gebrochen hat, und verständig, wie es ist, auch allgemeines Verständnis findet! „Den Schweiß stellten die Götter vor die Tugend."

Nach den großen Übungen.*)

Unsere großen Übungen sind nun für dieses Jahr zum Abschlusse gelangt. Über die Art, wie sie sich ausgestaltet haben, liegen Urteile in reicher Fülle vor. Auch ausländische Fachmänner, nunmehr durch den Augenschein gründlich belehrt, schätzen achtungsvoll den Gehalt unserer Armee. Der deutsche Kaiser, scharfen Blickes, hat ihre Leistungen zu würdigen gewußt. Und in oberster Instanz hat unser Allerhöchste Kriegsherr die Teile und Glieder der bewaffneten Macht insgesamt mit einer Ansprache beglückt, voll der Huld, der Anerkennung.

*) Erschienen 1891 im „Armeeblatt".

Allenthalben haben die Truppen ihre Schuldigkeit getan. Beschwerden ertrugen sie standhaft. Entbehrungen benahmen ihnen nicht den guten Mut, die Tatenfreude. Immer und immer haben sie den Geist der Ordnung und der Manneszucht, das feste Gefüge unerschütterlich bewahrt, das ja den Wertmesser soldatischer Tüchtigkeit ausmacht.

Wie das kaiserliche Wort es rückhaltlos kundgibt, zeigt die Ausbildung der Truppen belangreiche Fortschritte. Unverkennbar zutage getreten ist die Selbsttätigkeit der Führer, ihr durchdachtes Eingehen in den Sinn der ihnen erteilten Befehle, die Schlagfertigkeit und Schlagkraft im drängenden Augenblicke. An durchgeistigter Anordnung, an tiefem Verständnisse, an willigem Gehorsam und somit an einem einheitlichen und erfolgreichen Wirken hat es nirgends gefehlt. Es waren in der Tat für unsere Armee Tage der Ehre.

Eine ruhige Zeit wird nun der spannenden Erregung folgen. Wieder erhebt sich unabweisbar das Postulat nüchterner, anhaltender, harter Arbeit. Geduldiges, liebevolles Eingehen in die so gering scheinenden und doch so schwergewichtigen Einzelheiten des Dienstes ist nunmehr die Losung auf viele Monate hinaus. Das Material der Ausbildung wechselt zum großen Teile, Schüler und Lehrer stehen sich zunächst wieder meist fremd gegenüber — aber unverändert bleibt die Forderung intensiv betriebener Ausbildung mit den Mühen und Sorgen, die sich an sie knüpfen.

Manches wird überdem, sei es auf positivem, sei es auf negativem Wege bei den Manövern zu lernen gewesen sein, mancher Mangel wird sich dem kundigen Auge erschlossen haben, hie und da wird auch, was gut befunden ward, sich noch bessern lassen.

Frisch auf denn, von neuem ans Werk! Immer vorwärts und immer voran! Stets an das Bestehende besonnenen Fortschritt geknüpft! Allezeit den einen Fuß im Ausschreiten, während der andere fest auf dem Boden ruht! Da mit dem gesteigerten Selbstvertrauen die Schwingen uns gewachsen sind, so gehe der Flug immer mehr nach oben!

So fassen wir den Geist auf, der getreu den uralten, den hochehrwürdigen Traditionen unserer Armee in ihr waltet. Befeuert durch die allgemeine Anerkennung, in sich und über sich erhoben durch das kostbare Gnadenwort des Kaisers, fühlt die Armee in weiser Erkenntnis der Dinge, in Vorsicht und Voraussicht, daß der Krieg denn doch noch weitaus gesteigerte Anforderungen an uns alle stellt, und daß unaufhörlich in strengstem Erfassen seiner Berufspflicht arbeiten müsse, wer ihr mit Erfolg und in Ehre

entsprechen soll. Möge man so dereinst nach der Feuerprobe ernster Tat uns nachrühmen können: Sie waren Männer, die das Lob verdienten, denn sie wußten es in Bescheidenheit und Würde, wußten es in voller Entfesselung ihrer Kraft zu tragen — ‚viri justi et propositi tenaces!'"

Die einfache taktische Umgehung.*)

„The best way to come to truth, is to examine things, as really they are, and not to conclude they are, as we have been tought by others to imagine". (Locke.)

„Der beste Weg zur Wahrheit zu gelangen ist der, daß man die Dinge untersucht, wie sie wirklich sind, und nicht schließt, sie wären so, wie es andere uns zu glauben gelehrt haben.

Seit geraumer Zeit ist da und dort die taktische Umgehung in Acht und Bann getan. Sie wird in einigen Schulen zumeist kurz und vornehm als durchwegs unzulässig erklärt. In manchem trefflichen Reglement mag man das Wort „Umgehung" vergeblich suchen. Bei den Übungen wagen es, namentlich in gewissen Armeen, nur wenige, diese Verfahrungsart anzuwenden, und wenn sie selbe denn doch aus nicht abzuweisenden Gründen einschlagen, so gewärtigen sie nichts weniger als Billigung.

Woraus resultiert dieser Zustand? — Zunächst wohl aus der natürlichen Reaktion gegen die unmittelbar nach 1866 grassierende Umgehungstheorie, die, indem sie sich ausschließlich das Geheimnis des Erfolges zuschrieb, arg übertrieben und dadurch die Sache geschädigt hat, der sie zu dienen vorgab. Und weiters, als man, von einem Extrem zum andern schreitend, die Umgehung fortan gänzlich bei Seite geschoben hatte, aus einer Art von Gewohnheitsrecht, das es zu einer Untersuchung nach Gründen und vom Grunde her nicht kommen läßt, aus dem, was man „den tiefen Schlummer einer einmal entschiedenen Meinung" nennt.

Es ist die Zeit da, die Frage wieder zu stellen und sie mit unbefangenem Geiste zu lösen. Und dies um so mehr, als die Neubewaffnung der Infanterie wohl überhaupt die überkommenen taktischen Lehrbegriffe nach mancher Richtung hin ausweiten oder einschränken muß.

Freilich Umgehungen, wie sie mitunter unsere Kriegsgeschichte, zumal am Ende des vorigen Jahrhunderts, aufweist, sind nicht geeignet, für diese Angriffsform sonderlich einzunehmen. Verkünstelt in der Anlage und verzerrt in der Ausführung, blieben sie den Postulaten einer ernsten Kriegführung fremd. Sie zeigten

*) Erschienen 1892 in „Streffleurs Österreichisch-Militärischer Zeitschrift".

lediglich, was heutzutage als selbstverständlich gilt, daß in der Regel den Erfolg des Gefechtes nur zu erlangen vermöge, wer eben das Gefecht nicht scheue. Aber das Mißlingen, verursacht durch die falsche Anwendung irgend einer Form, enthält gegen diese selbst keine Beweiskraft. Denn jede Form hat natürlich ihre unantastbaren Gesetze und scharf gezogene Grenzen für den Gebrauch. Auch tut es die Form nie allein; es kommt auf den Sinn an, der ihr zugrunde liegt, auf den Geist, der aus ihr atmet.

Doch treten wir nun der Sache näher!

Was ist das Gemeinsame, was das Unterscheidende der beiden Arten des flankierenden Angriffes: der Umfassung und der Umgehung? Wie definieren sie sich sonach?

Umfassung und Umgehung sind beide im Gegensatze zum frontalen Angriffe zu denken. Beide, bestrebt, eine über das Maß der Notwendigkeit hinausgehende Abnützung der Kraft zu vermeiden, trachten Stärke gegen Schwäche, breite Front gegen schmale Front oder Flanke zu kehren und, indem sie rechtzeitig in den entscheidenden Raum entscheidende Kraft bringen, das so wirksame Moment der Überraschung zu werten. Man darf sie wohl, im Gegensatze zum mechanischen, fast lediglich auf die Wucht der Masse sich stützenden Frontalstoße, durchgeistigte Formen künstlerischer Anlage nennen.

Was Umfassung und Umgehung auseinanderhält, läßt sich kurz, wie folgt, darstellen: Der Anmarsch zur Umfassung vollzieht sich in engerem Gefechtsbereiche und in minder ausgreifendem Bogen als der Anmarsch zur Umgehung; jene wendet sich gegen den Flügel, diese gegen Flanke oder Rücken des Gegners; jene zwingt den Feind zur Verlängerung, diese zur Veränderung seiner Front. Den Gegner mittlerweile festzuhalten, bedarf die Umgehung, eben weil sie weiter ausgreift, stärkerer Kräfte als die Umfassung; auch sie jedoch, dies muß klargestellt werden, weicht der unmittelbaren Waffenentscheidung keineswegs aus. Überdies kann der Entschluß zur Umgehung nicht leicht wie der zur Umfassung im Drange des Gefechtes selbst heranreifen, denn erstere bedarf sorgsamer Vorbereitung und günstiger Verhältnisse des Raumes sowie der Zeit.

Und nun die Folgerungen hieraus.

Die Umgehung greift weiter aus als die Umfassung. Wie weit dies sein solle oder dürfe, läßt sich wohl aus einer mathematischen Formel nicht herleiten. Aber jedenfalls nicht so weit, daß die Truppe in dem Zeitpunkte ferne dem Gefechtsfelde ist, da die Sachlage zur Entscheidung drängt. Das Ausgreifen

ist ja nur Mittel und dessen Zweck — auf ihn kommt es an — bildet, wie ich schon darlegte, der Kampf. Sicherlich nun, je größer die Entfernung zwischen der die Front festhaltenden und der flankierenden Truppe wird, desto schwieriger gestaltet sich die einheitliche Befehlgebung, desto loser wird naturgemäß der Zusammenhang der beiden Teile, desto minder gewachsen ist ein jeder den plötzlich herantretenden Wechselfällen, verursacht insbesondere durch die Gegenwirkung des Feindes. Dieses Moment also — es zu leugnen, wäre töricht — spricht sehr zugunsten der Umfassung. Dieses Moment, aber ist es denn das einzige oder ausschlaggebende?

Es kommt vielmehr hier folgender Umstand in Betracht: Wenn man sich, wie es bei der Umfassung der Fall ist, lediglich auf eine verhältnismäßig schmale Anmarschzone beschränkt sieht, kann man eben nur diese sich dienstbar machen und muß somit notwendig auf alle Vorteile der Bodendeckung, soferne sie außerhalb jener Zone fallen, verzichten. Wer wird dies, wenn es nicht unbedingt erforderlich ist, den Waffen von heute gegenüber wollen und dürfen? Es gliche ja ein solches Vorgehen etwa der einst herrschenden Doktrin, das Waldterrain zu vermeiden, weil es den Zusammenhang löse und die Einheit der Befehlgebung beträchtlich erschwere. Diese Erwägung kommt also nachdrücklich der Umgehung zugute und sie ist, Gesichtspunkt wider Gesichtspunkt gehalten, in vielen konkreten Fällen die maßgebende.

Die Umgehung wendet sich gegen die Flanke oder den Rücken, nicht wie die Umfassung gegen den Flügel. Der Angriff eines Flügels, wenn er nicht ausreichend gestützt ist, erscheint jedenfalls berechtigter als der reine Frontalangriff, denn er stellt gefechtsmäßig entwickelte Kraft einer erst heranzuziehenden Kraft entgegen; diese ist jedoch bereitgestellt, sie hat es mit geklärten Verhältnissen zu tun und bei einsichtiger Führung tritt sie derart in festem Gefüge da ein, wo sie einzutreten gewärtigte. — Wie ungleich vorteilhafter ist jedoch der Angriff von der Flanke her, der stets überraschende Momente enthält, stets beängstigend einwirkt, und dessen die Front der Länge nach bestreichendes Feuer sehr erschütternd sich gestalten kann! Von diesem Gesichtspunkte aus ist demnach das Verfahren bei der Umgehung eindringlicher und nachhaltiger zu nennen, als dasjenige bei der Umfassung.

Die Umfassung zwingt den Feind bloß zur Verlängerung, die Umgehung aber zur Veränderung der Front. Die Verlängerung der Front nun ist ein Vorgang,

auf den jeder Verteidiger gefaßt sein muß, sie ist durch rückwärtige Treffen leicht zu bewerkstelligen und sobald sie einmal durchgeführt erscheint, wird der umfassende Angriff ein frontaler, demnach ein solcher, den man zu vermeiden gegründete Ursache hat. Welche Verschiebungen hingegen bringt die Veränderung der Front mitten im Gefechte hervor, wie unterbricht sie den Zusammenhang, wie lockert sie das Gefüge, wie schwer ist sie herzustellen, wie leicht zu stören, und wie sehr führt sie, alles in allem, zum Gegenbilde der planmäßigen, der geordneten Abwehr! Somit abermals ein Vorzug der Umgehung.

Doch nun die Gefahr des Umgehens, von der man so vielfach spricht und so wenig weiß. Sie ist unter den heutigen Gefechtsverhältnissen minim zu nennen. Denn der Vorstoß wider die festhaltende Gruppe bedingt zunächst Kenntnis ihrer Stärke und die erlangt man erst nach und nach und im Kriege wenigstens nicht mühelos. Und da die hochgesteigerte Wirkung des Feuers ja zumeist das hinhaltende Gefecht begünstigt, so gewinnt Zeit leicht, wer lediglich Zeit gewinnen will. Die festhaltende Gruppe, genügend mit Kraft ausgestattet und geschickt geleitet, ist eben nicht in plötzlichem Anfalle zu werfen; sie muß methodisch angegriffen werden mit allmählichem Einsetzen der Truppe aus der Tiefe heraus und sohin mit bedeutendem Verbrauche von Zeit. Dies aber kommt der umgehenden Gruppe sehr zustatten; bevor sie sich selbst ernstlich bedroht sieht, hat sie, unter der Voraussetzung, daß sie, im vollen Verständnisse ihrer Aufgabe, zwar verborgen, aber in kühnem, unaufhaltsamen Zuge vorgeht, den kritischen Moment hinter sich und gute Aussicht, dem Gegner die Krisis zu bereiten. Und wäre es denn auch, was ich nicht einzuräumen vermag, daß die Umgehung besondere Gefahren in sich schließe; mehr als irgendwo anders gilt ja im kriegerischen Leben der Wahrspruch: Ohne Einsatz kein Gewinn, ohne Wagnis kein Erfolg!

Alle diese Erwägungen, die aus dem natürlichen Menschenverstande erfließen, sind durch die Kriegsgeschichte leicht zu stützen. Die Erfahrung, falls man sie nur beachten will, lehrt eben nichts anderes, als es die Einsicht in die Natur der Dinge lehrt. Und wenn man unbefangen prüft, ist man wohl berechtigt zu sagen, daß die Form der Umgehung manchen entscheidenden Schlachten der jüngsten Zeit geradezu ihr Gepräge aufgedrückt hat. Man rang und rang in der Front und an den Flügeln beharrlich und doch vergeblich, bis das Schwergewicht ausgreifender Flankierung sich geltend machte. Allerdings war dies nie eine Umgehung, welche die Truppen vom Gefechtsfelde hin-

wegzog, vielmehr sie ihm zuführte, und zwar Truppen festen Gefüges und fast intakt in ihrer Gefechtstätigkeit.

So ist die einfache taktische Umgehung kraft der ansehnlichen Vorteile, die sie bietet, und kraft der geringen Gefahr, der sie unterliegt, also vom positiven und negativen Standpunkte her, eine wohlberechtigte Form des Angriffes, und wer sie, wie es ja nicht selten geschieht, vom Prinzipe aus abweist, verzichtet, einem den geistigen Blick trübenden Vorurteile anheimgegeben, auf ein Verfahren, das in vielen Fällen allein zum Erfolge führt. Freilich nur in vielen, nicht in allen, zumal als bei der Wahl der Form die Anmarschverhältnisse, der Raumfaktor, das Zeitmoment auch ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben. Der Standpunkt also, die Umgehung schlechterdings zu unterwerfen, läßt sich wohl in Schulen behaupten, wo man bekanntlich, wie man muß, auf die Worte des Lehrers schwört; er läßt sich bei Friedensübungen behaupten, denn da wiegt leider und leidhaft mitunter der Satz vor: „Hoc volo, sic jubeo!“ — im Kriege, das will ja auch etwas besagen, läßt er sich nimmer behaupten.

Die Beförderungsvorschriften.

Die Beförderungsvorschrift.*)

I.

Unser Heer hat dem gegenwärtigen Kriegsminister unzweifelhaft und unleugbar sehr viel zu verdanken. Als nach manchen schweren Erschütterungen und Enttäuschungen dem Feldmarschallleutnant Baron Kuhn das Kriegsportefeuille und damit Macht und Verantwortung übertragen wurde, sah es in der Armee geradezu düster aus. Denn sie entsprach nicht mehr den gebieterischen Anforderungen der Zeit, war der hohen Mission wenig gewachsen, deren Erfüllung, und deren Erfüllung allein, ihre Existenzberechtigung ausmacht. Quantitativ schwach, qualitativ weit unter dem Mittelmaße, moralisch erschüttert, ungefestigt in sich selbst, ohne Vertrauen und Schwung siechte die Armee dahin — ein Organismus, dessen Lebenskraft unterbunden und dessen Zukunft erstorben schien. Wie anders ist es in den wenigen Jahren ge-

*) Erschienen in der „Neuen Freien Presse“, Januar 1874.

worden, seit Freiherr von Kuhn an der Spitze der Heeresverwaltung steht! Wie sehr machten sich der umfassende Blick, die feste Hand, die unerschütterliche Ausdauer des Ministers sachlich bemerkbar, wie bald wurden durch ihn Leben, Bewegung und Kraft dahin gebracht, wo in erschreckender Weise Indolenz, Regungslosigkeit, Schwäche vorherrschten! Der Zahl nach verdoppelt, feldmäßig ausgerüstet, trefflich bewaffnet, zur raschen Mobilisierung befähigt, erfüllt von Intelligenz und Strebsamkeit, ist unsere Kriegsmacht auf das Niveau der besten modernen Heere gelangt und repräsentiert derzeit einen Faktor, auf dessen erfolgreiche Wirksamkeit in den Tagen der Gefahr unser Gemeinwesen mit Zuversicht rechnen kann.

Aber auch diese Organisation ist Menschenwerk und somit vorwegs der Fehlbarkeit unterworfen. Auch hier gibt es bedenkliche Schwächen, die nur darum nicht so sehr ins Gewicht fallen, weil sie mit Leichtigkeit zu beheben sind, während sie, aufrecht erhalten und petrifiziert, Gesundheit und Kraftfülle des ganzen Organismus schwer erschüttern müßten. Und unter diesen Schwächen — sagen wir es geradezu — ist die in ihren Wirkungen abträglichste, die bedrohlichste jene, die sich mit dem Namen „Beförderungsvorschrift“ bezeichnet.

Wohl entsprang auch dieser Akt der militärischen Gesetzgebung den besten, den edelsten Intentionen. Die gegenwärtige Beförderungsvorschrift war die natürliche Reaktion gegenüber dem verabscheuenswerten Prinzipe der Willkür und Laune vergangener Tage; sie sollte der höheren Begabung eine breite Straße ebnen und ein festgeschlossenes System darstellen, innerhalb dessen die geistige Bewegung im Heere sich ungestört vollziehen und zu voller Kraft erstarken konnte; sie sollte letztlich wie dem allgemeinen, so auch dem einzelnen, der Sache und den Personen, dem intellektuellen und moralischen Elemente zugute kommen.

Wie anders, wie ganz verschieden gestalteten sich jedoch die Dinge, als diese Intentionen greifbare Formen annahmen, und diese Formen die ernste Probe der Praxis, dieser grausamen Zerstörerin aller Illusionen, zu bestehen hatten.

Da brach sich bald unter allen Einsichtsvollen die Erkenntnis Bahn, daß jener Maßstab, welcher zur Ermittlung höherer Begabung und überragenden Talentes angelegt wurde, ein künstlicher sei, der einseitige, somit falsche Beurteilung förmlich provoziere, und daß daher eben der Vorgang, welcher die Sache fördern sollte, ihr in der Tat nur Gefahr und Schädigung bringe. — Da bildete sich allgemein die Überzeugung, daß eine Vorschrift nicht innerhalb der Grenzen der Mäßigung und Billigkeit gehalten sei, welche ein-

zelne — und zwar solche, die zum großen Teile sich in der wahren kriegerischen Tätigkeit noch nicht bewährt, nicht einmal erprobt haben — in übermäßig beschleunigtem Fluge an die Spitzen des Befehles zu bringen sucht, während die große Mehrheit in ihren vitalsten Interessen verletzt und ihr fast jede Aussicht und Zuflucht für alle Zukunft benommen wird. — Da trat es sichtlich hervor, daß diese Vorschrift nicht auf einem ethischen Grundsatze beruhe, daß sie nicht das Ergebnis ruhiger, stetiger, organischer Entwicklung, nicht vom Geiste der Besonnenheit und der richtigen Begrenzung erfüllt sei, sich vielmehr als ein sprunghaftes, gewaltsames, das Ziel überschießendes und darum dem Gesetzgeber schlechterdings nicht geziemendes Vorgehen darstelle.

Unter solchen Umständen griff im Offizierskorps letzter Zeit ein Unmut um sich, welcher die Liebe zum Stande untergräbt, die freudige Pflichterfüllung gefährdet, den Zusammenhalt der einzelnen Glieder untereinander und ihre Hingebung für das Ganze bis an die Wurzel erschüttert — schließlich alle Resultate der mannhaften Anstrengungen eines hochbedeutenden Organisators illusorisch zu machen droht. — Solche krankhafte Erscheinungen fordern zu gründlicher Untersuchung ihrer Ursachen heraus. Dringlichst darum von allen Seiten angegangen, werden wir in unserer weiteren Entwicklung dartun, wo die Grundirrtümer zu finden sind.

Für heute möchten wir dem Minister, dessen Verdienste um Staat und Heer so gewichtig sind, und dem sich insbesondere auch die Verfassungspartei ob seiner korrekten und entschiedenen Haltung in den Zeiten äußerster Bedrängnis zu hohem Danke verpflichtet fühlt, nahelegen, eine Vorschrift fallen zu lassen, deren Entstehen übereilt und deren Wirkung zersetzend genannt werden muß, sie, welche zugleich den beständigen Angriffspunkt bildet nicht nur für seine Gegner, die seine Autorität herabdrücken wollen, sondern auch für seine treuen Anhänger, die sie mit wahrer Kraft und Unantastbarkeit umgeben möchten.

II.

Die gesamte Beförderungsvorschrift zerfällt in zwei getrennte und auch äußerlich sich scharf voneinander abhebende Teile: in die Bestimmungen über die Beförderung in der Rangstour und außerhalb derselben.

Die Beförderung in der Rangstour ist an die volle Eignung für die erstrebte Charge geknüpft. Je höher letztere hinaufreicht, desto vorzüglichere Eigenschaften des Geistes und des Charakters müssen zusammentreffen, um dem Aspiranten einen voll-

gültigen Anspruch auf Beförderung zu gewähren. Nicht nur daß seine Lebensweise tadellos und sein Diensteifer außer Frage sei: sondern es wird auch gefordert, daß er Fähigkeit, Geschick und Erfolg darzulegen vermöge. Hierzu tritt noch als Bedingung zur Erlangung der Offiziers- und Stabsoffizierscharge das Bestehen einer verhältnismäßig strengen, Theorie und Praxis umfassenden Prüfung. — Dies sind nun durchwegs Postulate, welche dem Gebote zwingender Notwendigkeit entspringen, und für die alle Erwägungen des gesunden Menschenverstandes sprechen. Wenn auch so manche jener Anforderungen dem einzelnen schwer und hart fällt, und zwar um so schwerer und härter, als nach früherem Systeme auch nicht entfernt auf jene Eigenschaften Gewicht gelegt worden war, die jetzt als eine conditio sine qua non anzusehen sind; so hat doch der Staat unter allen Umständen das Recht, zu verlangen, daß jeder seiner Funktionäre den ihm zugewiesenen Wirkungskreis ganz ausfülle, und er hat die Pflicht, mit strenger Wachsamkeit darauf zu sehen, daß allgemein jener Grad der Eignung vorhanden sei, welcher vor gewagten Experimenten mit dem kostbaren Menschenmateriale bewahrt. Erwägt man nun noch weiters, daß durch die Gründung von Fachschulen angemessener Art es dem einzelnen erleichtert wird, den gestellten Anforderungen zu entsprechen, so darf man sagen, was auch der intelligentere Teil des Offizierskorps ausnahmslos zugibt, daß das System der tourlichen Beförderung sich als ein zweckmäßiges, durch die Sachlage begründetes, ja als ein kaum anfechtbares System darstellt.

Weitaus ungünstiger steht es mit der Beförderung außer der Rangstour und gegen sie sind in der Tat alle jene Angriffe gerichtet, welche kontinuierlich und mit steigender Vehemenz gegen die Beförderungsvorschrift erfolgen. Um die Ursache des Widerwillens gegen diesen Modus der Beförderung richtig zu erkennen, tut man wohl daran, die Sache vom Grunde aus und dem Prinzipe nach zu erfassen, während man vorerst die nebensächlichen Momente ganz und gar bei Seite läßt. Und indem wir diesen Weg einschlagen, sei eines vor allem vorausgeschickt: Eine Beförderung außer der Rangstour darf, soferne es sich um den wahren Wert und Gehalt des Kandidaten handelt, keineswegs auf der Basis der Probabilität, sondern muß vielmehr einzig und allein auf der strenger Evidenz beruhen. Oder, um es konkreter auszudrücken, nur wenn über die besondere Leistungsfähigkeit der Außertourlichen auch nicht der leiseste berechtigte Zweifel gestattet ist, dürfen ihnen jene Vorteile zuerkannt werden, welche nur auf Kosten und unter Zurücksetzung anderer Platz greifen können. Jedes

andere Vorgehen involviert eben einen weder von Gerechtigkeit noch von praktischer Zweckmäßigkeit zeugenden Standpunkt. Denn die Benefizien, welche die Beförderungsvorschrift den Außertourlichen gewährt, sind sicherlich groß, ja auf ein Übermaß getrieben, wie es in keiner Armee der Welt und in keinem verwandten Gebiete der Gesetzgebung besteht. Um dies zu erhärten, brauchen wir nicht Beispiele anzuführen, an denen es durchaus keinen Mangel gibt; es genügt darauf hinzuweisen, daß eben bei strikter Ausführung der Vorschrift ein Zögling der Militär-Akademie es innerhalb zwölf Jahren zum Range eines Obersten bringen und somit denjenigen weit überholen kann, der als Hauptmann ihm die ersten Elemente des Wissens beigebracht hat.

Solchen Benefizien gegenüber erscheinen die an den Außertourlichen gestellten Anforderungen in Wahrheit dürftig. Sie umfassen zwar sowohl eine theoretische Prüfung als auch eine praktische Erprobung, bieten aber in ihrer Gänze durchaus keine vollgültige Gewähr für die überragende Befähigung des Aspiranten.

Die theoretische Prüfung — dies zeigt das Programm auf den ersten Blick — stellt nur Postulate des Fleißes und der Ausdauer. Sie kann von mittelmäßigen Köpfen bestanden werden — wie es bereits geschehen ist — die sich mit Eifer an das ihnen zugedachte Problem machen, und im Gegensatze hierzu kann sie fehlschlagen — und hat sie fehlgeschlagen — bei Personen, die nach der allgemeinen Schätzung sich wirklich als bedeutende Menschen, ja ausgezeichnete militärische Talente bewährt haben. Die Ursache dessen liegt nicht in der Art der Prüfungen, in ihrer Anordnung und Ausführung; sie liegt vielmehr in der kaum bestreitbaren Tatsache, daß auch das bestangelegte Prüfungssystem nichts Entscheidendes zutage fördert, wenn es sich nicht um Kenntnisse, sondern um Begabung, nicht um das abstrakte Wissen, sondern um das konkrete Können handelt. Und nun vollends bei einer Richtung der Tätigkeit, welche, wie jene des Krieges, das mit der Kunst gemeinsam hat, daß sie Intuition lediglich aus dem Innern schöpft und den Mangel an Gestaltungskraft niemals von außen her zu ersetzen vermag. Festigkeit und Ausdauer, Kenntnis der Menschen und der Dinge, klarer Blick und kaltes Blut: diese charakteristischen Merkmale des Heerführers, sie lassen sich aus Büchern nicht erlernen und somit auch schwerlich durch Prüfungen dokumentieren. Der Maßstab also, nach dem man die Fähigkeit auf Grund eines theoretischen Examens beurteilen will, ist trügerisch, und bleibt man beharrlich bei diesem Maßstabe, dann läuft man Gefahr, zwar sehr gelehrte Männer an die Spitzen des Befehles zu bringen, aber

auch teilweise Männer, die, „von des Gedankens Blässe angekränkelt", der Tat ganz und gar nicht gewachsen sind. Es kommen dann notwendigerweise statt markiger Charaktere von der Art eines Eugen, eines Derfflinger oder Blücher, Generale hervor von dem überfeinerten Wissen und der totalen Aktionsimpotenz eines Massenbach, Weyrother, Mack.

Die praktische Erprobung, jener zweite Teil der Prüfung, auf welche sich die Verteidiger der Vorschrift mit Vorliebe berufen, zeigt ähnliche Gebrechen wie ihre theoretische Zwillingsschwester. Sie kann nicht mehr dartun und sie tut auch nicht mehr dar, als daß derjenige, der sie besteht, die Regeln der Taktik kennt, mit ihren gewöhnlichsten Formen vertraut ist und das Truppenmaterial in dem Zustande beherrscht, in dem es am leichtesten zu beherrschen ist. Die Friktionen jedoch, welche die wesentliche Schwierigkeit des Kriegführens ausmachen und ihm sein eigenartiges, nicht vorher zu bestimmendes Gepräge geben, fallen hier hinweg und der moralische Faktor, der das physische Moment weitaus überwiegt, zählt hier für nichts.

Zu diesen dinglichen Mängeln treten nun auch persönliche hinzu. Wir wissen, daß das Resultat einer Prüfung ganz vorwiegend von der Zusammensetzung der Prüfungskommission bedingt wird, und — die Hand aufs Herz — haben wir denn wirklich in solcher Fülle Männer, deren militärwissenschaftliche Kapazität ihr Urteil als ein unanfechtbares, jeder Kritik entrücktes erscheinen läßt? Haben wir nicht vielmehr zuweilen falsche Götter angebetet und Männer mit den schwierigsten Aufgaben betraut gesehen, die sich nachgerade als ihnen ganz und gar nicht gewachsen erwiesen — Männer, welche Kriegsgeschichte lehrten und dann Operationspläne nach Art desjenigen 1866 im Norden entwerfen, oder die vornehm die Entwürfe eines Napoleon, eines Moltke bekritteln und dann hinterher bei geringer Schwierigkeit im eigenen und engeren Wirkungskreise versagen? Fehlt nun aber den Prüfungskommissären zum Teile die wissenschaftliche Autorität, so ist es gewiß ganz erklärlich, wenn Offiziere bewährter Leistungsfähigkeit, für die auch ihre Verdienste im Felde sprechen, Männer voll Mark und Selbstvertrauen, zudem in vorgerückten Jahren, sich solchen Prüfungen nicht unterziehen wollen, ja eher ihre ganze Laufbahn aufgeben, als sich unter das moderne kaudinische Joch zu beugen.

Als Resultat dieser Betrachtungen ergibt sich somit, daß die tourliche Prüfung berechtigt ist, weil sie das Wissen als ein Fundament der Leistung ansieht, die außertourliche Prüfung jedoch ver-

fehlt, weil sie das Wissen mit der Leistung selbst in unheilvoller Weise zusammenwirft und vermengt.

Die Argumentation der wenigen Freunde, welche die Beförderungsvorschrift besitzt, kulminiert in dem Satze: Möge der einzelne zu Schaden kommen wie immer — wenn nur der Staat dabei gewinnt! Da jedoch dieser Gewinn, wie wir eben nachgewiesen haben, sehr problematisch ist, so bleibt von der ganzen Thesis nichts stehen als der Nachteil, welcher den einzelnen, und zwar einer solchen Summe von einzelnen, wie sie fast der Gesamtheit gleichkommt, in bedrückendster Weise erwächst. Und damit ist das Urteil vollauf gesprochen.

Dies nun ist einer der großen prinzipiellen Mängel der Beförderungsvorschrift, der sich jedem bei ruhiger Erwägung unwiderstehlich aufdrängt. Weder rechthaberische und leidenschaftliche Gegenrede noch kleinliche Palliative sind imstande, hier wirksam zu bessern. Vielmehr muß gesagt werden, daß es vorgefaßte Meinungen abzustreifen, das eigene Werk aufzugeben, die Sache vom Fundamente aus neu aufzubauen gilt, wenn anders die Beförderungsvorschrift einen Akt der Legislative bedeuten soll, welcher segensreich nach allen Seiten wirkt und Dauer findet, weil er Dauer verdient.

Zur Beförderungsvorschrift.*)

Herr Redakteur! Zur selben Zeit, als man nun endlich mit Ernst daranzugehen scheint, die Beförderungsvorschrift von ihren größten Mängeln und Auswüchsen zu befreien, und man auf diesem Wege die verlorene Fühlung mit dem einsichtsvollsten und brauchbarsten Teile des Offizierskorps wieder zu gewinnen trachtet, schwirrt es, in der Tat ein seltsamer Anachronismus, in den öffentlichen Blättern von übereifrigen Verteidigern jener Vorschrift, von Männern, welche die geringe Zahl ihrer Gesinnungsgenossen durch ein Übermaß an Geschäftigkeit und ihren Mangel an beweiskräftigen Gründen durch einen hohen und vornehmen Ton zu ersetzen bemüht sind.

Was aber hierbei sofort auffällt, ist der Umstand, daß kein militärisches Fachblatt sich dazu hergibt, für die Vorschrift einzutreten, und daß selbst die politischen Blätter die ihnen diesfalls übermittelten Zuschriften mit Erklärungen veröffentlichen, welche nichts weniger als einer Zustimmung gleichsehen. Vorausgesetzt, daß nun wirklich der Presse die Aufgabe zuteil geworden, in lebendigem Kon-

*) Erschienen 1874 in der „Vedette".

takte mit der herrschenden Meinung, die allgemeine Anschauung in deren Kernpunkte zu charakterisieren, ist demnach, wenigstens von einer Seite her, schon das vernichtende Urteil über alle jene weißwaschenden und schönfärbenden Versuche unzweifelhaft ausgesprochen.

Eines jener jüngsten Erzeugnisse, und zwar eines der maßlosesten, wendet sich nun auch gegen den leitenden Artikel in Nr. 4 Ihres Blattes, welcher gewisse in allgemeinen Umrissen gehaltene positive Vorschläge zur Verbesserung der Beförderungsvorschrift enthält. Sie reservierten mir, dem Autor, freundlichst den Raum zur Entgegnung und so treffen äußere Aufforderung und innere Anregung zusammen, wenn ich den sonderbaren Anwürfen gegenüber, die man gebraucht, in offener und unzweideutiger Weise Stellung nehme.

Indem ich dem Gedankengange meines Widersachers folge, abstrahiere ich zunächst von dem einleitenden Gleichnisse, das wahrlich von gutem Geschmacke auch nicht im mindesten zeugt. Ich wende mich sofort jenem Tadel zu, der meine Bemerkung betrifft, daß es nicht Sache der Kritik sei, mit positiven Ideen hervorzutreten. Die Scherze, welche der humorvolle Gegner aus diesem Anlasse zum Besten gibt, mögen nun wirklich so geistreich sein, wie sie es ihm zu sein scheinen; sie sind jedoch sicherlich ein Beleg für seine oberflächliche, ja gedankenlose Auffassung. Oder ist es denn nicht geradezu eine feststehende Tatsache, daß die Kraft des Schaffens und jene der Kritik nur selten in demselben Individuum zusammentreffen, daß meist diese oder jene Seite in ungleich höherem Grade entwickelt erscheint, ja die eine oft gänzlich mangelt, während die andere in reicher Fülle sich vorfindet? Muß ein Plato, der über den Staat schreibt, ein Staatsmann, ein Montesquieu, der den Geist der Gesetze beleuchtet, ein Gesetzgeber sein? Verlangt unser geistreicher Witzling, was nicht einmal ein Pastor Götze zu verlangen wagte, daß ein Lessing, weil er sehr eingehend über Religionssysteme spricht, darum als Stifter einer Religion, oder ein David Strauß, weil er an dem Wunderglauben seine kaustische Kritik übt, als ein Wundertäter hervortreten solle? Ich meine, daß dieses und eben dieses Postulat als eine Absurdität ersten Ranges betrachtet werden müsse.

Auch die Behauptung halte ich, selbst wenn sie grundfalsch genannt wird, aufrecht, daß die persönlichen Wünsche der Mehrheit mit den sachlichen Bedürfnissen des Ganzen zusammenfallen. Denn die Mehrheit denkt wahrlich nicht an so abenteuerliche Sprünge, wie

sie die außertourliche Beförderung mit sich bringt, und wenn sie daran denkt, so doch höchstens in dem Sinne, wie man etwa an einen großen Treffer in der Lotterie denkt. In ihrem Interesse liegt es vielmehr, daß möglichst wenig Personen auf ihre Kosten mit der gesteigertsten Vehemenz zu hohen Stellungen gelangen und dies — darf man getrost sagen — liegt eben auch im allgemeinen Interesse.

Ich gehe nun die Punkte des von mir aufgestellten Programmes der Reihe nach durch.

Gegen Punkt 1 wird eingewendet, „daß er in nebulosen Phrasen das hinstellt, was die Beförderungsvorschrift in konkreten Formen biete“. Ich will es als nebensächlich unerörtert lassen, ob der Autor denn wirklich das Instrument der Sprache genügend beherrscht, um in ihr gewissermaßen autoritativ hervorzutreten. Aber gewiß ist es verfehlt, wenn er aus der Beförderungsvorschrift deduziert: „Die tourliche Beförderung ist und bleibt die Regel, die außertourliche die Ausnahme.“ Denn in dieser Vorschrift ist die tourliche und außertourliche Beförderung die Regel, wenn anders die Definition „Regel“ den Begriff der stetigen Wiederkehr unter genau festgesetzten Bedingungen in sich schließt. Dies nun, daß die außertourliche Beförderung als etwas Gewöhnliches, ja Normales hingestellt wird, ist eben eine der größten Schwächen jener Vorschrift und sie als solche zu charakterisieren, war die sehr verständliche und berechtigte Tendenz des ersten Programmpunktes.

Punkt 2 spricht von der Beibehaltung der tourlichen Prüfungen, und wenn somit mein Widersacher meint, „es sei ihm unerforschlich, was die Beförderungsvorschrift hierin zu wünschen übrig lasse“, so kann ich nur, auf die sprachliche Bedeutung jenes Wortes verweisend, seine Bemerkung als ganz überflüssig erachten.

Bei Punkt 3 wird behauptet, daß ich es sei, der dem „Kastengeiste“ das Wort rede und, nebenbei gesagt, zur Verteidigung der Vorschrift eine ganze Reihe unrichtiger Behauptungen vorgeführt. Den Kastengeist schleudere ich demjenigen zurück, welcher der Neubildung von Kasten, und zwar der tourlichen, der außertourlichen I. und II. Kategorie Geschmack abgewinnt. Kastengeist jedoch ist es nie und nimmer, wenn man den Mahnruf ergehen läßt, die Hauptwaffe des Heeres nicht in stiefmütterlicher Weise zu behandeln, und nicht stets zu ihren Ungunsten das System reiner und unvermischter Konkretualstände beiseite zu schieben. Ich begreife es, daß die Infanterie aus Gründen der Zweckmäßigkeit manche Elemente in sich aufnehmen muß, die, streng genommen,

nichts mit ihr zu tun haben; aber um so mehr sollte es vermieden werden, ihr etwa Personen zu inkorporieren, die in einer anderen Waffe ihre Fortkommen nicht zu finden vermögen. Auch die Infanterie, meine ich, hat einen gerechten Anspruch auf den Schutz ihrer Interessen und darüber kommt man mit allgemeinen Redensarten nicht hinweg.

Ich gelange nun zum Punkte 4 und bemerke hierbei zunächst, daß ich unter „ganz besonders gewichtigen Leistungen" etwas wesentlich anderes verstehe als mein Gegner. Die Qualifikationsliste gibt vornehmlich Aufschluß über gewöhnliche Leistungsfähigkeit; eine besonders hervorragende Leistung aber braucht weder eine Dokumentierung durch die Vorgesetzten, noch eine Kontrolle durch Prüfung. Auch im Frieden gibt es solche Leistungen, sie kommen jedoch äußerst spärlich vor und da — und nur da — ist die Berechtigung der außertourlichen Beförderung gegeben. Doch ich kann bei diesem Punkte die Beispiele, welche mein Widersacher anzuführen beliebt, nicht unerwähnt lassen. Sie sind, ich behaupte es geradezu, eine Vergewaltigung der Geschichte oder zum mindesten ein Beleg naivster Unwissenheit. Ich habe dies zu erhärten und ich meine, wer von einem Murat sagt, „er habe eine Dummheit über die andere begangen, wo sein Herr und Meister fehlte", der ignoriert das Urteil Napoleons über ihn, welcher ihm zweimal, in Spanien und in Rußland den Oberbefehl übertragen hat. Wer weiters von einer gelehrten Bildung Davousts oder Suchets spricht, der schlägt den Tatsachen ins Gesicht — denn Davoust trat als 18jähriger, Suchet als 22jähriger Jüngling ohne jede militärische Vorbildung in die Armee, und beide hatten eben nicht Zeit, sich mitten in einem Leben voller Taten Studien hinzugeben oder gar zu Prüfungen sich vorzubreiten. Wer endlich die größten Generale jener Epoche aufzählt, der darf die Namen Hoche, Kleber, Massena, Lannes und Ney nicht übergehen, wenn er nicht anders tendenziöser Verdrehung geschichtlicher Wahrheit beschuldigt werden soll.... Allerdings sind jene Namen etwas unbequem für die versuchte Beweisführung. Denn Hoche erhielt seine Bildung im königlichen Marstalle und trat als gemeiner Soldat ein, Kleber war der Sohn eines Arbeiters, Lannes ein Färberlehrling und Massena ein Schiffsjunge, und sie insgesamt waren ohne ein Atom höherer Bildung. Was endlich Ney, den Böttchersohn, betrifft, der mit 18 Jahren als gemeiner Soldat in die Armee trat, Ney, den Sieger von Elchingen und Jena, „le brave des braves", so paßt dieser Führer freilich gar nicht in den Kalkül meines Widersachers, er, der den Grad eines Brigadegenerals

ausschlug, weil er ihn noch nicht verdient habe.... So viel zur geschichtlichen Beweisführung.

Bei Punkt 5 brauche ich nicht länger zu verweilen, denn die Argumentation meines Gegners läuft ja im Wesen der Sache, wie er sich auch winde und krümme, auf meine eigene Argumentation hinaus und es ist eben nicht gerade vornehm, mir durch dasjenige, was gesagt und was verschwiegen wird, Behauptungen zu unterlegen, die ich niemals gemacht habe.

Doch nun zu demjenigen Punkte, den mein Gegner „des Pudels Kern" zu nennen beliebt: zur Auferstehung des Generalstabes. Die gelehrten und hier einfach komisch wirkenden Redensarten von arithmetischer und geometrischer Progression beiseite lassend, von der Naivetät absehend, welche das Prinzip des Wechsels zwischen Generalstabs- und Truppendienst mit einem als Korps organisierten Generalstabe unvereinbar findet, und dankbar für die mir ganz neue Enthüllung, daß es einen Friedens- und einen Kriegsstand des Generalstabes geben müsse; behaupte ich und mit mir behaupten es $^{99}/_{100}$ des österreichischen Offizierskorps und mich unterstützen bei dieser Behauptung die Erfahrungen langer Zeiten und die Organisationen aller modernen Heere, daß es ein gewichtiger Fehler, ein Hinausschießen über jedes Ziel war, den Generalstab schlechterdings zu beseitigen. Denn der Generalstab, aus dessen Reihen in jüngster Zeit Männer von dem Klange eines Radetzky, Heß, Kuhn, John hervorgegangen sind, konnte nicht so schlecht sein, als man ihn nun darstellt; und war er es, so bedingte dies einen Wechsel des Personals, nicht aber die Abschaffung der Institution. Wenigstens nach den Begriffen des gesunden Menschenverstandes hebt man, um aus der Analogie zu schließen, nicht etwa das Finanzministerium auf, wenn der Finanzminister auch gar nicht entspreche. Auch darf man sich dabei keineswegs auf die Armee berufen, welche eine Beschränkung der dem Generalstabe eingeräumten Vorteile wünschte, sicherlich aber nicht eine vielfach gesteigerte Bevorzugung, wie sie beim heutigen Systeme Platz greift. Die Armee fühlt wohl beim Vergleiche zwischen „einst" und „jetzt" die bittere Wahrheit des biblischen Spruches: „Mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt, ich werde euch mit Skorpionen heimsuchen."

Und weil immer einseitig von der Schule die Rede ist, der wir ja alle längst entwachsen sein sollen, so mögen sich diese Herren von der Gegenseite gesagt sein lassen, daß es nicht gut sei, ihre infantilen Anschauungen fort und fort mit sich zu schleppen, daß

die wahre Schule für den Mann das Leben und Lebensgetriebe ist und daß bei aller Anerkennung der Bedeutsamkeit des Wissens dieses in der Reife des Alters und des Geistes weit in den Hintergrund tritt vor dem Können. Es ist, um mich an das Beispiel meines Gegners zu halten, zweifelhaft, ob ein Bonaparte durch das kaudinische Joch der Prüfung vor den und den gelehrten Herren gegangen wäre; aber dafür steht es historisch fest, daß dieser große Feldherr seine Prüfung da gemacht hat, wo sie ein Soldat nach gesunden Begriffen gewöhnlich macht, und daß sein Diplom für die außertourliche Beförderung nicht von freundlichen Gönnern, sondern von den bewältigten Aufständigen Toulons und den durch seine Kartätschen niedergeschmetterten Sektionen der Stadt Paris ausgestellt worden ist.

Ich komme zum Schlusse. Wiewohl ich noch so manche zur Widerlegung herausfordernde Stelle für heute aus Rücksichten des Raumes unbeachtet ließ, so glaube ich denn doch dargetan zu haben, daß die Anfälle meines Gegners alle Indizien des Unberechtigten an sich tragen, sei es, daß sie Mangel des Verständnisses, sei es, daß sie kein Übermaß an Verstand bekunden. Ich beharre auf jenen Punkten, die ich aufgestellt habe, wenn ich sie auch, wie von allem Anfange her, als entwicklungsbedürftig, jedoch dabei als entwicklungsfähig bezeichne.

Sie haben, Herr Redakteur, zutreffend gemeint, daß eine Verteidung der Vorschrift nach Art der meines Gegners ihr mehr schaden müsse als selbst der weitgehendste Angriff. Erlauben Sie, daß ich das Bild ergänze! Es gibt gewisse Parasiten in der Pflanzenwelt, deren einzige Bestimmung die zu sein scheint, durch ihre liebreichen Umarmungen dem edlen Stamme Mark und Saft zu nehmen, bis er endlich blätter- und blütenlos dahinstürzt. Die Moral dieser Naturerscheinung überlasse ich dem Leser.

In letzter Stunde.*)

Die wichtigste und entscheidendste Frage unserer Organisation wird nächster Tage zur Lösung gelangen. Das Erscheinen einer neuen Beförderungsvorschrift steht unmittelbar bevor. Über ihren Inhalt Vermutungen zu äußern, unterlassen wir aus guten Gründen. Uns soll es eine wahre Herzensfreude sein, wenn dieser Akt der Gesetzgebung als reiflich erwogen und praktisch durchführbar sich darstellt, wenn er somit der Zustimmung der Armee

*) Erschienen August 1875 in der „Vedette".

sich erfreuen dürfte. Aber eben weil mit dem Erscheinen der Vorschrift zunächst jede Polemik aufhört und zugleich angesichts gewisser publizistischer Erzeugnisse der jüngsten Zeit, die an Einseitigkeit und Verschrobenheit sowie an Mangel der Denkkraft ihresgleichen suchen, halten wir es für gut, in letzter Stunde nochmals unser Programm kurz und bündig darzulegen.

Wir waren immer und sind noch heute der Ansicht, daß das Schwergewicht der ganzen Frage auf richtiger Anordnung der tourlichen Beförderung beruhe, und daß es nur Kraft und Mühe verlieren heißt, künstliche Kombinationen für die außertourliche Beförderung zu ersinnen.

Wir waren immer und sind noch heute der Ansicht, daß bei der tourlichen Beförderung, insbesondere vom Hauptmann aufwärts, ein strenger Maßstab an die Befähigung gelegt werden müsse, und daß die Anforderungen wachsen sollen genau im Verhältnisse zur Höhe der erstrebten Stellung.

Wir waren immer und sind noch heute der Ansicht, daß ein Ausgleich zwischen den Waffen Platz greifen müsse, und zwar nicht etwa minutiös genau durch Herstellung eines gemeinsamen Status, sondern annäherungsweise und nach und nach durch Restringierung der Beförderung auf der einen, Erweiterung derselben auf der anderen Seite.

Wir waren immer und sind noch heute der Ansicht, daß ein quotenmäßig vorher bestimmtes außertourliches Avancement — so recht das, was man eine contradictio in adjecto zu nennen pflegt — verwerflich und nur dasjenige außertourliche Avancement berechtigt sei, das äußerst selten vollzogen, nur den Würdigsten gewährt und als Ausfluß kaiserlicher Anerkennung lediglich ab imperatore von Fall zu Fall zuerkannt wird.

Wir waren immer und sind noch heute der Ansicht, daß der Generalstab neu zusammengesetzt, sorgsam erwählt und praktisch geschult werden müsse, und daß demselben sodann billigerweise ein mäßiger Vorsprung in der Beförderung zuzuerkennen und zu gönnen sei.

Die Vorteile, die wir uns von einem solchen Systeme versprechen, sind leicht zu erkennen. Wir erhalten durchwegs fähige Befehlshaber, unter denen im entscheidenden Augenblicke die Männer ungewöhnlich hoher Begabung sich schon Bahn zu brechen wissen werden. Wir bieten allen Waffen die gleichen Chancen des Emporkommens, schließen die Momente des bloßen Zufalles aus, fördern jene edle Gemeinschaft, die, wie

auf Gleichheit der Pflichten, auch auf Gleichheit der Rechte beruht. Wir halten den Geschäftsgeist, den Geist der Gewinnsucht, der Selbstüberhebung und des Neides ferne von uns. Wir lassen der Exekutive den Spielraum, der ihr gebührt, und ziehen es vor, ihrer Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit zu vertrauen, als sie durch papierene Schutzwehren, die doch in letzter Linie keine Schutzwehren sind, in ihrer Aktion zu hemmen oder zu lähmen.

Die Einwürfe wider unser Programm wiegen, von sachlicher Seite und ohne Hintergedanken erwogen, federleicht. Sie basieren vor allem auf der durchwegs falschen Voraussetzung, daß die Truppe ein quotenmäßig berechnetes außertourliches Avancement für sich beanspruche, während sie nichts mehr perhorresziert als eben einen solchen Modus der Beförderung. Insoferne sie weiters in der Besorgnis wurzeln, daß mit der Einschränkung der außertourlichen Beförderung auch das höhere Streben erlahmen werde, schlagen sie das Pflichtgefühl zu gering an, obschon sie in anderer Richtung an es die höchsten Anforderungen stellen. Wenn sie weiters durchaus junge Offiziere an die Spitzen des Befehles bringen wollen, geben sie von einer irrigen Auffassung Zeugnis, die fast jedes Blatt der Kriegsgeschichte glänzend widerlegt.

Wir haben uns immer — es ist ja dies der Gang unserer Gesetzgebung überhaupt — in Extremen gefallen. Gestern das Wissen nichts und heute alles; gestern für die Exekutive schrankenlose Willkür und heute keine Bewegungsfreiheit; gestern gar kein System und heute in bis auf das Kleinste detailliertes schablonenartiges System — trachten wir doch endlich die richtige Mitte zu finden und begnügen wir uns, nicht hinter den anderen großen Militärstaaten zurückzubleiben, statt daß wir im überraschen, ungezügelten Laufe Atem und Kraft zugleich verlieren!

Die Offiziers-Qualifikationslisten.*)

Vor ungefähr 25 Jahren ereignete sich in militärischen Kreisen ein Vorfall, zwar an sich nicht von besonderer Tragweite, aber doch ganz danach angetan, Befremden zu erregen. Erzählen wir ihn schlicht und trocken! Kadett-Offiziersstellvertreter Sch..... erteilte in dienstfreien Stunden den Söhnen des Reichs-Kriegsministers Baron Kuhn Turnunterricht. Man schätzte ihn als einen durchwegs strebsamen und tüchtigen Soldaten. Da er nun an die Reihe zur Beförderung kam, ward er, man wußte zunächst nicht

*) Erschienen 1896 im „Neuen Wiener Tagblatt“.

weshalb, ohne Rangsvorbehalt übergangen. Die Erhebung, welche Freiherr von Kuhn hierüber anordnete, klärte die Sachlage dahin auf, daß die vom Regimentskommando ausgefertigte Beförderungseingabe Sch..... aus dem Grunde nicht zum Avancement qualifizierte, weil er die Regimentssprache nicht spreche. Und doch sprach er sie in der Tat mehr als zureichend; ja man fügte hinzu, daß er eben der Lehrer der Regimentssprache in der Freiwilligenschule war, und nun gar derselbe Kommandant, der ihm das bescheidene Wissen des Schülers absprach, ihn zu seinem Lehramte berufen hatte. Wir bemerken nur noch, daß Oberst Br. H...... ein Gegner des Fortschrittes in der Armee gewesen ist und dessen kein Hehl machte. Natürlich, daß, sowie die Sache einmal aufkam, Remedur geübt wurde — volle Remedur.

Ein solcher Fall, wird man nun gewiß einwenden, kann heutzutage in der Armee nicht vorkommen. Wir räumen es willig ein, obschon hierfür die Evidenz des Beweises nicht zu erbringen ist. Oder man wird sagen, daß ein so drastisches Begebnis sich ja nur selten zutrage; wir geben auch dies zu, meinen jedoch, daß Ausnahmen solcher Art nur die unbedingte Notwendigkeit einer festen und unbeugsam festgehaltenen Regel erhärten. Sei dem wie immer, der Fall gibt zu denken, und wenn man anders will, kann man aus ihm gewinnreiche Lehre ziehen. Als ein argumentum ad hominem, was er so recht ist, zeigt er zweierlei: Zunächst zeigt er, daß die Qualifikation der Untergebenen für deren Wohl und Wehe nicht minder von Belang sei, als die Norm, welche ihre Beförderung regelt; und sodann zeigt er, wie unumgänglich nötig es sei, unausgesetzt darüber zu wachen, daß auch bei der Qualifikation nach Gesetz, Recht und Billigkeit verfahren werde.

So hat denn auch die Heeresleitung, bei der sich gedeihliche Wirksamkeit immer und überall in den Worten ausprägt: freier Blick und starke Hand, es wohl auch rücksichtlich der Offiziersqualifikation in nahe und frohe Aussicht genommen, die Sonde tief zu senken, und was da etwa an krankhaften Wucherungen sich noch vorfinde, rasch und gründlich, und sei es auch in Schmerzen, zu beseitigen. Es mögen sie hierfür dieselben wohlerwogenen Maximen bestimmen, welche aus der jüngst erflossenen Beförderungsvorschrift und aus ihrer praktischen Handhabung, einstimmig so freudig begrüßt, hervorleuchten. Wie dort, wird sie auch hier der Gerechtigkeit freie Bahn geben, Intellekt und Geschick nach Gebühr würdigen und vor allem von ihren Organen Maß und Takt fordern. Kraft eines solchen Vorgehens wird sie aber auch, wir hegen daran keinen Zweifel, erfüllen, was das Offizierskorps seit ge-

raumer Zeit ersehnt, und worauf es um so gegründeteres Anrecht hat, je bescheidener es, gemäß seiner ehrenwerten Gepflogenheit, mit seinen Wünschen zurückzuhalten wußte.

Daß es jedoch auf diesem Gebiete mit Anordnungen allein nicht getan sei, zeigt schon ausreichend der Effekt der bestehenden Vorschrift. Bei rein abstrakter Betrachtung scheinen ihr geradezu Licht und Wärme zu entstrahlen. Sie geht von würdigen Gesichtspunkten aus. Sie ist praktisch gut anwendbar. Sie wahrt die Autorität, ohne der freien Regung der Ansichten Gewalt anzutun. Sie betont in entschiedenem Ausdrucke die Verantwortlichkeit der Vorgesetzten, mahnt sie an Pflicht und Ehre. Sie hat ein richtig bemessenes Kollegialverfahren. Ihr Instanzenzug, d. h. ihre Modalität der Begutachtung, langt reichlich zu. Sie eröffnet grundhältiger Beschwerde den Weg und behält der Heeresleitung, lediglich ihr, die Entscheidung hierüber vor. Durchwegs sohin ein gut abgestuftes und wohl abgereiftes System!

Und doch gibt es bei der Abfassung der Qualifikationslisten — leugne es, wer da mag! — Übelstände mancherlei Art. Zwar der gute Glaube und gute Wille der Amtsorgane steht erfahrungsgemäß außer Zweifel; aber, worauf es hier so sehr ankommt, die Fähigkeit psychologischer Vertiefung in fremde Individualität ist eben nicht jedermanns Sache. So finden sich denn auch in praxi Widersprüche zwischen dem Urteile da und dem Urteile dort, zwischen dem Urteile von gestern und dem Urteile von heute — logische Sprünge, welche Anlaß zu ernsten Bedenken geben. Zuweilen tritt erkennbar neben übertriebenes Lob allzu herber Tadel. Was minder wesentlich ist, drängt oft das Wesentliche zurück. Geschmeidigkeit wird zuweilen höher bewertet als kräftige Eigenart. Unwillkürlich machen sich auch Sympathien und Antipathien geltend. Man verhüllt nicht selten, was offen liegen sollte; greift hinwider auch die Saite zu stark, so daß deren Ton überlaut klingt. Vielleicht darf man sagen, daß nicht selten die Qualifikation das Bild des Beschreibenden plastischer hervortreten läßt als das Bild des Beschriebenen.

Diese Ausgestaltung der Dinge, geradezu greifbar wie sie ist, erheischt Abhilfe, auch wenn es nicht zu verkennen sein dürfte, daß diese keineswegs leicht oder bequem ins Werk zu setzen sei, und daß hierbei sorgsam und feinfühlig ebenso das „Zuviel" wie das „Zuwenig" vermieden werden müsse. Bei dem Umstande jedoch, daß die Vorschrift selbst, wie wir darlegten, in ihrem Kerne gesund und lebenskräftig ist, wird es auf eine durchgreifende Änderung derselben nicht ankommen. Worauf es aber um so mehr

ankommt, ist das System eingehender und unausgesetzter Kontrolle, welche zwar nur Fall für Fall eingreift, aber auch den konkreten Übelstand als den Ausgangspunkt allgemeiner Belehrung nutzbar macht. Dabei wird es sich ja auch empfehlen, die Einheitlichkeit der Anschauung zu sichern und die nur zu oft wahrnehmbaren funktionellen und territorialen Eigenheiten schlechterdings nicht überwuchern zu lassen. Unverbrüchlich wird bei der ganzen Prozedur die besonnene Abwägung im Vereine mit unparteilicher Haltung den Ernst im Wollen und Sollen vergegenwärtigen, und wo immer man auf Unbill trifft, ist es weit besser, ihr rückhaltslos entgegenzutreten, als sich mit Vorbehalten und Kompromissen zu behelfen.

In einem Punkte jedoch, und zwar in einem von Belang, erscheint die Umgestaltung der Vorschrift entschieden geraten: in jener Bestimmung nämlich, welche dem Untergebenen ein gewisses Anrecht erteilt, in seine Qualifikation Einsicht zu nehmen. Hierin zeigt die Gesetzgebung insoferne einen Rückschritt, als sie, im Gegensatze zu früheren Normen, die Begutachtung der höheren Kommandanten sphinxartig verschließt und so den Untergebenen in Zweifel über die maßgebende Ausgestaltung seiner Qualifikation läßt. Der ritterliche Geist unseres Offizierskorps, meinen wir aber, erheischt Offenheit und verdient sie; anderseits aber scheuten unsere mannhaften Befehlshaber es niemals, ihre Anschauungen, wie sie auch waren, ganz und voll zu vertreten. So lasse man es denn auch auf „das Hangen und Bangen in schwebender Pein" nicht ankommen, auf Überraschungen schmerzlicher Art, welche manchmal den Eindruck der Härte hervorrufen mögen, auch wenn sie nichts anderes sind, nichts, als lediglich die gewissenhafte Betätigung verantwortlicher Pflicht.

Der Stabsoffizierskurs.*)

„Was Menschen Übles tun, das überlebt sie; das Gute wird mit ihnen oft begraben." (Shakespeare.)

Der Stabsoffizierskurs ist zu den Toten eingegangen; „längst", hören wir sagen, denn diesen Ausdruck pflegt unsere hastende Zeit sogar auf das anzuwenden, was erst jüngst sich ereignet hat. Die Institution, welche an seine Stelle trat, scheint festes Erdreich zu gewinnen und, sofern bei ihrem kurzen Bestande und unter dem günstigen Eindrucke der bedachtsamen Tätigkeit ihres gediegenen Leiters derart geurteilt werden kann, sich zu bewähren. Aber auch tote Institutionen hinterlassen ein Andenken und es festzuhalten er-

*) Erschienen 1896 im „Armeeblatt".

heischt — abgesehen von der Pietät — bei der Wandelbarkeit unserer Einrichtungen, die wir ja sattsam kennen, auch vorwiegend die Utilität. Es kommen gewiß andere Tage und vielleicht Anschauungen anderer Tage mit der Tendenz an das, was jetzt allerdings vergangen ist, anzuknüpfen. „Neues Leben blüht aus den Ruinen."

Wie also verhielt es sich mit unserem Stabsoffizierskurse?

Er hat, wenn man genau zusieht, mehr Gegner als Freunde gehabt. Weshalb? Die Pflichten, die er auferlegte, sind sehr greifbar gewesen. Die Rechte, die er gewährte, waren mehr oder minder in die Ferne gerückt. Ein Druck der Beängstigung lag auf vielen Frequentanten. Die Berechtigung einer Schule jedoch aus ihrer Beliebtheit herzuleiten, geht wohl nicht an. Notwendigkeit und Nützlichkeit sind hier allein entscheidend. Diese Indizien aber waren bei dem Kurse unverkennbar vorhanden. So mußten mit seinem tatsächlichen Bestande auch diejenigen sich abfinden, denen er nicht sonderlich zugesagt hat.

Je höher man nun die Existenzberechtigung des Stabsoffizierskurses zu stellen gewillt war, desto eingehender befaßte man sich natürlich mit der Art seiner Organisation und mit dem Geiste, in dem er waltete. Damit hingen ja untrennbar seine Erfolge zusammen.

Der Stabsoffizierskurs hat, wie jede menschliche Einrichtung, manche Phase der Entwicklung durchgemacht und, sagen wir es unverhohlen, manche bedenkliche Kinderkrankheit überstanden. Er gedieh in seinen alten Tagen, fast am Ende seiner Laufbahn besser als in seiner Jugendblüte. Herangereift und entmündigt, hatte er mit dem Übelstande einer völlig ungleichartigen Vorbildung der Frequentanten nicht mehr zu kämpfen. Die Auswahl der Lehrkräfte geschah mit Sorgsamkeit und Umsicht.*) Die Anzahl der Lehrstunden war mäßig. Der Unterricht ging mehr in die Tiefe als in die Breite. Die vorherrschende applikatorische Methode rückte, wie es sein soll, die Theorie der Praxis nahe. Den Angelpunkt des ganzen Unterrichtes bildete die taktische Lehre und alles andere ist in der Tat für eine Schule solcher Art nur nebensächlich. Eine solche Ausgestaltung der Organisation der Schule war einfach, war gesund und ihrem Urheber gebührt aufrichtiger Dank.

Was zumal als besonderer Vorzug der Schule sich geltend machte und daher bei ähnlichen Gebilden für alle Zukunft festgehalten werden sollte, war die strenge Konzentration der Schule in Stoff und Ziel. Jawohl, die Konzentration —

*) Wir erwähnen hier nur die Namen Hotze, Milde, Hauschka, Drathschmidt, Brunner.

und nur keine Ausweitung in der Richtung strategischer Studien! Sie gehören nicht in den Rahmen einer solchen Gattung des Unterrichtes und sind mit dessen Tendenz schlechterdings nicht in Einklang zu bringen. Es fehlt ja hier nicht an warnenden und mahnenden Symptomen. Denn es war — man erkannte es leider erst in später Stunde — nicht wohlgetan, zu experimentieren mit Basierungen von zweifelhaftem Werte, mit Darlegungen weitverzweigter Befestigungssysteme, mit Erläuterungen der Flußverteidigung in großem Stile — entnommen zudem umfassenden Generalstabsoperaten und bruchstückweise dem Gedächtnisse auferzwungen, wohl nur dem Gedächtnisse. Sonst aber hatte man mit Fug und Recht auf den rein äußerlichen Apparat des Wissens verzichtet: auf das gezierte Wort, die hohle Phrase, das ohnmächtige Übergreifen in alle Weiten, auf alles, was den Schein der Dinge ausmacht, nicht deren Wesen. So hatte man es halten müssen, so muß man es immerdar halten!

Noch eine Erwägung, die sich nicht vornehm bei Seite schieben läßt — die Behandlung der Offiziere, welche man unmittelbar oder mittelbar, im Wege der Lehre oder des Prüfungselenches unterweist. Sie stehen in reifem Mannesalter, haben eifrig gedient und sich manches Verdienst, vielleicht auch im Felde erworben. Der gute Wille fehlt ihnen nicht, ihr Fleiß ist sprichwörtlich geworden: sie gewärtigen unter allen Umständen ein würdiges und wohlwollendes Entgegenkommen. Es gibt ja eine Art zu lehren, welche, weit entfernt die Autorität zu schwächen, unter Anwendung leiser Hilfen und vornehmen Tones, sie kräftigt und hebt; es gibt eine Methode, welche, statt abzustoßen, anzieht, persönlichen Anreiz an sachlichen Gewinn knüpft: sie allein ist hier die zweckmäßige und zielförderliche. Und wenn es also wahr ist, daß in den letzten Jahren es im Stabsoffizierskurse nach dieser Richtung derart bestellt war, wie es eben sein soll; wahr der so förderſame, ethisch hebende Zusammenschluß zwischen denen, die auf dem geistigen Gebiete geben, und denen, die dort empfangen: so war es in der Tat gut um die Sache bestellt, welcher jene dienten wie diese, und es bleibt nur in hohem Grade erwünscht, daß ein solcher Geist, der genius loci, sich fortpflanze von der Schule auf die Institution, die ihre Erbschaft übernommen hat, von vergangenen Zeiten auf die Zeiten, die da sind und kommen.

Der Stabsoffizierskurs aber, erscheine er auch derzeit überholt und werde er nur mehr als eine flüchtige Form der Erscheinungswelt angesehen, hat geleistet, was er berufsmäßig leisten sollte, und als Anrecht erworben, was billig Denkende ihm nicht

5*

versagen dürfen: ein ehrenvolles Angedenken und einen rühmlichen Nachruf. Mortuum salutamus!

Der Reichskriegsminister vor den Delegationen.

Die Verhandlungen der Delegationen sind über alle Erwartung ruhig und glatt verlaufen. Bewilligung des gesamten Voranschlages des Kriegsbudgets ist ihr Schlußrefrain. Dabei begleiteten immerhin „gute Reden", kühne, aber unverbindliche Resolutionen die schwielige Arbeit der Delegationen, „vor deren Tugend die Götter auch den Schweiß stellten". Freilich die von den Ungarn aufgeworfenen staatsrechtlichen Fragen, an die Armee immer näher herantretend, harren noch großenteils der endgültigen Lösung. Es hat nach dem vielen aufgewirbelten Winde in Budapest noch Sturm gegeben, aber nun scheint mit dem Frühjahre neues Leben auch politisch emporzukeimen. Bald werden die Tausende von Wehrmännern nicht mehr nach ihrer Zeit und über ihre Zeit dienen. Und die Militärverwaltung hat erreicht, was überhaupt zunächst zu erreichen war. Auch die hohen Anforderungen für die neue Artillerie hat sie durchzusetzen gewußt und der weitere Ausbau des Heeres ist erst Sache der nächsten Zukunft. Schöne Ergebnisse!

Ritter von Pitreich, man kann ihm dieses Zeugnis nicht versagen, hat auf der ganzen Linie gesiegt. Er hatte sein Amt unter Verhältnissen übernommen, die an Schwierigkeit kaum zu überbieten waren. Hinter sich den Unmut der so oft enttäuschten Vertretungskörper, vor sich die schrankenlose Agitation der Ungarn und den sich dagegen aufbäumenden konservativen Trotz der Österreicher, hatte er selbst noch Postulate zu stellen, die längst geradezu unabweisbar geworden, namentlich aber den Ausbau der Armee sorglich vorzubereiten, die derzeit der Zahl nach unzulänglich ist und sogar da und dort, Gott sei Dank ganz vereinzelt und rasch vorübergehend, an ihrem Geiste bedenklich zu wanken begann. Er hatte auf einem Boden vorwärts zu schreiten, der schwankte, das Gleichgewicht zwischen Kräften zu erhalten, die, statt sich gegenseitig zu stützen, einander in Grimm befehdeten. „Das kostbare Juwel der Krone", die Armee, wie schon Wallenstein sie nannte, durfte sich in ihrem Glanze nicht trüben; ohne Verzug

sollte gutgemacht werden, was Jahre hindurch der Besserung harrte — die Armee sollte gleichsam wieder Atem erhalten und sich wieder fühlen lernen. Hier genügte der gute Wille nicht, der beste Vorsatz schien zu versagen. Der Allerhöchste Kriegsherr selbst fand sich, bei allen versöhnlichen Intentionen, zu einer Aussprache veranlaßt, deren Tenor den Ungarn gegenüber ein deutliches „bis hierher und nicht weiter" enthielt, und als auch damit der Obstruktion in Ungarn kein Damm gesetzt wurde, erwiesen sich die edlen Herren des österreichischen Herrenhauses, wie es ihnen geraten erschien, fast kaiserlicher als der Kaiser selbst. Ob es überhaupt noch eine Delegation geben, ob die Delegation auch nur das Budget der Vorjahre bewilligen, geschweige denn der Monarchie neue Opfer auferlegen werde — all dieses stand wahrhaftig in Frage. Nun denn, es ist besser geworden, als es zu werden den Anschein hatte; im letzten Augenblicke haben die extrem nationalen Parteien, der Notwendigkeit folgend, mehr als dem eigenen Triebe, die Waffen gestreckt. Er sei, bemerkte damals der gemeinsame Kriegsminister, kein politischer Mann und doch ruhen, wenn man genau zusieht, auch seine sachlichen Postulate auf dem vulkanischen Boden politischer Diatribe. Auch begann man in gemäßigten Kreisen schon über die Zugeständnisse an die Ungarn — leugne sie, wer dazu den Mut hat! — bedenklich das Haupt zu schütteln und selbst auf den Boden starker Gegenenunziation zu treten.

Und nun, wie gesagt, ist doch das meiste gegangen nach Wunsch und Gebühr. Das überragende Verdienst dessen fällt unzweifelhaft dem gemeinsamen Kriegsminister zu, so wackere Unterstützung er bei seinen Ministerkollegen und seinen eigenen Referenten fand. Wir sagen dies, obgleich wir selten loben und der Minister selbst, wie wir ihn kennen, mehr als auf das Lob auf die Sache sieht, die Lob findet. Wie dies nun gekommen sei?

Lange vor den Delegationsverhandlungen wußte Ritter von Pitreich, was so bedeutsam ist, Stimmung zu machen. Sein Erlaß bezüglich der Disziplinarstrafen, seine Zustimmung zu einem modernen Strafverfahren, sein Versprechen, die zweijährige Präsenzdienstpflicht ernst in Frage zu ziehen, zeigten ja, daß er der Mann seiner Zeit sei, nicht befangen von Vorurteilen, nicht beengt durch veraltete Anschauungen. „Certi sunt denique fines" — es heiße die Grenzlinien zu finden, äußerte er sich hüben und drüben, und die Ungarn waren sich dessen wohlbewußt, daß er ihren Bestrebungen jetzt wie schon längst vorher nicht

*

geradezu abgeneigt war. Er erklärte sich zu geben bereit, soweit man überhaupt geben dürfe. Er wollte nur da versagen, wo er als Rat der Krone, als höchster Funktionär der Armee versagen mußte.

Er sprach dabei die Sprache eines hochgebildeten Mannes, wie man sie vom kurulischen Stuhle in solcher Feinheit schon lange nicht vernommen hatte, und repräsentierte damit in Wahrheit den Bildungsgrad der erlesensten Elemente der Armee. Er suchte minder das starke, als das gewinnende Wort.

Zudem bewährte sich Ritter von Pitreich als ein gewiegter Fachmann, der auf dem ganzen militärischen Gebiete sicher Bescheid weiß, aber auch, wie es sein soll, über dessen Grenzen hinausblickt.

Er zeigte sich entschlossen, eher Amt und Würde als den Kern seiner Überzeugungen aufzugeben.

Geradezu in wohltuendem Gegensatze zu seinem Vorgänger trat er mit sympathischer Wärme für die persönlichen Verhältnisse der Offiziere ein und versprach, was darin bislang versäumt wurde — und wieviel ward versäumt? — innerhalb der Schranken der Möglichkeit und Billigkeit einzuholen.

So entspricht, alles in allem genommen, das Programm des Ritters von Pitreich den Intentionen der Krone, den Anforderungen der Parlamente, den sachlichen Bedürfnissen und den bescheidenen Wünschen der Armee selbst.

Die Aufgabe des gemeinsamen Kriegsministers ist damit allerdings noch keineswegs beendet. Ihr schwierigster Teil vielmehr harrt noch der Erledigung. Die Wehrgesetze zumal werden Energie, Maß, Geduld beanspruchen. Aber wer so geschickt zu lavieren weiß, wie der gegenwärtige Chef der Militärbehörde, so glücklich zwischen Scylla und Charybdis hindurchschifft, hat eine günstige Prognose für sich und das Vertrauen, das man ihm schon jetzt vielfach entgegengebracht hat, wird ihm in Zukunft sehr zustatten kommen. Und so wünschen wir dem Heere unter solcher Ägide Gedeihen und reformatorische Entwicklung wie am Haupte so auch an den Gliedern. Nach den neun mageren Jahren bedarf die Armee dringend einer langen Reihe fetter Jahre, in denen ihr materielles Wohlbehagen sich hebt und ihr Geist sich wieder hoch emporrichtet. Und so geschehe es!

Unsere Militär-Ärzte.

Ehedem waren die sogenannten „Feldärzte“, die Feldscherer, in unserer Armee nicht sonderlich geachtet. Es gab darunter viele nicht graduierte Ärzte. Sie hatten mehr Routine als wissenschaftliche Ausbildung. Sie stellten gerne die Praxis in einen gewissen Gegensatz zur Theorie. Bei der Truppe hörte man wohl auch manchmal den Spottnamen: „Pflasterschmierer“. Zuweilen sprach man mit und von ihnen in einem Tone, den man jetzt höchstens im Wiener Gemeinderate und vom gestrengen Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Wien, allenfalls auch noch in der Landstube hört.

Dies hat sich nun seit etwa zwei Generationen gründlich geändert. Wissenschaft ist eben auch hier Macht geworden. Fast ausnahmslos würdigt man den schönen Beruf der Ärzte und die humane Erfüllung ihres Berufes nach Gebühr. Die kombattanten Offiziere, sonst so exklusiv, sehen sie als ihresgleichen an. Die Kommandanten stellen, wie sie es allerdings dereinst taten, an sie keine Anforderungen mehr, die dem Ehrenzeichen, das sie tragen, unangemessen sind und sie in Gegensatz zu den Lebensanschauungen der Offiziere bringen. Auf den Schlachtfeldern unserer neuesten Kriegsgeschichte, in Italien, Ungarn, Schleswig, Böhmen und Bosnien, haben sie sich durch ihre unverdrossene und unermüdliche Gestion eine Art von Ehrendiplom geholt. Ohne mitzukämpfen, sind sie im Felde allen Gefahren des Kampfes ausgesetzt. Ihre Intelligenz tritt durchwegs nicht in Widerstreit zu ihrer militärischen und kriegerischen Ausprägung. Auch die Genfer Konvention schützt sie nicht gegen die Kugel, die ja bekanntlich blind ist. Unerschrocken haben sie, Generation um Generation, ihre Pflicht getan.

Die Anforderungen an die Ausbildung der Militärärzte sind in unserer Zeit beträchtlich gestiegen. Wenn sie mit ihren Studien, so viele Jahre diese dauern, fertig zu sein glauben, sind sie noch keineswegs fertig. Immer heißt es wachen Geistes und reger Spannkraft dem Fortschritte der Wissenschaft folgen. Man hat Sonderkurse für sie gegründet und will diese extensiv und intensiv weiter ausdehnen. Die Kliniken der Universitäten stehen ihnen, soweit es nur räumlich angeht, offen. Man fördert Spezialärzte und unterstützt namentlich Operationskurse. Aus den Reihen der Militärärzte sind bereits berühmte Fachmänner hervorgegangen. Im Präsidium des Roten Kreuzes fungiert mit hoher Sachkunde und in tiefster Ergebenheit für die Humanität ein rühmlich be-

kannter Generalstabsarzt. Nur die plötzliche Aufhebung der Josephs-Akademie war ein nicht mehr gut zu machender Fehler.

Man hat die Stellung der Militärärzte, freilich bei weitem noch nicht ausreichend, gebessert. Man verleiht tüchtigen Medizinern, die sich dem Militärdienste widmen, nicht unbeträchtliche Stipendien. Man hat die Zahl der Militärärzte, allerdings noch tief unter dem wirklichen Bedarfe und namentlich unter dem Kriegsbedarfe, erhöht, wenngleich man hierin noch immer beträchtlich hinter den deutschen Organisationen zurückbleibt. Man hat das Chargenverhältnis billiger und besser als bislang bemessen. Man hat das lange, lange Jahre hindurch geradezu entsetzlich stagnierende Avancement doch aus dem gröbsten herausgearbeitet. Man hat ihnen nach kaum begreiflichen Widerstreben endlich in den Heilanstalten die ihnen zukommende Stellung, adäquat ihrem Wirkungskreise und ihrer Verantwortlichkeit, zugewiesen und die Erfahrung hat gezeigt, daß sie ihre Kommandanten-Obliegenheiten mit Festigkeit und Takt, dabei sonder Überhebung zu erfüllen wissen. Man beteiligt nun auch die Ärzte an den reichlichen Gnaden, die der Kaiser seiner Armee erweist.

Gleichwohl ist der militärärztliche Stand, an sich und namentlich die Verhältnisse fremder Armeen zum Vergleiche herangezogen, viel zu schwach und stets unter dem Stande. Ohne Heranziehung von Reserveärzten würde dies natürlich in noch weit höherem Grade der Fall sein. Alle Lockungen, die man bietet, reichen tatsächlich nicht zu. Selbst die Gefahr eines Ärzteproletariats im Zivile schafft keine wirksame Abhilfe. Während immer mehr und mehr, gleichsam in heißem Atem, die Zerstörungsmittel des Krieges zunehmen, fehlt es gar sehr an den Maßnahmen der Erhaltung, als deren beste Träger und Förderer die Ärzte zu erachten sind. Man stellt sie gewissermaßen vor unlösbare Probleme. Je tiefer aber die Quantität sinkt, desto geringer wird die Möglichkeit sorgsamer Auswahl, desto mehr leidet dann auch notwendig die Qualität.

So kann und darf es nicht länger gehen. Die vorliegenden Ergebnisse sind ein stringenter Erweis dessen, daß die dem Militärarzte gebotenen Vorteile, an denen man sogar zuweilen feilscht und mäkelt, weitaus zu gering bemessen seien. Man weite sie also aus, steigere sie in jeder denkbaren Hinsicht! Das Benefiz, das man dem Truppenarzte gewährt, ist ja zugleich, wenn man es genau erwägt, ein Benefiz für diejenigen, die mit Leib und Leben an ihn gewiesen sind. Hier gibt es keinen Neid, keine Mißgunst, keine Ursache zu ihnen. Man behalte auch dem länger

dienenden Militärarzte eine gute Anstellung im Zivile vor, stelle ihn mindestens in die erste Reihe der Bewerber. Dann vielleicht wird die Nachfrage dem Bedarfe näher kommen.

Unzweifelhaft sind unter allen Offiziersklassen die Ärzte diejenigen, die dem Kombattanten zunächst stehen. Sie sind Fleisch von seinem Fleische, Blut von seinem Blute, der Kanzleidienst ist für sie ganz nebensächlich. Am Krankenbette helfen und trösten sie. Auf Hilfs- und Verbandplätzen arbeiten sie in Not und Drang ohne Unterlaß und ohne Scheu vor irgendwelcher Gefahr. Sie fördern die Hygiene und halten Seuchen ab. Man hat allen Grund, ihrer dankbar zu gedenken. So behandle man sie denn auch nach Verdienst und Gebühr!

Soldatenmiete.*)

Soldatenmiete ist, wie die Geschichte es überliefert, schlechterdings keine vereinzelte oder auch nur seltene Erscheinung gewesen. Ihre Spuren finden sich gar früh und nicht nur bei barbarischen Stämmen. Schon das Altertum betreibt sie in großem Maßstabe. Die Zehntausend der „Anabasis", welche nach Kyros Tode, in unsäglichen Mühen und Nöten sich den Weg zur Heimat bahnten und mit dem Jubelrufe: „Thalatta, Thalatta!" das Meer begrüßten, sind eigentlich, wofern man die Dinge beim rechten Namen benennt, Mietlinge gewesen. Aus germanischen Söldnern bestand geraume Zeit hindurch der Kern der römischen und byzantinischen Heere. Die freie Schweiz verkaufte ihre Söhne bereitwillig den Meistbietenden; sie fochten beispielsweise bei Pavia im dichtesten Gedränge. Die Lanzknechte des Mittelalters, die ihre Banner weithin über die Lande trugen und sie siegreich auf der Zinne der Engelsburg aufpflanzten, waren Söldnervolk, wenn auch stolze und treue Führer, wie etwa ein Georg von Frundsberg, sie befehligten. Die Condottieri haben in Italien tiefe Furchen ihrer wilden, aber immerhin planmäßigen Aktion gezogen. Wallensteins Kriegsmacht bestand zumeist in den aus aller Herren Länder zusammengerafften Miettruppen, die, da sie den deutschen Boden fast zur Einöde machten, sich selbst der Heimatslosigkeit, der religiösen Indifferenz, ja des Mangels menschlicher Empfindungen berühmten.

*) Erschienen in der „Zeit", 1904.

So gestaltete sich bis auf wenige Generationen vor uns der Zustand der Dinge; er schien der natürliche und darum geradezu unverrückbar zu sein. Aber die Zeiten schreiten vor und die Anschauungen ändern sich manchmal in tiefstem Grunde. Was so lange unangefochten Brauch, ja System war, ist plötzlich als ein Unfug schweren Grades, ja mehr als dies, als ein Verbrechen an Gott und Menschen angesehen worden. Denn der Morgen dämmerte — der Mensch, der Weltbürger begann sich zu fühlen, zu regen. Die nach und nach erstarkende Wissenschaft, welche einem Ulrich von Hutten den Freudenruf entrang, es sei nun eine Lust zu leben, erschloß auch der Freiheit und Humanität den Weg. Voltaire und Rousseau bekämpften ingrimmig mit der Feuerflamme der Indignation die überlebten feudalen Einrichtungen und all den Aberglauben, den Wahnwitz, die sich untrennbar an sie knüpften. Der universelle Geist eines Leibniz und Lessing, an die vorurteilslosen Anschauungen der Humanisten sich lehnend, brach in positiven Satzungen und in scharfer Kritik sieghaft durch. Friedrich Schiller entflammte das Herz seines Volkes mit dem heiligen Feuer edler und starker Empfindungen. Da war denn wohl, sollte man meinen, kein Raum mehr gegeben und auch der leiseste Anschein von Berechtigung nicht mehr vorhanden für den Sklavenhandel im Herzen Europas — denn dies war ja sonder Zweifel die Soldatenmiete — für ihre Schmach und Erbärmlichkeit.

Man sollte dies meinen. Gleichwohl ist es eben die genannte Zeitepoche, welche urkundlich den anrüchigen Soldatenhandel offen und ungescheut betrieb. Britannien bedurfte der Krieger, über die es daheim nicht ausreichend verfügte, um die Landsleute jenseits des Ozeans unter seine Willkür zu beugen. Sie, die Söhne derer, die um ihres Glaubens und ihrer Freiheit willen das heißgeliebte Vaterland, den grünen Rasen ihrer Heimat, verlassen und mit männlichem Starkmute sich in den amerikanischen Urwäldern durch die Kraft ihrer Arme ein neues Heim und einen neuen Herd erschlossen hatten, begehrten kein anderes Recht als jenes, welches das Volk des Mutterlandes längst besaß und rühmlich behauptete: das Kardinalrecht der Selbstbesteuerung. Es ward verweigert, so sehr das ganze Vorgehen der Kolonisten das Gepräge bescheidener Mäßigung an sich trug. Vergeblich, daß eine hochgesinnte Partei in England selbst, allen voran „der große Gemeine", die Rechtmäßigkeit der amerikanischen Forderung anerkannte und erhärtete. An die Stelle der Argumente sollte die Gewalt treten, und so trat an ihre Stelle und entschied auch die

Gewalt. Umsonst rief Lord Chatham: „Sie müssen diese Beschlüsse widerrufen und Sie werden es. Ich verbürge mich dafür, daß Sie selbe widerrufen. Ich setze hierfür meinen guten Ruf zum Pfande. Man mag mich für schwachsinnig halten, wenn sie schließlich diese Beschlüsse nicht widerrufen. Und wenn die Minister fortfahren, des Königs Majestät zu mißleiten — ich sage nicht, daß sie der Krone die Zuneigung der Untertanen entfremden werden; wohl aber sage ich, daß sie die Krone dann des Tragens nicht mehr wert machen. Ich sage nicht, daß der König verraten, aber ich sage, daß das Königreich verloren sei."

Wer waren nun vornehmlich jene deutschen Fürsten, die den Soldatenhandel so recht gewerbsmäßig in Werk setzten? Von den gewöhnlichen Werbungen und Pressungen, die allerorten üblich waren, wollen wir ganz schweigen. Und von anderer als deutscher Seite war für jenen Zweck schlechterdings nichts zu erlangen; ja weder der Deutsche Kaiser noch Friedrich der Große billigten irgendwie ein solches Unternehmen. Holland hatte jede Beteiligung daran verweigert, Katharina II. versagte ihre Unterstützung. Läßt man Hannover, das ja damals zu England im Verhältnisse der Personalunion stand, beiseite, so erstreckte sich der absonderliche Handel kundbar auf Hessen-Kassel, Waldeck, Braunschweig, Anspach, Württemberg und Anhalt-Zerbst; auch Bayern stellte entgegenkommende Anerbietungen, die freilich vom Hause aus keinen rechten Anklang fanden.

Daß nun die Werber grausam, ja unmenschlich verfuhren, ist ausgemacht; es lag dies in ihren Interessen und Interessen machen für Empfindungen stumpf. Die Roheit des Handwerkes zudem gab ihm seinen goldenen Boden. Die glänzendsten Geschäfte dabei machten jedoch viele Landesväter selbst. Gewöhnlich behielten sie mindestens die Differenz zwischen der englischen und der heimischen Löhnung für sich selbst. Der Herzog von Braunschweig empfing für jeden Fußsoldaten 51 Taler 15 Silbergroschen Werbegeld; ein Toter ward mit 30 Kronen bezahlt und drei Verwundete zählten als ein Toter. Noch ärger trieb es, während es die Residenz in Marmor aufbaute, Hessen mit dem Menschenhandel. 1743 waren 6000 Hessen Georg II., 6000 seinem Gegner Kaiser Karl VII. überlassen worden, so daß Hessen gegen Hessen zu kämpfen hatten. Culloden war somit ein Sieg für sie und zugleich eine Niederlage. Ja noch mehr — unter einigen Fürsten erhob sich eine unlautere Konkurrenz betreff der Abnahme von Miettruppen, das Angebot übertraf die Nachfrage, es kam zu Intriguen und Streitigkeiten untereinander. Schon Georg III. äußerte sich,

er könne das Geschäft eines „Menschendiebes" nicht als ehrenvoll ansehen, und Friedrich II., sonst eben nicht ängstlich in der Wahl seiner Mittel, sprach über den Menschenhandel seine tiefste Indignation aus und verbot den Durchzug von Miettruppen durch sein Land.

Es traten bei den Werbungen aber auch Zustände ein, die Appell an jedes menschliche Gefühl erhoben. In Hessen ward von Eltern, die sich etwa gar zu klagen unterwanden, der Vater in Eisenarbeit, die Mutter ins Zuchthaus gebracht. Man eskortierte die Geworbenen gleich dem Vieh, das man zur Schlachtbank führt. Darunter befanden sich auch noch halbe Kinder, zu schwach, das Gewehr zu tragen. Aber man begünstigte auch wieder die Geworbenen, freilich in sonderlicher Art: sie durften, man höre, während sie zum Angriffe schritten, wie die Pferde beim Chok „wiehern". Schiller hat in „Kabale und Liebe" seinen Empfindungen über ein solches Vorgehen zwar impetuosen, aber nur gerechten Aushall gegeben. Mirabeau sagte, daß die Amerikaner bis ans Ende der Welt geflohen seien, um der Tyrannei zu entgehen und daß die Tyrannei, deren Werkzeug die an England verkauften Völker Deutschlands seien, sie nun bis ans Ende der Welt verfolge. In flammenden Worten geißelte Pitt die deutschen Fürsten, die ihre Untertanen für fremden Dienst verhandeln und verfeilschen.

Alles dies hat nun wenig gefruchtet. Was jedoch die allgemeine Entrüstung nicht zustande gebracht hat: die Abolition der Miettruppen, hat das durch die französische Revolution inaugurierte „Aufgebot in Masse" und die „allgemeine Wehrpflicht" in Preußen leicht erzielt. Es gibt ja seitdem Überfülle an Menschenmaterial. Auch England hat derzeit genug daran in seiner Miliz, die vom Kolonialdienste nicht befreit ist. So wird — welch ein Fortschritt! — zu unseren Zeiten nicht mehr mit englischem Golde deutsches Blut bezahlt — es ist ja auch kostbarer geworden, seitdem es in Strömen für Deutschlands Einheit floß, und daher nicht mehr erkäuflich. Der Ausspruch Bismarcks über den Krieg streift auch dieses Gebiet: „Deutsche Fürsten haben die Gewohnheit, ihre Heere in den Krieg zu führen oder zu begleiten und infolgedessen auch in erhöhtem Maße das Bedürfnis, auf dem Schlachtfelde und im Lazarette dem Krieger in das brechende Auge zu sehen, ohne sich sagen zu müssen: Diesen Krieg hätte ich mit Ehren zu vermeiden vermocht."

Die Reorganisation des preußischen Heeres in der Epoche 1807—1813.*)

Einleitung.

Bevor ich auf jenen Gegenstand selbst übergehe, welchen ich heute zur Besprechung bringe, seien mir einige Worte der Einleitung gestattet.

Der Stoff, den ich meinem Vortrage unterlege, ist die Geschichte der Heeresreorganisation Preußens in der Epoche 1807 bis 1813.

Von jeher, meine Herren, ist die Organisation der Streitkräfte in ihrem Verhältnisse zur Führung gröblich unterschätzt worden. Es mag dies seinen Grund wohl darin finden, daß die Tätigkeit des Feldherrn mit ihren raschen und entscheidenden Folgen leicht die Augen aller auf sich zieht, während die stille und unermüdete Arbeit des Organisators fast unbeachtet vorübergeht. Nichtsdestoweniger aber kann selbst der bedeutendste Heerführer nur die Mittel zur Anwendung bringen, welche ihm die Organisation herangebildet und herangezogen hat, und auch er sieht sich in allen seinen Entwürfen und Taten gehemmt, wenn die Elemente seiner Wirksamkeit sich, an dem Ziele gemessen, als unzureichend erweisen. Darum ist es so befremdend, daß in der Wissenschaft des Krieges die Heeresorganisation in hohem Grade vernachlässigt wird, und darum ist es denn auch so natürlich, daß wir in der Kunst des Krieges häufig vor vollendeten Tatsachen stehen, bevor deren Ursachen uns klar geworden; daß wir den Erfolg vor Augen haben, ehe wir den Entwicklungsgang zu übersehen vermögen.

Ich habe es versucht, ein Stück der Geschichte der Heeresorganisation herauszugreifen. Als ein kleiner Beitrag zu dem großen Ganzen möge dieser Versuch angesehen werden. Tüchtigeren Kräften soll es überlassen bleiben, ein zusammenhängendes und umfassendes Bild einer solchen Geschichte aufzurollen.

Die Periode, welche ich wählte, scheint mir aus Gründen mancherlei Art von besonderem und nachhaltigem Interessenreize. In dem kurzen Zeitraum weniger Jahre sehen wir Verfall und Wiederverjüngung eines großen Reiches zusammengedrängt; wir sehen eine alte, morsche und kraftlose Organisation einer solchen Platz machen, welche Raum für alle Volkskräfte enthält und wir

*) Vortrag, gehalten 1868 im Wiener Militärwissenschaftlichen Vereine.

sehen, dank dieser Organisation, glänzende Erfolge errungen und festgehalten. Dabei sind hier die Wirkungen den Ursachen so nahegerückt, daß die Entwicklung klar und lebendig vor Augen tritt. Überdies aber mag der Aufschwung einer in ihren teuersten Rechten gekränkten Nation auch für uns eine Quelle von erhebenden und ermutigenden Betrachtungen werden.

Ich gehe zur Sache über.

Der Krieg von 1806 und 1807.

Am 7. Oktober 1806 war der Krieg zwischen Frankreich und Preußen zum Ausbruche gekommen.

Das Vorhutgefecht bei Saalfeld am 10. Oktober, in welchem der Percy des preußischen Heeres, Prinz Ludwig Ferdinand, fiel, war das Vorspiel dessen, was da kam.

Die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt am 14. desselben Monats entschied über den Ausgang des ganzen Krieges.

Die Trümmer des zersprengten preußischen Heeres wälzten sich ohne Halt und fast ohne Widerstand von der Saale bis an die Elbe, von der Elbe bis an die Oder und Weichsel, gefolgt von den Massen jenes Feldherrn, der seine politischen wie militärischen Erfolge auf das äußerste auszunützen von jeher verstanden hatte.

Jeder fernere Kampf schien für die Preußen aussichtslos, da nicht allein beträchtliche materielle Verluste erfolgt, sondern auch die moralischen Elemente des Heeres gelöst, zersetzt und vernichtet waren. Die fernere Geschichte dieses Krieges enthält daher mit geringen Ausnahmen nur Züge schmachvoller Ergebung. Am 16. Oktober kapituliert Möllendorf mit 10.000 Mann bei Erfurt, am 17. wird die Reservearmee bei Halle geschlagen, am 27. erfolgt der Einzug der Franzosen in Berlin und am 28. strecken 12.000 Mann bei Brenzlow die Waffen. Ohne Schwertstreich fallen die meisten Festungen in Feindesgewalt; am 24. und 25. Oktober Spandau und Potsdam, am 28. Stettin, am 31. Küstrin und am 10. November das starke Magdeburg mit einer Besatzung von 24.000 Mann und 600 Geschützen. Ebenso kapituliert Hameln am 19., Nienburg am 25. November, Glogau am 6. Dezember.

Ganz Preußen bis an die Oder geht mit Einschluß seiner festen Plätze innerhalb der Zeit von sechs Wochen in französischen Besitz über. Wie groß die allgemeine Bestürzung gewesen sei und welcher Schrecken den französischen Heeren voranging, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man liest, was Napoleon im Hinblicke auf die Übergabe Stettins an Murat schreibt: „Es scheine ihm, daß man die schwere Artillerie ganz entbehren könne,

da man ja Festungen mit Husaren erobere.“ Man kann sich davon einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß Küstrin mit einer Besatzung von 2700 Mann und 90 Geschützen sich auf die erste Aufforderung hin ergibt, und zwar so wenig bedroht, daß der französische General nicht einmal Schiffe hat, um über den Arm der Oder zu setzen, der die Festung vom linken Ufer trennt, und diese Schiffe ihm erst auf seine Bitte vom Festungskommandanten zur Verfügung gestellt werden. Nur Gneisenau und Nettelbeck in Kolberg, Courbière in Graudenz und der alte wackere Blücher in Lübeck leisten tapferen Widerstand, getragen von dem Gedanken, daß zwar ein Erfolg nicht mehr zu erzielen sei, daß aber, wo der Sieg unmöglich ist, einzelne Scharen durch Kampf und ruhmvollen Untergang die Seelen der Überlebenden stärken müssen.

Das Ende dieses Jahres und der Beginn des folgenden bringt wenig Besseres für Preußen. Zwar tritt jetzt endlich die russische Hilfe in Aktion, der rasche Siegeslauf Napoleons wird durch den zähen und kräftigen Widerstand der russischen Heere einigermaßen aufgehalten und vom 23. bis 26. Dezember wird an der Narew und bei Pultusk, am 7. Februar bei Eylau hartnäckig und unentschieden gekämpft. Aber mittlerweile kapitulieren Schweidnitz, Kosel, Brieg, Breslau, Neisse, Glatz, am 26. Mai fällt das wichtige Danzig, am 14. Juni erfolgt der große Sieg der Franzosen bei Friedland und mit ihm die Beendigung des Krieges durch den Frieden zu Tilsit am 7. und 9. Juli.

Rußland ging aus diesem Kriege wohl vergrößert hervor, aber Preußen hatte nebst dem Verluste seiner reichsten und blühendsten Lande noch Demütigungen jeder Art zu ertragen. Es büßte alle Gebiete zwischen Elbe und Rhein, das ganze preußische Polen und Danzig ein und mußte sich überdem verpflichten, den englischen Schiffen seine Häfen zu sperren. Bis zur vollständigen Zahlung einer Kriegskontribution von 140 Millionen Francs sollten die Franzosen das Besatzungsrecht im ganzen Lande haben. Vor dem Kriege zählte Preußen eine Bevölkerung von neun Millionen, sein Einkommen belief sich auf 26 Millionen Taler und jetzt war es auf fünf Millionen Einwohner und 14 Millionen Taler reduziert. Das war der Ausgang des mit so großer Zuversicht begonnenen Krieges.

Die Ursachen der Niederlage.

Der Friede mit dem Feinde war nun wohl geschlossen, aber im Lande selbst regte sich der Geist finsteren Unmutes wider eine Regierung, welche die besten Kräfte des Volkes sinnlos verschwendet

hatte. Von dem einen Gedanken waren alle Kreise und Schichten durchdrungen, daß es so nicht länger mehr gehen könne und solle.

Nach dieser entsetzlichen Katastrophe und mitten in der trostlosen Lage des Staates zwischen Sein und Nichtsein war nur dann an eine gründliche Abhilfe zu denken, wenn statt der alten und verbrauchten Regierungsorgane neue schöpferische Kräfte an die Oberfläche traten. So berief der König denn auch an die Spitze der Zivil- und Militärverwaltung den Freiherrn von Stein und den Oberst Scharnhorst. Was diese beiden Männer in der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit geleistet, wie sie trotz aller Hemmnisse und Hindernisse das Werk der Reform siegreich durchgeführt und den Staat vom Rande des Verderbens zu einem Aufschwunge sondergleichen gebracht haben — das ist eine Betrachtung und eine Lehre, wie sie die Geschichte nicht leicht anderswo in solcher Vollendung und Schärfe zum Ausdrucke bringen mag.

Beide Organisatoren, ungeachtet ihrer verschiedenen Charakteranlage in seltener Übereinstimmung handelnd, beide vom Ernste der Situation erfüllt und fest entschlossen, persönliche Rücksichten jeder Art fallen zu lassen vor dem Gemeininteresse, beide sahen ein, daß ihre nächste und dringendste Aufgabe die sein müsse, das gesunkene Vertrauen im Volke wie im Heere wieder zu heben und die moralischen Elemente hier wie dort neu zu kräftigen. Sie fühlten, daß hier mit Palliativen nicht geholfen sei, daß sporadische Änderungen fruchtlos bleiben würden, daß die Größe der Reform im natürlichen Verhältnisse zu dem Umfange der vorangegangenen Kalamität stehen und man sich zur Kraft eines konsequenten, gesunden, alle Teile durchdringenden Vorgehens erheben müsse. „Nur dann konnte man hoffen, die Trümmer des Staates zu sammeln, das Selbstbewußtsein der Nation zu wecken und alle ihre Kräfte für den bevorstehenden Kampf zu entfesseln."

Jede Reform aber ist an die Kenntnis des vorausgegangenen Zustandes und aller jener Ursachen geknüpft, welche denselben erzeugten. Ohne Verblendung das Übel in seiner ganzen Größe zu erkennen, Vergangenheit und Gegenwart mit scharf kritischem Auge zu messen, dies ist die Grundbedingung jedes erfolgreichen Wirkens für die Zukunft. Wenn die Männer der neuen Regierung an diese Aufgabe gingen, so konnten sie sich nicht einseitig auf den Standpunkt militärischer Fachmänner stellen. Sie wußten, daß die Armee nur einen Bruchteil der Kraft, wenn auch den für den Krieg am besten organisierten Bruchteil, repräsentiere, und daß die militärischen Einrichtungen eines Landes nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn sie zu den Sitten und Gebräuchen

da man ja Festungen mit Husaren erobere.“ Man kann sich davon einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß Küstrin mit einer Besatzung von 2700 Mann und 90 Geschützen sich auf die erste Aufforderung hin ergibt, und zwar so wenig bedroht, daß der französische General nicht einmal Schiffe hat, um über den Arm der Oder zu setzen, der die Festung vom linken Ufer trennt, und diese Schiffe ihm erst auf seine Bitte vom Festungskommandanten zur Verfügung gestellt werden. Nur Gneisenau und Nettelbeck in Kolberg, Courbière in Graudenz und der alte wackere Blücher in Lübeck leisten tapferen Widerstand, getragen von dem Gedanken, daß zwar ein Erfolg nicht mehr zu erzielen sei, daß aber, wo der Sieg unmöglich ist, einzelne Scharen durch Kampf und ruhmvollen Untergang die Seelen der Überlebenden stärken müssen.

Das Ende dieses Jahres und der Beginn des folgenden bringt wenig Besseres für Preußen. Zwar tritt jetzt endlich die russische Hilfe in Aktion, der rasche Siegeslauf Napoleons wird durch den zähen und kräftigen Widerstand der russischen Heere einigermaßen aufgehalten und vom 23. bis 26. Dezember wird an der Narew und bei Pultusk, am 7. Februar bei Eylau hartnäckig und unentschieden gekämpft. Aber mittlerweile kapitulieren Schweidnitz, Kosel, Brieg, Breslau, Neisse, Glatz, am 26. Mai fällt das wichtige Danzig, am 14. Juni erfolgt der große Sieg der Franzosen bei Friedland und mit ihm die Beendigung des Krieges durch den Frieden zu Tilsit am 7. und 9. Juli.

Rußland ging aus diesem Kriege wohl vergrößert hervor, aber Preußen hatte nebst dem Verluste seiner reichsten und blühendsten Lande noch Demütigungen jeder Art zu ertragen. Es büßte alle Gebiete zwischen Elbe und Rhein, das ganze preußische Polen und Danzig ein und mußte sich überdem verpflichten, den englischen Schiffen seine Häfen zu sperren. Bis zur vollständigen Zahlung einer Kriegskontribution von 140 Millionen Francs sollten die Franzosen das Besatzungsrecht im ganzen Lande haben. Vor dem Kriege zählte Preußen eine Bevölkerung von neun Millionen, sein Einkommen belief sich auf 26 Millionen Taler und jetzt war es auf fünf Millionen Einwohner und 14 Millionen Taler reduziert. Das war der Ausgang des mit so großer Zuversicht begonnenen Krieges.

Die Ursachen der Niederlage.

Der Friede mit dem Feinde war nun wohl geschlossen, aber im Lande selbst regte sich der Geist finsteren Unmutes wider eine Regierung, welche die besten Kräfte des Volkes sinnlos verschwendet

leichten Sieg in Aussicht zu stellen. Zur unrechten Zeit bleibt das Schwert in der Scheide, zur unrechten Zeit wird es gezogen.

Die Unsicherheit in der Politik erzeugt aber auch notwendigerweise Schwanken und Unfertigkeit in den Kriegsvorbereitungen. Während die nächsten Räte des Königs, wie Haugwitz, schon Ende Dezember 1805 an der Möglichkeit der Friedenserhaltung zweifeln, stellen sie dem Könige doch jede entschiedene Rüstung als gefährlich und den Ingrimm des Siegers reizend dar. So tragen denn auch alle Vorbereitungen das Gepräge halber Maßnahmen. Um friedliebend zu scheinen, verschiebt man Organisation und Konzentrierung der Kampfmittel, und als nun dennoch der Krieg zum Ausbruche kommt, beginnt Preußen, schlecht vorbereitet und unvollkommen gerüstet, einen Kampf, der geradezu über seine Existenz entscheiden soll. Die besiegte Diplomatie räumt das Feld der Armee, der sie jedoch die Grundbedingungen einer erfolgreichen Aktion gleich vorweg benommen hat.

Stellt man nun aber auch die Kampfmittel der kriegführenden Mächte, ganz abgesehen von den Stärkeverhältnissen, einander gegenüber, so tritt auch hier die Überlegenheit Napoleons auf das nachdrücklichste hervor. Die Organisation des preußischen Heeres hatte seit dem Tode Friedrichs II. keine den Fortschritten der Zeit entsprechende Veränderung erfahren. Unbeachtet waren an ihr die bedeutsamen Ereignisse der Revolutionskriege vorübergerauscht und mit sklavischer Ergebung wurde an Institutionen festgehalten, die sich längst überlebt hatten. Dabei zeigte es sich, sobald es wirklich zur Aktion kam, wie der Genius des großen Friedrich längst aus der Armee entschwunden war, und wie nirgends mehr als hier das Dichterwort sich bewahrheitete:

„Wie er räuspert und wie er spukt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber sein Genie, ich meine sein Geist,
Sich nicht auf der Wacht-Parade weist.“

Noch immer umfaßte die Dienstpflicht einen Zeitraum von 25 bis 30 Jahren und das Heer ergänzte sich großenteils durch Ausländer, welche bei all ihrem unersättlichen Ehrgeize keiner echten moralischen Erhebung für ein ihnen fremdes Land fähig waren. Noch immer befähigte nur der Adel zu Offiziersstellen und der Gemeine war herabwürdigenden Leibesstrafen unterworfen. Die Ausrüstung für den Krieg war nach alter Art mit überflüssigen Dingen überladen, daher der Mann überlastet; dagegen die Bewaffnung schlecht, Nahrung und Kleidung unter dem Notdürftigsten

und die höheren Offiziere durch unverhältnismäßig große Einnahmen im Frieden für dessen Erhaltung besorgt. Da die Rücksicht auf Pensionsersparnis überwog, waren fast sämtliche Oberste und Generale alt und gebrechlich, die Kommandanten der wichtigen Festungen matte, hinfällige Greise. Die Bildung, einseitig im Preußentume befangen, ohne Würdigung der neuesten Kriegserfahrungen, die ganze Armee durch Zusammensetzung, Einrichtung und schroffen Kastengeist in unnatürlichem Zwiespalte mit den anderen Ständen und überdies ihr Geist im großen ganzen unkriegerisch — dies ist die Schilderung von Clausewitz selbst. Fügen wir hinzu, daß die übertriebene, nicht auf einem gerechten Systeme beruhende Disziplin im Frieden gerade den Mangel jeder Disziplin im ernsten Augenblicke des Krieges erzeugte; daß der unbemessene Respekt vor der Vergangenheit und der denkträge Autoritätenglaube im Offizierskorps zur höchsten Selbstüberschätzung führten, daß man weiters seit den Tagen des gealterten Friedrich von der Ausbildung im einfach Kriegerischen zu einer Ausbildung übergegangen war, die nur Schönheit in der Form suchte und eine Kriegskunst für die Exerzierplätze herausbildete, während sie die Kraft schneller Auffassung und selbständiger Durchführung beharrlich unterdrückte. Vergessen wir nicht, wie schwerfällig die Bewegungen einer Armee sein mußten, welche noch immer einen übergroßen Troß mit sich führte, und wie die Verpflegung so schlecht war, daß, während die Franzosen im Überflusse lebten, die Truppen im eigenen Lande empfindlich Hunger litten. Gedenken wir auch dessen, daß aus Gründen übel angebrachter Sparsamkeit das Kundschaftswesen der Preußen gar übel bestellt war, während ihre geheimsten Beratungen im Kabinette und im Heere den Franzosen kein Geheimnis blieben..... Dem gegenüber die französische Armee, einzig durch Organisation und Ausbildung, durch moralischen Wert und Kriegserfahrung, durch die Geschicklichkeit ihrer Führer und das hohe Vertrauen zu denselben; einzig durch das Genie ihres Oberfeldherrn, der alle politische und militärische Gewalt in sich vereinigt, der die Seele des Ganzen ist, alles durchdringt und belebt; einzig durch die Erfolge, die sie in Italien und Ägypten, am Rhein und an der Donau errungen hat. Konnte da das Ergebnis des Krieges zweifelhaft sein oder war nicht vielmehr dessen Ausgang im voraus gegeben und bestimmt?

Die Reorganisation.

Dies also waren im wesentlichen die Gründe, welche die Katastrophe von 1806 erzeugt hatten, und wie richtig und scharfsinnig

sie von den Männern der neuen Regierung gewürdigt wurden, zeigt augenfällig klar das Werk der Reorganisation, zu dem nunmehr ohne Zeitverlust und mit frischer Kraft geschritten wurde. Ihr Grundgedanke blieb aber immer der, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um bei der ersten günstigen Gelegenheit losbrechen zu können, und die Art, wie man sich im allgemeinen die Durchführung der Reformarbeit dachte, wird gut durch Scharnhorsts Worte charakterisiert: „Die Bande des Vorurteiles lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachstum nicht hemmen — weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht."

Zunächst jedoch galt es, alle Elemente zu beseitigen, welche Unehre über das Land gebracht hatten, und neben den obersten Leitern der Reorganisation noch Männer heranzuziehen, befähigt, im Geiste der Reform mit Nachdruck zu handeln. So wurden Kalkreuth, Zastrow und Kökeritz aus der Umgebung des Königs entfernt und für alle Zweige der Verwaltung Kapazitäten wie Schön, W. von Humboldt, Schrötter, Stägemann, Gneisenau, Grollmann, Clausewitz, Boyen, Rühle gewonnen. Man setzte ein Kriegsgericht, gebildet aus den geachtetsten Generalen und präsidiert vom Bruder des Königs, zusammen, welches das Verhalten der Offiziere während des Feldzuges zu untersuchen hatte, und auf dessen Ausspruch hin alle bei Prenzlow in Gefangenschaft geratenen entlassen, die feigen, pflichtvergessenen Korps- und Festungskommandanten aber schimpflich verurteilt wurden. Diese scharfen, aber durchwegs gerechten und notwendigen Maßnahmen gaben den Beweis, daß man künftighin ohne Rücksicht auf Rang und Stellung zu verfahren gedenke, und versöhnten hierdurch die erbitterte Stimmung in Volk und Heer. Nun folgte eine kräftige und durchgreifende Maßregel der andern.

Ich kann nicht, ohne die Grenzen der mir bemessenen Zeit zu überschreiten, allzusehr in das politische Detail eingehen, will mich vielmehr nur darauf beschränken, die Hauptlineamente des neuen Staatsgerüstes zu zeichnen. Schaffung eines freien Bauern- und Bürgerstandes durch Aufhebung der Leibeigenschaft, Erteilung von Eigentum an die königlichen Domänenbauern und Erhöhung der Gemeindeautonomie und des Selfgovernments; Trennung der Justiz von der Administration; kräftige Verbesserung des Unterrichtswesens; Gründung der Universität Berlin; Einziehung der Klostergüter; gerechtere Verteilung der Abgaben; Ersparungen bis an die Grenze des Möglichen; Erweiterung der Gewerbefreiheit und Aufhebung von Handelsbeschränkungen jeder Art: dies waren die hauptsächlichsten Maßnahmen, durch welche

die Umwandlung des Feudalstaates in einen nach modernen Begriffen konstruierten bewirkt, der augenblicklichen Not entgegengetreten und der sittliche und vaterländische Geist der Nation gehoben wurde.

Mit gleicher Entschiedenheit ging man im Heere vor. Nachdem die kraftlosen und unfähigen hohen und niederen Offiziere aus dem Aktivstande entlassen worden waren, setzte man die Dienstzeit herab und nationalisierte die Armee, indem man künftighin Ausländern den Zutritt zu ihr verwehrte. — Vieles geschah zur Hebung der moralischen Elemente durch die Inauguration eines Systemes der Gerechtigkeit, des Wohlwollens und der Aneiferung. Die Disziplin sollte fortan nicht nur eine äußerliche sein, nicht bloß auf den passiven Gehorsam des Untergebenen, sondern vielmehr auch auf die geistige Überlegenheit des Befehlenden sich gründen. Man änderte die Kriegsartikel ab, verzichtete auf alle das Ehrgefühl ertötenden Strafen und sah mit unnachsichtiger Strenge auf eine Behandlung, wie sie der Würde des Standes angemessen ist und wie sie mannhaft gestählte Charaktere hervorzubringen vermag. — Bei der Regelung des Beförderungswesens ging man mit äußerster Rigorosität zu Werke. Jeder Soldat, der 17 Jahre alt war, drei Monate tadellos gedient und die entsprechende Vorbildung nachgewiesen hatte, mußte auf sein Verlangen in die Zahl der Portepeefähnriche aufgenommen werden. Das Avancement zum Offizier erfolgte nach Ablegung einer strengen Prüfung durch Wahl der Leutnants und Hauptleute unter Begutachtung des Kommandanten. Nur bei außerordentlichen, allgemein anerkannten Fähigkeiten sollte im Frieden, nur bei ausgezeichneter Umsicht im Kriege eine Bevorzugung im Offizierskorps selbst stattfinden dürfen.

Die neue Gefechtsweise, welche man anzunehmen entschlossen war, bedingte auch Organisationsänderungen taktischer Art. Es wurde ein richtigeres Verhältnis der Waffengattungen, die Bildung leichter Infanterie und die Einteilung in Brigaden, Divisionen und Korps unter Annahme des Territorialsystemes angebahnt. Man erließ Instruktionen für das zerstreute Gefecht und schuf ein Exerzierreglement, von dem Rüstow mit Recht sagt, daß es durch Kürze, Einfachheit, Klarheit und rationellen Inhalt als ein Muster ähnlicher Arbeiten für alle Zeiten dienen kann. Man organisierte ein Ingenieur- und Pionierkorps und setzte Artillerie-Prüfungskommissionen zusammen. Die Friedensübungen wurden zweckmäßig ausgestaltet und hierbei nicht mehr auf äußeren Schein und Effekt, nicht auf ein pedantisches tägliches Wiederholen einer

Reihe von Evolutionen gesehen, sondern scharfe Auffassung und Selbständigkeit in Gedanke und Tat angestrebt.

Vieles geschah für Verbesserung und Vereinfachung von Waffen und Kleidung, für Neuanschaffung von Geschützen, Umwandlung der metallenen Kanonen in eiserne, für Verminderung von Gepäck und Troß, für Änderung des inneren Haushaltes der Kompagnien und für die Annahme eines der modernen Kriegführung entsprechenden Verpflegssystemes. Man hob die Militär-Bildungsanstalten auf und setzte an deren Stelle drei Kriegsschulen für Portepeefähnriche und eine allgemeine Kriegsschule für Offiziere — Anstalten, welche vermöge ihrer Einrichtung, Lehrkräfte und der Freiheit ihrer Bewegung sich sehr vorteilhaft von den alten unterschieden.

Aber weit eingreifender als alle diese Maßnahmen, wie wichtig auch jede an sich sein mochte, war der Übergang zu dem Systeme allgemeiner Wehrpflicht. Scharnhorst sah ein, daß durch die Annahme dieser Institution nicht nur die Kraft der Armee quantitativ wachsen müsse, sondern daß auch durch die Einfügung der ganzen Intelligenz in den Rahmen des Heeres die Elemente einer trefflichen geistigen Leitung sich leicht von selbst gewinnen lassen. Ebenso war es nur eine Anforderung der Gerechtigkeit, daß fortan kein Staatsbürger sich der Aufgabe entziehe, für die Verteidigung des Vaterlandes mit den Waffen in der Hand einzustehen, und daß nicht länger alle Opfer, namentlich die volle Blutsteuer dem einen Stande auferlegt werden. Dadurch aber eignete sich Preußen nicht nur die Grundsätze der französischen Revolution für die Heeresergänzung an, sondern griff durch die Ausweitung und Verallgemeinerung jener Prinzipien kühn über das Mittelalter hinweg zur Heeresverfassung der alten Kulturstaaten, in denen die Pflicht des Waffendienstes zugleich auch das Recht des freien Mannes bedeutete.

Bezüglich der Ausführung des Systemes darf man nicht an ein vollkommen gegliedertes und bis in die kleinsten Einzelheiten vollendetes Verfahren denken; dazu war die Zeit nicht angetan und man mußte dies einer späteren Epoche überlassen. Die praktische Durchführung erfolgte in der Weise, daß alle Bewohner des Landes vom 18. bis zum 25. Lebensjahre für die aktive, alle anderen Tauglichen für die Reservearmee dienstpflichtig wurden. Jährlich wurde ein großer Teil der Diensttauglichen beurlaubt, jedoch für ihn Waffen, Munition und Feldausrüstung bereitgehalten. Die Landwehr sollte von Jahr zu Jahr gemustert, im Schießen geübt und im Kriege mit der Linie organisch verbunden werden. Das Land ward in Rekrutierungsbezirke eingeteilt, die Befreiungstitel

reduzierten sich auf ein Minimum und die Stellvertretung entfiel gänzlich. Volks- und Mittelschulen wurden kriegerisch eingerichtet; Leibesübungen, Kenntnis der Waffen und der Elemente der Taktik sollten dort gelehrt werden. Je kürzer aber die Präsenzdienstzeit bemessen war und bemessen werden mußte, desto größerer Nachdruck wurde auf Ordnung, Ehrgefühl, kriegerischen Geist und strenge Pflichterfüllung gelegt.

Dies waren die Grundsätze der neuen Gestaltung. Großartig im Entwurfe und eine harte, mühsame Arbeit in der Ausführung, war sie bei ihrem Ursprunge gleich entfernt von pessimistischer Anschauung, welche die edelsten Kräfte zurückdämmt, wie von der prahlerischen Zuversicht und dem gedankenlosen Hochmute vergangener Tage. Die ganze Größe dessen, was noch zu geschehen habe, die hohe Schwierigkeit der Aufgabe, die noch zu lösen war, zeichnet sich charakteristisch in den männlichen Worten des Freiherrn von Stein: „Man muß die Möglichkeit des Mißlingens fest im Auge behalten und wohl erwägen, daß die Macht, die man angreift, groß und der Geist, der sie leitet, kräftig ist — daß es aber pflichtgemäßer gehandelt sei gegen die Zeitgenossen und die Nachkommen und ruhmvoller für den König und seine Nation, mit den Waffen in der Hand zu unterliegen, als sich geduldig in Fesseln schlagen zu lassen."

Die Hindernisse der Reorganisation.

Das ganze Werk der Reorganisation lief jedoch keineswegs glatt ab. Das Mißtrauen der Franzosen, unterstützt durch ein sehr ausgebildetes Spioniersystem, welches selbst die verächtlichsten Mittel nicht scheute, erschwerte die Durchführung jeder ernsten Maßnahme. Die französischen Heereshaufen unter drei Marschällen sogen durch Einquartierung, Durchmärsche und Erpressungen das Mark des Landes aus. Eine unerschwingliche Kriegssteuer war dem Lande auferlegt, hinterher trotz aller Vorstellungen vergrößert und mit Härte und Übermut eingetrieben worden. Stets zeigten sich neue Anmaßungen und es schien deutlich, daß Napoleon es auf den vollständigen Untergang Preußens abgesehen habe. Gegen alles Völkerrecht bemächtigten sich die Franzosen mitten im Frieden noch einzelner Landesstriche bis auf 60 Quadratmeilen und trugen sogar kein Bedenken, in Berlin falsche preußische Münzen in Menge zu prägen. Die Erhöhung der Heeresstärke über 42.000 Mann war durch Traktat untersagt und man mußte die Anlage von Befestigungen an der Ostseeküste, deren Bau Napoleon ver-

fügt hatte, benützen, um junge Mannschaft auszuheben, sie bei Verrichtung der Arbeit in den Waffen zu üben und wieder durch neue zu ersetzen. Der äußerste Eingriff in die Souveränitätsrechte des Königs wurde nicht gescheut, seine besten und mannhaftesten Ratgeber mußten entlassen werden: Ein Ächtungsdekret traf den Freiherrn von Stein und auch Scharnhorst mußte sich wenigstens nominell von der Leitung des Kriegswesens zurückziehen. Gleichzeitig griff eine beispiellose Teuerung im Lande um sich, von der man sich einen Begriff machen kann, wenn bezeugt wird, daß im Jahre 1808 den auf Halbsold gesetzten Offizieren eine unentgeltliche Brotportion von täglich zwei Pfund gereicht wurde.

Aber alle diese Hindernisse waren geringfügig gegenüber der Tatsache, daß noch immer eine mächtige Reaktionspartei jeder reformatorischen Maßregel widerstrebte, den König unheilvoll beeinflußte und selbst vor denunziatorischer Verbindung mit den Feinden des Vaterlandes nicht zurückschreckte. Es trat sogar nach der Entlassung Steins eine kurze Periode ein, in der jene Männer neuerlich ans Staatsruder kamen und somit das Werk der Reform an dem beharrlichen Widerstande mächtiger Klassen und Kreise zu scheitern schien. Die bessere Sache siegte und Hardenberg, ein Gesinnungsgenosse Steins, ward Staatskanzler. Er verstand nach dem Ausspruche des Historikers Schlosser, die Franzosen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, ganz Franzose zu scheinen und ganz Deutscher zu sein.

Niemand aber hat sich mehr Verdienste um die Bewältigung dieser Friktionen erworben, niemand mit edlerer Selbstverleugnung das Gemeinwohl gefördert als Scharnhorst, von dem General Boyen sagt, daß er keinen gefunden habe, dessen Worte und Handlungen so sehr die Ergebnisse eines vorhergegangenen ruhigen Denkens waren, keinen, der sich und seine Äußerungen so sehr zu beherrschen verstand, keinen, der bei anscheinend weichen, selbst vernachlässigten Formen einen so unerschütterlich festen Willen in seiner Brust trug.

Die Leistungen der Reorganisation.

Werfen wir nun einen Blick auf die Leistungen der hier dargelegten Reorganisationsarbeit, so sehen wir überraschend erfreuliche Ergebnisse zum Vorscheine kommen.

Als endlich die Entscheidung herannaht, als die vereinigte Macht fast ganz Europas sich gegen die schrankenlose Herrschaft Napoleons erhebt, da bricht der lang verhaltene Groll des preußischen Volkes vulkanartig hervor und die Hochflut der Begeisterung um-

faßt, wie der vorhergegangene Druck, alle Stände, beide Geschlechter und fast jedes Alter. Opfer an Gut und Blut werden freudig gebracht; es ist geradezu ein edler Wetteifer hierin, in Wahrheit das glänzendste Zeugnis der moralischen Erhebung. Nur so ist aber auch das kleine, verarmte und durch Erpressungen herabgekommene Preußen imstande, über 250.000 Mann unter die Waffen zu rufen. Ungleich höher ist es noch anzurechnen, wie sehr sich auch im Heere der Stoff von der obersten Spitze des Befehles an bis zum einfachen Soldaten herab qualitativ gebessert hat. Da ist Pflichtgefühl und Opferfreudigkeit allüberall zu treffen; da erinnert nichts mehr an die Indolenz und den Schwachmut von 1806.

Da wirft ein York bei Tauroggen kühn die Bedenken strikten Gehorsams im Bewußtsein seiner höheren Pflichten von sich und gibt das Zeichen zum Beginne eines Kampfes mit noch höchst fraglichem Ausgange. Da drängt ein Erfolg den andern. An der Katzbach, bei Kulm, Groß-Beeren und Dennewitz, bei Wartenburg, Leipzig, La Rothière, Laon, Arcis-sur-Aube, am Fuße des Mont-Martre, bei der Niederlage von Ligny und beim Siege von La Belle-Alliance zeigen die preußischen Heere, was sie gelernt haben und was sie geworden sind. Der Friede bringt nicht nur die verlorenen Landesteile zurück, sondern vermehrt sie durch Posen, Preußisch-Sachsen, die Rheinlande und Cleve-Berg.

Die beiden Männer aber, welche die Aussaat bestellten, sollten deren Früchte nicht heimbringen. Scharnhorst, bei Groß-Görschen verwundet, stirbt in Prag, wohin er noch im Interesse seines Vaterlandes geeilt war, und Stein sieht sich in der Folge für die schweren Opfer, die er seinem Könige und Volke gebracht hatte, mit nur zu reichlichem Undanke gelohnt.

Dies ist die Geschichte der preußischen Heeresreorganisation. Sie entspricht so sehr darum allen Anforderungen, weil sie sich enge den Verhältnissen des Volkes und Landes anschmiegt, weil sie die wirtschaftlichen Kräfte des Staates nicht übermäßig anstrengt, weil sie allen Ständen Pflichten auferlegt, aber auch allen Rechte gewährt, weil sie endlich durch ihre Einfachheit und Festigkeit jenen Friktionen standhält, welche beim Übergange vom Frieden zum Kriege gemeinhin in so bedrohlicher Weise eintreten.

Die Zeiten und Verhältnisse haben vielfach an dem Baue jener Organisation gerüttelt, aber die stolzen Grundpfeiler derselben konnten sie nicht untergraben. Heute mehr als je gilt der Satz, daß ein Staat im Kriege nicht die geringste Aussicht auf Erfolg mehr habe, welcher

seine militärische Kraft einzig in ein stehendes Heer zusammendrängt, welcher einen überaus großen und gewichtigen Teil seiner Mittel weder zu erkennen die Einsicht noch zu gebrauchen den Mut hat.

Kraft und Last in militärischer Beziehung.*)

Meine Herren! Allüberall auf dem ganzen Gebiete der Natur, somit auch in jeder Tätigkeit des Menschen, tritt das Gesetz des Strebens und des Entgegenstrebens, der Bewegung und der Hemmung, um es kurz zu sagen, der Kraft und der Last, in volle Wirksamkeit.

Kraft heißt alles, was, ein bestimmtes Ziel vor Augen gehalten, arbeitet, ausweitet, fördert; Last, was stört, einschränkt, hemmt. Kraft und Last sind wie in der Idee so auch in Wirklichkeit innig miteinander verbunden. Keine Kraft, die sich nicht erst dadurch als Kraft erwiese, daß sie den Widerstand der Last zu bewältigen weiß; keine Last, deren Begriff ohne den ergänzenden Begriff der Kraft sich auch nur denken ließe.

Mehr als in irgend einer anderen Richtung der Tätigkeit wird die Wechselwirkung zwischen Kraft und Last im militärischen Berufe wahrnehmbar. Denn nicht nur, daß im Kriege dem Zufalle — und was ist der Zufall anders als unvorhergesehene Kraft oder unerwartete Last? — ein übermächtiger Spielraum bleibt, sondern es findet auch hier andauernd ein direktes Einwirken der feindlichen Kraft statt, welches sich uns als Last, und zwar oft als eine sehr beschwerliche, durch alle Mittel der Kunst und des Raffinements gesteigerte Last erweist.

Das Wesen des Krieges auch von diesem Gesichtspunkte aus zu untersuchen, sich darüber zu klären, wo bezüglich des Zieles, der Mittel und des Verfahrens die Quelle der Kraft und der Ursprung der Last liege; zu erwägen, was vorzukehren sei, um jene zu heben, diese zu dämmen, dürfte wohl kein ungerechtfertigtes Bestreben sein.

— — — — — — — — — — — — — —

Wer betreff der kriegerischen Verhältnisse klar sehen, wer den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, Plan und Er-

*) Vortrag, gehalten 1877 im Wiener Militärwissenschaftlichen Vereine.

folg in seiner Gänze erfassen will, der darf das Gebiet der Politik nicht unberührt lassen. Denn sowie den allgemeinen Beziehungen noch der Krieg als ein Mittel der Politik, und zwar als das letzte und entschiedenste Mittel, erscheint, so stellt sich im besonderen, in gewissen Phasen vor dem Ausbruche des Kampfes und während seines Verlaufes, auch wieder die Politik als ein sehr wirksames Mittel des Krieges dar. Sie sind beide untrennbar miteinander verbunden und lassen sich ohne ernste Schädigung der Sache nicht willkürlich voneinander scheiden.

Es ist noch etwas anderes, was die Politik für den Soldaten so besonders interessant macht. In dem politischen und kriegerischen Vorgehen finden sich nämlich bemerkenswerte Analogien. Feste und stramme Organisation der Mittel und rasche Entfaltung derselben im Bedarfsfalle, Zusammenhalten der eigenen Macht und Trennung der feindlichen, sukzessives Wirken in Zeit und Raum, Wechsel direkten und indirekten Verfahrens, Ökonomie im Gebrauche der Kraft und volle Ausnützung des Überraschungs-, sowie des Zähigkeitsmomentes sind gemeinsame Grundsätze der Staats- und der Kriegskunst. Wenn ich somit für den Gegenstand meiner Besprechung einer politischen Betrachtung nicht zu entraten vermag, so scheint mir doch nicht Ort, nicht Zeit gegeben, das ausgedehnte Gebiet der inneren Politik zu durchmessen, deren bestimmenden Einfluß auf die physische, intellektuelle und moralische Beschaffenheit des Volkes, und somit indirekt des Heeres, ich jedoch keinen Augenblick verkenne. Was uns noch näher liegt und noch schwerer wiegt, ist das politische Verfahren nach seiner internationalen Seite.

Denn selbst, wenn man den Krieg nur als ein Mittel der Staatskunst ansieht, ist eine einsichtige und energische Politik vor Beginn des Krieges schon dessen wirksamste Einleitung und gewährt auch im weiteren Verlaufe desselben die ansehnlichsten Vorteile über eine Politik der Unvernunft und der Schwäche. Gute Politik vor dem Kriege und im Kriege ist Kraft, schlechte Politik ist Last.

Was ich hier als eine gute Politik bezeichne, hat nun aber — es ist zu beklagen, jedoch nicht zu vermeiden — mit dem ethischen Sinne jenes Wortes gar wenig zu tun. Es ist die Politik der Zweckmäßigkeit, der lebenskräftigen Idee, des durchführbaren Zieles, der sorgsam angehäuften, richtig gewählten und richtig angewandten Mittel, fest und doch elastisch in ihrem Vorgehen, einheitlich, schlagfertig und wuchtig. Es ist eine Politik, die weise ist ohne Überfeinerung, stark, ohne abenteuerlich zu werden,

die als biegsam sich darstellt in den Mitteln, ohne daß ihr Ziel auch nur um Haaresbreite sich verrücke. Es ist, um es kurz zu sagen, eine Politik, in der Wille, Kraft und Aktion nicht als einander bekämpfende und ausschließende, sondern als streng zusammengefaßte und in unlösbarer Einheit verbundene Faktoren erscheinen.

Weitaus gewichtiger noch zeigt sich der Einfluß der Politik auf den Krieg, insoferne sie direkt sich als dessen Mittel darstellt. Es treten vor dem Ausbruche des Krieges schon Situationen heran, in welchen selbst der in strengster politischer Defensive befindliche Teil klar zu ersehen vermag, daß der Krieg unabwendbar und jede Bestrebung zur Erhaltung des Friedens vergeblich sein müsse. Aber mit dieser Gestaltung der Dinge ist die Aufgabe der Politik noch keineswegs beendet oder auch nur unterbrochen; sie hat sich vielmehr nur in ihren Zielen zu bescheiden, eine enger begrenzte, aber um so nachdrücklichere Tätigkeit zu entfalten. Sie soll eine Überlegenheit an Kräften schaffen, positiv durch Heranziehen der gleichartigen Interessen, negativ durch Trennung der gegnerischen; sie soll bald durch Temporisieren, bald durch Beschleunigen und Überraschen die militärischen Operationen wirksam einleiten; sie soll den Schwächezustand herabdämmen, welcher zu Beginn des Krieges stets mehr oder minder eintritt; sie soll die so maßgebenden Faktoren der Kraft und der Zeit auf ihre Seite bringen und zu ihren Gunsten verwerten. Eine solche Politik im Kabinette erweckt auch Vertrauen und Zuversicht im Feldlager; sie inauguriert den militärischen Erfolg. Ebenso wie das „Zu früh" repräsentiert das „Zu spät" in der Politik die Last; die wahre Kraft findet ihren Ausdruck in den Worten: „Zur rechten Zeit, zur guten Stunde."

Den unantastbaren, den klassischen Beweis für die Wahrheit dieser Anschauungen bietet die Geschichte aller Nationen und fast aller großen Kriege. Kein Feldherr ersten Ranges, der nicht aus der Politik für den Krieg, kein Staatsmann höchsten Anwertes, der nicht aus dem Kriege für die Politik das Rüstzeug — Panzer, Schild und Schwert — geholt hätte.

Um nur ein Beispiel anzuführen aus den vielen, die mir zu Gebote stehen, skizziere ich in aller Kürze das Verfahren Napoleons I., in dem sich nicht nur Feldherr und Staatsmann in so hohem Glanze verkörpern, sondern der auch bis zu einer gewissen Periode seiner Wirksamkeit uns geradezu das Ideal praktischen Geschickes zeigt, während er gegen das Ende seiner Laufbahn, ver-

fallen dem Wahne, den übermenschliche Größe so leicht erzeugt, in seinen Schwächen und Fehlern auch das negative Bild uns lebhaft vor Augen rückt.

Seine Tätigkeit 1796 wird zunächst und auf markante Weise durch die Art bezeichnet, wie er jenen Zustand der Inferiorität benützt, in den koalierte Staaten und Heere gemeinhin verfallen; wie er Österreicher und Piemontesen auseinanderhält, isoliert und schlägt; wie er politisch und militärisch zugleich den Durchbruch im eminenten Sinne des Wortes vollführt. Groß in seinen Konzeptionen, verschmäht er auch die kleine politische List nicht, wenn sie seine kriegerischen Pläne fördert. So sichert er sich in einem geheimen Artikel des Friedensvertrages mit Piemont — ein Artikel, von dem er allerdings weiß, daß er nicht geheim bleiben wird — den Po-Übergang bei Valenza, um eben bei Valenza nicht überzugehen, sondern, unbeirrt durch den getäuschten Beaulieu, den glänzenden Flankenmarsch nach Piacenza bewirken zu können.

Das Geheimnis, mit dem Bonaparte seit der Rückkehr aus Ägypten seine Absichten verhüllt, und der Lärm, den er zugleich über die sogenannte Reservearmee bei Dijon schlägt, ermöglichen ihm erst den schönen Zug über die Alpen (1800) und der Abschluß des Waffenstillstandes von Alessandria, der ihm größere Vorteile bringt, als sie selbst eine gewonnene Hauptschlacht zu bieten vermocht hätte, bildet abermals einen Meisterzug im politischen wie militärischen Sinne.

Die Siege von 1805, 1806 und 1809 erficht ebensosehr der in alle Künste Macchiavells eingeweihte Staatsmann, als der Heerführer fast sondergleichen. Wie er militärisch mit sicherem Blicke die Schwäche der feindlichen Schlachtstellung zu erfassen und bis zur letzten Konsequenz zu werten weiß, so dringt er auch politisch tief in die Verhältnisse ein, ergründet Herz und Sinn der leitenden Männer und bewegt sie in einer seinen Tendenzen entsprechenden Richtung. Er benützt den Kleinmut des gelehrten Mack wie den Übermut der russischen und preußischen Generale und das Fazit dieses Vorgehens bezeichnen die Namen Ulm und Austerlitz, Jena und Auerstädt. Er führt den Krieg zugleich gegen Österreich und Rußland, gegen Preußen und Rußland, aber derart, daß immer die eine Armee geschwächt und halb geworfen ist, bevor die andere in die Operationen wirksam einzugreifen vermag. Er schließt den Frieden stets dann, wann er selbst seiner dringend bedarf, und stets mit so gewichtigen Vorteilen, als ob er seiner niemals bedurft hätte.

Jeder Feldzug Napoleons bis 1809 ist nur ein mächtiges Erweitern seiner Basis und trägt in seinem Abschlusse den Keim des künftigen Krieges in sich, gibt aber für ihn auch die günstigsten Vorbedingungen. Vorbereitet auf alle Eventualitäten, ist er auch allen gewachsen. Nicht mit schlaffen Gliedern, nicht mit matter Kraft führt er seine Kämpfe; wie bei der wilden Katze vor dem Sprunge, ist bei ihm jeder Nerv angespannt, jede Sehne straff, jeder Muskel zur höchsten Anstrengung befähigt.

Vom Jahre 1812 an tritt nun allerdings das Gegenbild zutage. Zwar ist Napoleon noch immer der große berechnende und tiefdenkende Kriegsgenius — und er beweist dies in sehr eindringlicher Weise im Feldzuge 1814 — aber nicht mehr der Mann, dessen gewaltige politische Konzeptionen begrenzt und gemäßigt werden durch die reale Gestaltung der Dinge. So sind im russischen Kriege nicht so sehr *militärisch* die langgestreckten Operationslinien außer allem Verhältnisse zur Anlage der Basis; sie sind es noch weit mehr *politisch*, soferne Österreich und Preußen, Freunde aus Not, Freunde aus Zwang, Freunde dem Worte nach, gerade so angesehen werden, als ob das Bündnis auch *ihren* Lebensinteressen entspräche. So weiß auch Napoleon von 1813 bis 1815 sich *politisch* nicht mehr in seiner Lage zurecht zu finden. Die Zeit, die ihm noch gegeben ist, um den größeren Teil seiner Machtstellung durch Konzessionen zu bewahren, geht fruchtlos vorüber; die Gegner, die er trennen will, bleiben in aller Festigkeit geeinigt; jeder seiner schlauen Schachzüge erweist sich als vergeblich — der Überlister *aller* wird *selbst* überlistet.

Und damit, meine Herren, lassen Sie mich diesen Abschnitt schließen, welcher mit Rücksicht auf den bedeutenden und ergiebigen Stoff, den er behandelt, wohl ein näheres Eingehen in die Sache, ein Erörtern vom Grunde aus verdiente; der aber in dem Rahmen meiner Besprechung nichts anderes sein kann und sein will als ein *Bruchstück*.

Indem ich nun das *militärische* Gebiet selbst betrete, obliegt es mir zunächst, jenes Moment zu betrachten, dessen Wirksamkeit zwar nicht unmittelbar zur kriegerischen Aktion gehört, sie aber nach allen Seiten durchdringt und beeinflußt: ich meine die *Organisation der Streitkraft*.

Was heißt denn organisieren? Es heißt vorerst jede Art von verwendbarer Kraft ins Leben rufen, erhalten und zur höchsten Steigerung bringen; es heißt noch weiters und noch vielmehr die isolierten elementaren Mittel zusammenfassen und sie in eine bestimmte, durch die allgemeinen Ziele bezeichnete Richtung leiten.

Es heißt nach und nach mit System und Methode aus dem Nichts etwas, aus dem Etwas viel, aus dem Vielen alles, was nur notwendig und förderlich ist, schaffen; es heißt das Werkzeug im höchsten Grade zum Gebrauche befähigen, dann es aber auch in Hände legen, die es zu gebrauchen verstehen. Eine solche Tätigkeit, wenn sie anders die Bürgschaft der Dauer und des Erfolges in sich tragen soll, erfordert Zeit und muß daher — mindestens den Hauptlineamenten nach — schon vor der Feldaktion als ababgeschlossen dastehen. Im Frieden werden eben die Kampfmittel organisiert, im Kriege werden sie angewandt. Die Bedeutung der Organisation wird heutzutage von keinem denkenden Soldaten mehr gering gehalten werden. Die Erfahrungen, welche ganz besonders unsere Generation in dieser Richtung gemacht hat, die mächtigen Wirkungen, die sie an ein umsichtiges, durchdachtes, korrektes Verfahren und im Gegensatze hierzu die wahrhaft erschütternden Konsequenzen, die sie an Flüchtigkeit und Übereilung auf diesem Felde geknüpft sah, sprechen zu stark und zu vernehmlich, um nicht einen bleibenden, tief wurzelnden Eindruck zu hinterlassen. Mehr als je dürfen wir sagen: Organisation ist Kraft im höchsten Stile, Desorganisation ist Last und nichts als Last!

Bevor wir nun aber in logischem Vorschreiten zur Frage gelangen, in welcher Weise, d. h. nach welchen Grundsätzen organisiert werden solle, müssen wir offenbar die Beschaffenheit der einzelnen Kampfmittel — ihr Wesen an sich und die Anforderungen, die man an sie stellen darf — gebührend in Rechnung ziehen.

Unter allen Kampfmitteln aber nimmt nur der Mensch selbst unstreitig den hervorragendsten Platz ein; ihm sind alle anderen Mitteln zur Verfügung gestellt; er beherrscht sie alle nach dem Grade seiner Stärke, seiner Einsicht, seiner Geschicklichkeit. Durch ihn wird die Waffe gehandhabt, das Terrain erforscht und benützt, die fortifikatorische Verstärkung errichtet und verteidigt, der Proviant herbeigeschafft und verteilt; er erhöht seine eigene Kraft und Schnelligkeit, indem er die gewisser Nutztiere zu der seinigen schlägt; er bemeistert sich aller der Dinge, die den kriegerischen Zweck fördern und den Erfolg sichern könnten. Daraus resultiert zur Genüge die überragende Bedeutung jenes Teiles der Organisation, der es mit dem Menschenmateriale zu tun hat.

Die hierbei gebotenen Rücksichten — vornehmlich Beschaffung, Ausbildung und Verwendung in Betracht gezogen — drängen sich

in zwei Momente, beide gewichtig und in innigem Konnex, zusammen: die Quantität und die Qualität.

Was nun zunächst die Quantität anbelangt, so darf man sagen, daß heutzutage nahezu alle Staaten des Kontinents im großen ganzen bis an die äußerste Grenze der möglichen Anforderungen gegangen sind, alle die gesamte wehrfähige Bevölkerung bis zu einer vorgerückten Altersstufe für den Kriegszweck in Anspruch genommen haben. Denn wie einmal dieses System irgendwo Eingang gefunden, konnte kein Staat auf der betretenen Bahn innehalten, der nicht gesonnen war, im voraus seine kriegerische Schwäche zu proklamieren und in unheilvoller Weise die Bedingungen einer ehrenhaften und gesicherten Existenz preiszugeben.

Allein das Anwachsen der Heere war, wenn anders deren Friedensstand nicht übermäßig gesteigert, somit die finanzielle und wirtschaftliche Richtung verleugnet werden sollte, nur in der Art zu erzielen, daß man sich entschloß, die Präsenzdienstpflicht beträchtlich herabzusetzen und dadurch die Ausbildungszeit wesentlich zu verkürzen. Und dies in einer Epoche, welche eine lediglich mechanische Gefechtsführung unwirksam sein läßt und Anforderungen, höher als je, an die Selbsttätigkeit und die Schulung auch des letzten Gliedes der Armee stellt. Die Quantität schien so zu wachsen auf Kosten der Qualität.

Ein so bedauerliches Ergebnis zu vermeiden, ist aber sicherlich die Aufgabe jeder rationellen Organisation. Sie kann die Kraft, die sie aus der gesteigerten Zahl herholt, nicht paralysieren durch die Last, welche die Unfertigkeit in der militärischen Ausbildung notwendig erzeugt. Wie verfährt sie nun? — Sie gelangt auch bezüglich der Qualität zu günstigen Resultaten, wenn sie dafür sorgt, daß die zum Heeresdienste Berufenen schon vor ihrem Eintritte in das Heer jenen Grad von körperlicher, geistiger und sittlicher Schulung erhalten, der als eine ausgiebige Vorbereitung für die militärische Ausbildung zu erachten ist; wenn sie sich in ihren Kadres ein allen Anforderungen gewachsenes, ein durchaus tüchtiges Material an Lehrkräften schafft; wenn sie die Ausbildung selbst planmäßig betreibt, sie direkt und in gerader Linie auf das Ziel richtet; wenn sie, um es in einem Ausdrucke zusammenzufassen, Zeit und Kraft auf das höchste auszunützen versteht. Die Intelligenz der Lernenden, die Fähigkeit der Lehrer, die Vertiefung in den sorgsam begrenzten Lehrstoff, die ganze Anlage des Systemes sind dann wohl geeignet, die Last, welche durch die Herabsetzung der Präsenzdienstzeit einmal gegeben ist, auch wirklich zu überwältigen. Dann ist es aber auch

eine müßige Sache, zu erörtern, ob eine zahlreiche und minder ausgebildete oder eine schwächere und besser geschulte Armee den Vorzug verdient; die Organisation, welche nach den Erfahrungen unserer Epoche nicht beide Seiten gebührend zu wahren weiß, die nicht nach der einen wie der anderen Richtung nach Vollkommenheit ringt, die Gegensätze schafft, wo es sich um die Aufhebung von Gegensätzen handelt, die Organisation, sage ich, ist wahrlich des klangvollen Namens nicht wert, den sie führt. Ihre Aufgabe im ganzen und vollen zu erfassen, die Überlegenheit, welche sie anstrebt, zu erlangen nicht nur durch die Masse, die sie aufbietet, sondern auch mittels der ausreichenden Durchbildung jedes einzelnen in dieser Masse: darin liegt die Kraft der Organisation und alles, was dem widerstreitet, bildet Hemmung, bedeutet Last.

Die Qualität der Truppe ist nun zwar an und für sich ein Faktor von hervorragender Bedeutung; aber, um ganz zu sein, was sie sein soll, muß sie vervollständigt, muß potenziert werden durch die Begabung der zur Führung ausersehenen Elemente. Allerdings läßt sich die Fähigkeit der berufenen Befehlshaber erst im Felde wirksam erproben; aber auch im Frieden kann schon manches in dieser Richtung geschehen, und was in der Zeit der Ruhe für einen solchen Zweck vorgekehrt werden kann, soll und muß auch vernünftigerweise vorgekehrt werden. Wenigstens der niedrigste Grad, aber auch das Grundelement der Führung: die Vertrautheit mit den immanenten Eigenschaften des Ganzen und seiner Teile, die mechanische Geschicklichkeit im Manöver, das Anpassen der Form an die Sache, die Beherrschung des Materiales unter günstigen, friktionsfreien Verhältnissen kann schon im Frieden gelehrt, geübt und erworben werden. Den belebenden Geist; den kraftvollen Willen; das kalte Blut unter den in jeder Gestalt einherstürmenden Widrigkeiten; den kombinatorischen Sinn, der fest und sicher geistig zusammenhält, was physisch in Raum und Zeit getrennt ist; die seltene Kunst der Entscheidungswahl, welche um so schwieriger sich gestaltet, als die zu erwägenden Momente oft wenig geklärt sind, die Zeit aber drängt; die Steigerung der Kraft endlich durch das Einwirken auf Gemüt und Herz des Soldaten — so recht die pars divina der Kriegskunst: sie zu bezeugen und zu bewähren in ihrer ganzen Macht und Ausdehnung, ist allerdings Sache des Krieges und des Krieges allein. Dieser Scheidung zwischen dem, was sich schon im Frieden und dem, was sich erst im Kriege rücksichtlich der Begabung der

leitenden Personen erkennen läßt, muß sich jede Organisation a priori und in aller Schärfe bewußt werden, wenn anders sie bei der Auswahl namentlich der höheren Führer sachgemäß vorgehen und voreilige Schlüsse, sowie bedenkliche Abwege mit sehr verhängnisvollen Konsequenzen vermeiden will. Sicherlich gereicht es in dieser Hinsicht dem Gesetzgeber nur zur Ehre, wenn er auch auf das Studium, die Theorie, besonderes Gewicht legt, ein Streben fördernd, das der Wissenschaft und ihren glanzumflossenen Zielungen gilt. Aber nie und nimmer darf er dabei den Standpunkt aus dem Auge verlieren, daß für einen Beruf, den man wohl in Wahrheit den Beruf der Tat nennen darf, stets das der Angelpunkt sei und bleibe, was zur richtig angelegten und mächtig bestimmenden Tat einzig führt: die Entwicklung des Charakters, sowie die praktische Begabung und Durchbildung. Denn das Wissen, zumal wenn es nicht Einseitigkeit, nicht Pedantismus, nicht Hochmut in seinem Gefolge hat, wenn es zugleich die Urteilsfähigkeit und die Willensmacht stärkt, kann zur Kraft erwachsen; der Charakter aber, welcher geworden ist aus sich selbst heraus, emporgestiegen aus den tiefsten Quellen und untrennbar verwachsen mit unserer ganzen Eigenart — der Charakter ist Kraft selbst im höchsten Sinne dieses Wortes.

Ich gehe nun, meine Herren, auf die anderen Streitmittel über und halte mich dabei um so mehr innerhalb der engsten Grenzen, als sich auf diesem Felde sicherlich wenig, wenn überhaupt etwas sagen läßt, was nicht schon oft und schon in jeder Form gesagt worden ist.

Was zunächst das Pferdematerial betrifft, so kommt es hierbei wieder auf diejenigen Momente an, welche beim Menschenmateriale als maßgebend hingestellt wurden: auf die Quantität und die Qualität; dieselben Gesetze wie dort sind auch hier, allerdings in etwas veränderter Gestalt, wirksam. Die Heranbildung eines allen militärischen Bedürfnissen gewachsenen Schlages, die methodische und sorgsame Dressur, die Ermächtigung, die Pferde — unter Vermeidung aller nicht unbedingt nötigen Exemptionen — für den Dienst im Felde heranzuziehen, soweit es dieser nur fordert und zur Zeit, als er es fordert, kurz die Einführung einer Art von fakultativer allgemeiner Wehrpflicht bezeichnen in dieser Richtung die Faktoren der Kraft.

Bezüglich der Waffen — ich sehe dabei von den blanken Waffen vollständig ab — wissen wir alle zur Genüge, welcher bestimmende Einfluß ihnen, sei es nach der Treffähigkeit, sei es nach der raschen und kontinuierlichen Feuerentwicklung, zukommt. Und

da wir abermals auf dem Standpunkte einer nahezu vollständigen Gleichmäßigkeit bei allen Armeen angelangt sind, so müssen wir die Kraft der Waffe offenbar in der Art suchen, wie sie gehandhabt wird; in der intellektuellen und moralischen Ausbildung derer, die sie gebrauchen; in ihrer Geschicklichkeit und Ruhe — kurz in ihrer Feuerdisziplin. Auf sie aber ist um so größeres Gewicht zu legen, als namentlich bei der Handfeuerwaffe mit der Kraft auch die Last — die Gefahr der Munitionsverschwendung — untrennbar verbunden ist; eine Last, die sich nicht durch künstliche Mittel, sondern einzig und allein durch Selbstbeherrschung und strenges Einhalten der gegebenen Ordnung beseitigen läßt.

Was ich in diesem Teile meiner Erörterung, der Natur der Sache gemäß, vom Terrain zu erwähnen habe, beschränkt sich lediglich auf die Würdigung seiner Wegsamkeit; nach jeder anderen Richtung bleibt die Untersuchung seines Einflusses einem späteren Abschnitte vorbehalten. Der Krieg, den wir heute führen, ist sowohl in der Offensive als in jener Form der Defensive, welche in großen Verhältnissen allein als eine zulässige angesehen werden kann, der Bewegungskrieg und es liegt somit der Schluß nahe, daß gute, zahlreiche und in den richtigen Räumen angelegte Kommunikationen immerhin ein wesentliches Moment der Kraft repräsentieren. Eisenbahnen sind nun aber Kommunikationen von erhöhter Wichtigkeit und diese resultiert vornehmlich aus zwei Erwägungen: daß diese Kunststraßen nicht nur auf weite Strecken hinaus die beschleunigteste Art der Bewegung zulassen, sondern auch, daß bei derselben fast gar kein Kräfteverlust eintritt; ihre Wirksamkeit im großen findet jedoch die Grenze in derjenigen Zone, die dem Anfalle des Feindes unmittelbar ausgesetzt ist. Die Anlage des Eisenbahnnetzes, insbesondere nach der strategischen Seite hin von großer militärischer Tragweite, kann natürlich jetzt nicht den Gegenstand meiner Erörterung bilden; bemerken will ich jedoch, daß vorwiegend die radialen Linien mir das unbedingt Nötige, die transversalen das Nützliche darzustellen scheinen, und daß die ersteren vornehmlich für den Aufmarsch und die Basierung, die letzteren für die Operationen in engerem Sinne die Grundbedingungen schaffen.

In bezug auf die Fortifikation haben die neuesten Kriegsereignisse eben wieder dargetan, was schon längst einem Zweifel kaum mehr unterlag: zunächst, daß Befestigungen an und für sich nichts sind, wenn nicht tüchtige und beharrliche Menschenkraft an sie geknüpft wird; weiters, daß gemeinhin das System kleiner und isolierter Festungen für höhere Zwecke nicht taugt und Gruppen-

befestigungen allein an großen Verteidigungslinien werten; letzlich, daß noch weitaus mehr als die lokale Stärke der Fortifikationen, deren allgemeine, d. i. ihre strategisch richtige Anlage in Betracht kommt. Ein Verfahren, welches die Verbindung und Wechselwirkung der Befestigungen des Operationsraumes untereinander sichert, zugleich jedoch auch das lebende Element mit dem toten angemessen zusammenhält und kunstgemäß kombiniert, stellt im großen ganzen die Kraft der Fortifikation dar.

Was schließlich das andere Material betrifft, so vergegenwärtigt es zumeist das Moment der Erneuerung, der Reproduktion der Kraft und erscheint bei deren rascher Abnützungsfähigkeit unzweifelhaft von nicht geringem Belange. Aber das Erfordernis, jenes Material zum großen Teile fast in beständiger Bewegung zu erhalten, schafft auch wieder die sehr beschwerliche Last des Trains, welche nur durch Einschränkung auf das unbedingt Nötige, durch zweckmäßige Teilung in Gruppen und durch die volle Ausnützung der Hilfsquellen des Operationsraumes herabgedämmt werden kann. Erwägt man jedoch, daß die großen Aktionen der vorderen Linien bis zu einem hohen Grade beeinflußt sind durch die Verhältnisse der rückwärtigen, daß also diese letzteren bezüglich der Durchführbarkeit jeder weit ausgreifenden Operation ein sehr ent-entscheidendes Wort mitzusprechen haben, so ist in dem Train, welcher das Heranziehen der Vorräte an die Truppen vermittelt, diesen dadurch ergiebige Subsistenzen erschließt und der, indem er somit den Postulaten der Bedürftigkeit dient, zugleich auch die Schlagfähigkeit erhält, immerhin auch ein Faktor der Kraft gegeben.

Ich glaube nun im vorangehenden hinlänglich angedeutet zu haben, wo bei jedem der wesentlichen Kampfmittel die Elemente der Kraft und der Last liegen, wie Kraft und Last sich kombinieren, ja durchschlingen, wie die Last sich nicht nur häufig mindern und beheben, sondern auch zuweilen geradezu in Kraft umsetzen läßt — eine Erscheinung, die noch weit klarer und eindringlicher bei der Erörterung der Kriegführung selbst zum Vorscheine käme.

Ich gelange nunmehr zu der ebenso interessanten wie leider wissenschaftlich vernachlässigten Frage, nach welchen Grundsätzen die Organisation zu gestalten sei — eine Frage, die ich hier wohl nicht erschöpfend zu behandeln vermag, bei deren Erörterung ich jedoch neuerdings auf die unverkennbare Analogie verweise, welche zwischen den militärischen und politischen Verhältnissen obwaltet.

Wie also, nach welchen Grundsätzen soll organisiert werden?

Vor allem steht es fest, daß die militärische Organisation eine kriegsgemäße sein müsse.

Jede Vorkehrung im Frieden ist nur ein Mittel zum Zwecke, nicht der Zweck selbst. Je mehr aber die Mittel dem Zwecke angepaßt, je näher beide aneinander gerückt werden, desto besser ist es auch um die Sache beschaffen. Es muß daher unbedingt vor der Rücksicht auf die Postulate des Krieges *jede* andere Rücksicht weichen. Diese Erwägung ist und bleibt maßgebend hinsichtlich des militärischen Etats im allgemeinen, seiner Einschränkungs- und Ausdehnungsfähigkeit, bezüglich des Zahlenverhältnisses der Waffengattungen, der Formation und Gliederung, der Ordre de bataille und Dislokation der Truppen, der Beschaffung und Verteilung der Vorräte, der Regelung des Administrationsapparates, der Methode der Schulung, des Überganges in den Zustand der Mobilität — kurz bezüglich aller Momente von Wesen und Belang. Denn nur eine kriegsgemäße Organisation spart Kraft und Zeit, gewährt Festigkeit und Kohäsion und verleiht zugleich dem ganzen Wirken ein Gepräge voll Ernst und Nachdruck.

Die Organisation soll den Verhältnissen des Staates und Volkes naturgemäß entspringen.

So wenig die Gesetzgebung Bedenken zu tragen hat, das wirklich Gute und Anwendbare zu nehmen, wo immer sie es findet, so darf sie doch nicht entworfen sein im Geiste blinder Nachahmung fremder Institutionen; dort, wo sie gedeihen und Früchte tragen soll, muß sie auch ihre Wurzeln schlagen: im heimischen Boden.

Die Organisation soll zwar hinsichtlch des zu erreichenden Zieles dem Ideale zustreben, in den Mitteln, die sie anwendet, und in dem Verfahren, das sie einschlägt, aber durchwegs praktischer Anlage sein.

Was im Staaatsleben als das Summum aller Erkenntnis gilt, trifft auch hier vollständig zu: Der schaffende, von innerem Drange durchglühte Geist muß zwar *über* seiner Zeit und seinen Zeitgenossen stehen, darf aber nie vergessen, daß er *in* seiner Zeit und *mit* seinen Zeitgenossen zu wirken berufen ist. Das Gewaltige in der Anlage schließt nicht das Gewaltsame der Ausführung in sich. Denn nicht in Sturmeseile verwirklichen sich die großen Probleme; langsam und mählich müssen sie heranreifen in Arbeit, Mühe, liebevoller Pflege.

Die Organisation soll alle Merkmale der Stabilität, aber auch alle Merkmale der Entwicklungsfähigkeit besitzen.

Gute Einrichtungen beseitigen, die sich tief eingewurzelt haben, und mit denen Interessen von Gewicht verbunden sind; experimentieren ohne Not und ohne starkes Motiv erschüttern, was mit der Weihe eines langen Bestandes versehen ist — heißt ebensowenig vernünftig vorgehen, als, mit Übertreibung des autoritativen Prinzipes, Institutionen künstlich zu erhalten, die sich bereits vom Grunde aus überlebt haben; als den Schutt und Moder zu konservieren, unter denen kein Leben fortkommt, Wachstum und Blüte nimmermehr denkbar sind. Mäßigung nach der einen wie nach der anderen Seite; Vermeidung jedes Äußersten; bedächtiger, aber stetiger Fortschritt; Anknüpfen der neuen Einrichtungen an die alten: so lautet das strenge Gebot für den Organisator, der, indem er Dauerndes zu schaffen strebt, sich und seiner Generation, der Vergangenheit und Zukunft, dem Gewordenen und Werdenden zugleich genugtun will. Denn festgegründet für alle Zeiten bleibt der Satz, welchen ein Schriftsteller von größter Tiefe, allerdings in Verleugnung seines eigenen Wandels, ausspricht: „Kraft und Dauer wohnen nur in der Begrenzung."

Die Organisation soll das sachliche und das persönliche Moment in angemessene Verbindung bringen.

Hoch und erhaben stehen zwar die Interessen der Sache über den Interessen der Person; sie sind das Allgemeine, dem das Besondere sich unbedingt unterordnen muß. Aber keine Sache vollzieht sich — wenigstens keine Sache menschlicher Anordnung — ohne daß die Kraft von Personen für sie eingesetzt wird, keine gewinnt Gestaltung und Vitalität von sich selbst her und aus sich selbst heraus. So wichtig als demnach bei jeder Angelegenheit die Erwägung sich darstellt, in welche Hände sie zu legen sei, so groß ist auch die Bedeutung der Pflege, der Schonung des persönlichen Elementes. Die haben im gleichen Maße unrecht, die sich auf den einseitigen Satz stützen: „Nicht Männer, sondern Maßregeln", als die, welche dem entgegengesetzten Ausspruche huldigen: „Nicht Maßregeln, sondern Männer."

Die Organisation soll aber auch bezüglich des persönlichen Elementes Pflichten und Rechte, Verantwortlichkeit und Wirkungskreis aller Funktionäre in ein richtiges Verhältnis setzen.

Mit der einen Hand soll sie fordern, mit der anderen geben. Indem sie die höchsten Postulate an das Pflichtgefühl stellt, soll sie doch niemals die Grenzen des Möglichen, des Erreichbaren überschreiten. Sie soll überall mit gleichem Maße messen und mit gleicher Wage wägen. Ihre Aufgabe ist es, den Geist der Autorität sorgsam zu pflegen, zu kräftigen und großzuziehen, ohne den eine Armee nie etwas geleistet hat, oder je etwas zu leisten hoffen darf — aber einer Autorität, die nicht allein und auch nicht vorwiegend ihre Stärke aus der Gewalt herholt, sondern welche sich auf die kräftigsten Impulse stützt: auf den Intellekt und den guten, den freudigen Willen aller besseren Elemente und welche sich eben darum unversehrt erhält, ja sich mächtig steigert in schwierigen Lagen, in ernsten und gefahrvollen Zeiten.

Die Organisation soll das Gesetz der Arbeitsteilung nie außer acht lassen.

Vielgeschäftigkeit verflacht. Wer alles selbst tun will, tut nichts, wie es getan werden soll. Die unermüdlichste Arbeitskraft erlahmt, wenn sie sich auf die Länge der Zeit vor illimitierte, vor unabsehbare Aufgaben gestellt sieht. Die Beschäftigung mit dem Detail in seiner erdrückenden Wucht benimmt nur zu oft die Weite des Ausblickes und die Höhe der Anschauung. Der Künstler, welcher dem Baue die architektonische Schönheit und Vollendung gibt, kann nicht zugleich der Handlanger sein, der ihm die Steine zuträgt.

Die Organisation soll den finanziellen und national-ökonomischen Interessen gebührende Rücksicht entgegenbringen.

Sie werden allerdings nur zu oft und zu einseitig in den Vordergrund gerückt. Sie werden so sehr — zuweilen mit weniger Ernst als Behagen — propagiert, daß ich, nicht lüstern nach polemischen Auseinandersetzungen, von einer Erörterung derselben um so mehr absehen darf, als erst jüngst von der Stelle aus, an der ich jetzt stehe, dieses Moment in höchst lichtvoller und geistreicher Weise besprochen worden ist.*)

Die Organisation soll in ihrer Anlage einfach sein.

Das weite Gebiet, das sie zu umfassen, der große Umfang des Stoffes, den sie zu beherrschen hat, machen geradezu jede unnütze Komplikation zu einer Quelle des Irrtums und der Rei-

*) Durch Hauptmann v. Molnár.

bung. Wie bei den Werken der Skulptur und Malerei schließt auch hier die Kunst streng die Künstelei aus.

Die Organisation soll aber auch letztlich nicht das Gebilde des Zufalles und der Laune, sondern des Vorbedachtes und der Folgerichtigkeit sein.

Klarheit und Einheit der Konzeption sind hier wahrhaft unerläßliche Anforderungen. Feste und geläuterte Grundsätze können allein das Ferment abgeben für die überwältigende Fülle des anzuordnenden Stoffes. Der Weg, der zu hinterlegen ist, mag nicht in absolut gerader Linie führen, Krümmungen und Windungen sind nicht zu vermeiden; aber um so bestimmter muß seine Trace gezogen, seine Richtung eingehalten werden.

Diese Darstellung umfaßt allerdings nur die obersten, die leitenden Grundsätze der militärischen Gesetzgebung. Sie ist noch kein System und will es auch nicht sein. Was aber nach ihr schon feststeht, lassen Sie mich, meine Herren, es in gedrungener Form aussprechen: Eine Organisation, welche auf solcher Basis errichtet ist, tritt heran in sich geschlossen und gerundet, als ein Werk reiflicher Erwägung, besonnenen Fortschrittes und natürlicher Entwicklung, gegründet auf Vernunft und Erfahrung, bekleidet mit den Insignien der Stärke, Festigkeit und Dauer; sie zeugt nicht nur vereinzelte Kraft und erhält sie — sie ist selbst Kraft in all ihrer Fülle und Ausdehnung und in ihrem Gegenbilde finden sich überreich die beschwerlichen und verwirrenden Momente der Reibung, der Hemmung, der Last.

Und nun sollte ich auf den wichtigsten Gegenstand meiner Besprechung übergehen; ich sollte die Kriegführung selbst von dem Standpunkte aus beleuchten, der in den vorangehenden Abschnitten zum Ausdrucke gekommen ist. — Allein die Zeit drängt und Ihre Geduld ist wohl an die Neige gelangt. Ich will demnach, wenn es Ihnen so genehm sein sollte, vielleicht ein andermal das Thema wieder aufnehmen, das ich hiermit eingeleitet habe.

Aber da ich nun zum Schlusse komme, gestatten Sie mir, meine Herren — und ich habe dabei aus Gründen gebührender Konvenienz nur meine jüngeren Waffengefährten im Auge — an diese Skizze noch einige Worte des Wunsches und der sehnlichsten Hoffnung zu knüpfen, Worte, entsprungen den Gefühlen, die uns allen in das Tiefste der Brust gesenkt sind, den Empfindungen, die unsere Stärke und unseren Stolz zugleich ausmachen. Den Wunsch näm-

lich, daß es uns, wenn die Geschicke dieses alten, ehrwürdigen und so heiß geliebten Landes dereinst wieder in die Hände der Armee gelegt werden sollten, niemals an zwei wesentlichen, ich darf wohl sagen, unerläßlichen Bedingungen des Erfolges fehle. Die eine, daß es uns gegönnt sei, militärisch mit Entschiedenheit fortzusetzen, was politisch mit Klarheit und Reife begonnen worden ist, und dann, unserer Organisation gemäß, in einer Verfassung aufzutreten, welche die Elemente wahrer Kraft in sich enthält. Die andere und noch weitaus wichtigere, daß in Zeiten, da die Tat allein gilt und wiegt, Kaiser und Reich in uns auch Männer finden in der vollen Bedeutung dieses Wortes — Männer, deren ganzes Gepräge sie befähigt, allen Widrigkeiten die Stirne zu bieten, alle Hemmnisse zu bewältigen, mit breiter Brust und mit gehobenem Haupte zu stehen, wenn es so not tut, einer Welt in Waffen!

Der Kampf in der Erythräa.*)

1. Die italienische Expedition.

Ein Aufschrei verwundeten Nationalstolzes geht durch Italien. Die nach der Erythräa entsendete Streitkraft, an deren Aktion sich kühne Hoffnungen und lockende Aussichten knüpften, hat eine schwere Niederlage erlitten. Man besorgt weiteres Unheil und da und dort sogar einen katastrophenartigen Zusammenbruch des operierenden Korps.

Wie schon schon in den Tagen des großen Lybierfürsten für das kriegerische Volk von Latium Afrika eine Stätte bedrohlicher Gefahr gewesen ist, in Wahrheit brennender Boden, so hallt auch jetzt, wie gering der Anlaß hierzu auch sei, vom Mittelmeere bis an die Alpen ein Schreckensruf gleich dem: „Hannibal ad portas!".

Die abessinische Expedition hatte sicherlich für Italien einen mächtigen Anreiz. Es sah, wie Spanien den Trotz Marokkos zu beugen wußte. Es sah Frankreichs Banner sich in Nordafrika siegreich entfalten. Es sah Ägypten unter englische Oberhoheit gestellt. Wie es naturgemäß einer aufstrebenden Seemacht zukommt, lechzte es nach kolonialem Besitz. Seine leicht errungenen ersten Erfolge steigerten seine Aspirationen und ließen die ernsten Bedenken nicht aufkommen, an denen es nicht gefehlt hat. So ging es vorwärts und immer vorwärts, in kühnen Sprüngen mehr, als Schritt für

*) Erschienen 1896 im „Neuen Wiener Tagblatt".

Schritt, bis die Verhältnisse unumgänglich Halt geboten und dann — fast, wie es scheint, fluchtartiger Rückzug bis an die Schnäbel seiner Schiffe.

Mißerfolg fordert erfahrungsgemäß schneidende Kritik heraus. Man argumentiert dann zumeist in unbilliger Weise. Man setzt sich dann nicht in die Lage desjenigen, der zu handeln hat, sondern benützt als Anklagematerial alle die Friktionen, die erst im Laufe des Verfahrens hervorgetreten sind. Wir stehen nicht auf diesem Standpunkte. Gleichwohl ist es unerläßlich, zu betonen, was auch früher nicht verhehlt worden ist, daß der Zeitraum zur Verwirklichung einer Kolonialpolitik im großen Stile für Italien nicht eben glücklich gewählt war. Die aller Schonung bedürfenden Finanzen des Landes, der Steuerdruck, der so schwer auf seinen Bewohnern lastet, die Eruptionen auf dem vulkanischen Boden Siziliens, all dies waren Momente, nicht danach angetan, eine Aktion anzubahnen, deren Verlauf niemand mit Sicherheit zu ermessen oder auch nur zu begrenzen imstande war. Und als natürliche Folge hiervon ergab sich eben dieses verhängnisvolle Oszillieren zwischen Wollen und Können, dieses Vorwärtsstürmen mit dem Haltgedanken, dieses Greifen in alle Weiten bei minimer, also unzulänglicher Kraft. So treten denn, an die Stelle der Nüchternheit vor dem Beginne des Krieges, in dessen Verlaufe, „da die Dinge sich hart im Raume stoßen", Ernüchterung und peinvolle Enttäuschung. Derart mußte es kommen, derart ist es gekommen.

Die nächsten Folgen hiervon? — Es ist nicht unmöglich, daß der militärische Mißerfolg auch den politischen Sturz der Regierung Crispis, des Regimentes starker Autorität und kräftiger Selbstbehauptung, unmittelbar nach sich zieht. Auf dem Monte Citorio wird es Wetter und Sturm geben. Die Spötter werden sich alle rühmen, Propheten gewesen zu sein. Und würde auch die Verantwortlichkeit Crispis kräftige Schultern minder belasten, als es in der Tat der Fall ist, auch heute noch gilt in Rom die alte Sentenz, die sich nie verbraucht: „Nur ein Schritt vom Kapitol zum Tarpeischen Fels."

Sei es darum! Regierungen wechseln, die Staatsanforderungen bleiben. Sie aber erheischen in dieser Phase der Begebnisse mehr denn je Sammlung, Festigkeit, Beharren. Italien kann jetzt nicht zurück und darf es nicht. Seine militärische Ehre zu wahren, ist derzeit der weiseste Akt seiner Politik. Den Rückzug vor einem nur halb zivilisierten Volke anzutreten, die Niederlage, so lange noch Widerstandskraft zu Gebote steht, geduldig hinzunehmen, hieße nicht nur in Afrika Ansehen und Würde Italiens

herabdämmen, hieße in Wahrheit sich unter das kaudinische Joch beugen.

Für die Staaten des Dreibundes ist die Wendung der Dinge in der Erythräa beklagenswert. Ihre Sympathie gilt nach wie vor dem verbündeten Italien. Wenn dessen militärische Kraft teilweise durch den Krieg in Afrika zeitweilig gebunden wird und vielleicht auch in ihrem Gefüge Einbuße erleidet, so ist dies auch für sie ein Moment der Sorge. Zum Glücke ist der politische Horizont gegenwärtig entwölkt und weder Kriegslust noch Kriegsgefahr irgendwo wahrzunehmen. Aber wie immer die Dinge sich ausgestalten mögen, die befreundeten Mächte haben sicherlich ein lebendiges Interesse daran, daß, wie es ja sein wird, das italienische Volk unter Führung seines starkmütigen Königs sich aufraffe und männlich einem Geschicke Trotz biete, dessen Wendung an Mannessinn und Manneskraft lauten Appell erhebt.

2. Die Schlacht bei Adua.

Der Bericht des Generals Baratieri über die Schlacht von Adua liegt nun vor. Kalt, nüchtern, fast apathisch im Tone besagt er, bei einer Fülle von Worten, wenig. Manches liest man zwischen seinen Zeilen, was man als ein Freund der italienischen Armee lieber nicht lesen möchte. Die vorsichtige Zurückhaltung des Berichtes gleicht, möchte man sagen, der eines peinlich Angeklagten vor seinen Richtern. So läßt sich denn ein unbefangenes Urteil über das Verhalten Baratieris auch jetzt nicht fällen. Dies um so weniger, als wir über belangreiche Momente militärischer Würdigung — Ordre de bataille und Terrain — noch nicht zureichend informiert sind. Schränken wir somit auch unser Urteil ein, um nicht von Hypothese zu Hypothese über kühne Annahmen hinaus zu gewagten Folgerungen und Schlüssen zu gelangen, so lassen sich doch an das bereits Vorliegende einige wesentliche Bemerkungen knüpfen, welche wohl später, insbesondere im Laufe des gegen General Baratieri eingeleiteten Rechtsverfahrens, kaum irgendwie entkräftet werden dürften.

„Samstag", hebt der Bericht an, „beschloß General Baratieri plötzlich eine Aktion gegen die vorgerückten Stellungen der Schoaner nächst Adua." Das Wort „plötzlich" ist Selbstkritik. Man hüllt im Kriege, was man vor hat, natürlich in den Schleier tiefen Geheimnisses; aber, um einen „plötzlichen" Entschluß zu einer entscheidenden Aktion zu fassen, bedarf es starker Gründe. Wo sind diese? Der Bericht schweigt darüber. Als der Posten bei Makalle bedroht und bedrängt war, tat Baratieri — und man

muß es im Hinblicke auf seine inferiore Kraft billigen — nichts, ihn zu retten. Als die Abessinier hart an der italienischen Stellung vorbei den Flankenmarsch vollführten, der sie nach Adua brachte, also in dem Schwächemoment, den eine solche Bewegung unverkennbar nach sich zieht, tat Baratieri, obgleich bereits nicht unbeträchtlich verstärkt, nichts, die günstige Situation auszunützen. Nun aber, da die feindliche Armee, wie Baratieri selbst gesagt haben soll, eine fast unangreifbare Stellung bezogen hat, da die eigenen Verbindungen bloß notdürftig gesichert sind, da der designierte neue Oberbefehlshaber in der Frist weniger Stunden bei der Armee eintreffen muß: nun faßt Baratieri „plötzlich" den Entschluß zur Schlacht, die auf geraume Zeit für die militärische Lage bestimmend einwirkt, und in unbegreiflicher Weise seinem Nachfolger vorgreifend, übergibt er ihm statt der Armee die Trümmer einer Armee, statt moralisch intakter Truppen durcheinandergeworfene, zum Teile versprengte und flüchtige Abteilungen. Sachliche Gründe für ein solches Verfahren fehlen und so präsumiert man persönliche Gründe, wohl minder den krankhaften Ehrgeiz Baratieris, an seinen Namen den Erfolg zu knüpfen, als die Furcht, man werde ihn schwach und tatenscheu befinden.

Dieser „plötzliche" Entschluß drückt aber auch der ganzen Aktion sein Gepräge auf: der Angriff ist überfallartig gedacht, läßt es auf ein Nachtgefecht ankommen, erscheint mehr als verwegen, fast abenteuerlich. Denn ein Nachtgefecht im Gebirge bedeutet für den Angreifer, der weder Direktion noch Verbindung der Kolonnen zu erhalten vermag, gegenüber einem terrainvertrauten, wachsamen, in Position befindlichen Verteidiger Verwirrung, Zerrüttung, Unheil.

Der merkwürdige „plötzliche" Entschluß Baratieris hat aber auch, wie die Tatsachen dartun, die Wirkung, daß der italienische Oberbefehlshaber fast zwei Fünftel seiner Streitkraft nicht auf das Schlachtfeld bringt. Dieses übermäßige Detachieren, dieses Festhalten von Punkten, die zeitweilig aufgegeben werden müssen, dieses Alleswollen und Nichtskönnen führt zum Gegenteile des fundamentalen Grundsatzes jeder Kriegführung: „Massen auf den entscheidenden Punkt" — eines Grundsatzes, der dem absolut Schwächeren sich so unerschütterlich wie ein Glaubenssatz in die Seele prägen sollte.

Als durchwegs richtig erscheint uns die Teilung in Kolonnen, so schwierig auch deren Verbindung im Gebirge und so illusorisch demnach die Zuversicht hierauf sein mag; man braucht eben eine gewisse Ausdehnung der Gefechtsfront bei ausreichender

Tiefe und rasche Entwicklungsfähigkeit, an der es ja eben in den Defileen des Gebirges zu fehlen pflegt. Eine Gleichteilung der Kräfte hat nicht stattgefunden und würde auch nicht rationell zu heißen sein. Daß der linke Flügel schwächer gehalten ward, begreift man, weil es sich nicht um eine weitausholende Operation handelte, bei der jener als der strategische Flügel zu erachten war, sondern um einen kurzen Vorstoß, bei dem der rechte Flügel den Schutzwall für die rückwärtigen Verbindungen bildete. Minder zu billigen ist jedoch der — natürlich mißlungene — Versuch, den zurückgedrängten linken Flügel — und zwar nicht von der Reserve her — direkt zu unterstützen, wodurch im Angesichte des gefechtsbereiten Feindes allgemeine Verwirrung und Zerrüttung Platz greifen mußten.

Nimmt man alles in allem, so zeigt auch die taktische Aktion, wie es die politische und strategische Anlage des Feldzuges gezeigt hat, einen im Kriege nichts weniger als „glücklich" zu heißenden leichten Sinn. General Baratieri führt den Krieg gegen disziplinierte Truppen, wenn auch minder festen Gefüges, derart, wie etwa Clive und Hastings den Krieg in Ostindien geführt haben. Er unterschätzt weitaus den Gegner, dem er dann und deshalb erliegt. Er wägt nicht genügend ab und wagt, was ein Feldherr nicht wagen darf. Er hat keine Initiative, wo und wann sie am nötigsten ist. Selbst da Baratieri offensiv vorgeht, bleibt dem Feinde im wahren Sinne des Wortes diese Initiative: er bestimmt das Gefechtsfeld, wartet ab, solange das Abwarten klug ist, schlägt zu und zurück, sobald es geraten erscheint. Der imposanten Überzahl an lebendiger Kraft gesellen sich alle Vorteile des Geländes zu. Aus der physischen Übermacht entwickelt sich nach und nach auch moralische Überlegenheit und damit ein kaum gehoffter kriegerischer Erfolg. Die Aktion zeigt die abgemessene Ruhe des seiner Ziele klar Bewußten, jene Baratieris dagegen, soweit der Mut in Betracht kommt, den Mut des an dem Gelingen der eigenen Sache Zweifelnden.

„Zu den schwersten Aufgaben der Kriegführung," sagt Freiherr von Kuhn, gewiß einer der bewährtesten und berufensten Fachmänner, „gehören der Angriff und die Verteidigung eines Gebirgslandes; nur ein scharfer," fügt er hinzu, „alles wägender Verstand, die höchste Energie des Feldherrn, sowie die zähe Ausdauer geschulter Truppen vermögen die Friktionen dabei zu überwinden." Hält man sich aber dieses Bild vor Augen, so ist über die eben abgeschlossene Phase des Feldzuges in der Erythräa das Urteil schon endgültig gesprochen; für die Italiener klingt es in

die Worte aus, die allein Trost bieten können: „Männliche Fassung und fortan kräftige Entschlüsse von der Wurzel her!“

3. Der neue Oberbefehlshaber in der Erythräa.

Die Übertragung des Oberbefehles in der Erythräa an Generalleutnant Baldissera entsprang offenkundig dem Vertrauen, welches der König und wohl auch das Volk von Italien in seine Befähigung setzen, gedeihlich die Aufgabe zu lösen, an der General Baratieri, wie es schon damals besorgt wurde, zu scheitern schien. Der neue Oberbefehlshaber besitzt ohne Zweifel militärische Qualitäten erlesener Art; er ist ein wissenschaftlich durchbildeter, unter den Waffen ergrauter Soldat, dem man besonnene Denkungsweise, Entschlußkraft, Festigkeit und Beharrlichkeit nachrühmt. Der Kriegsschauplatz ist ihm nicht neu; er kennt dort Land und Leute. Er hat die Erfahrungen des gereiften Alters sich zu eigen gemacht und, wie man behauptet, die Elastizität der Jugend nicht eingebüßt. Zu seiner Berufung tritt nun das Postulat der Bewährung.

In dem Augenblicke, da Generalleutnant Baldissera in der Erythräa eintraf, ward die Armee, die man ihm eben anvertraute, von einer Katastrophe ereilt, die der frühere Oberbefehlshaber verschuldet, der neue als unabwendbare, trübe Tatsache entgegenzunehmen hatte. Die Fahnen der Armee, die Symbole kriegerischer Ehre, senkten sich tief herab. Die Wahlstatt blieb dem Gegner. Flüchtige bedecken alle Wege zur Küste hin. Die taktischen Verbände sind großenteils gesprengt. Batterien fielen in die Hände des Feindes. Ganze Bataillone und Regimenter sind von ihrer Rückzugslinie abgedrängt, vielleicht bereits umzingelt und verloren. Und dies alles, so schmerzlich es ist, erschöpft noch nicht das Unheil dieser Kriegsphase. Eine Armee, so trübem Geschicke ausgesetzt, verliert erfahrungsgemäß das Vertrauen zu sich selbst, zu ihren Befehlshabern. Je stolzer dem halbbarbarischen Feinde gegenüber ihr Haupt gehoben war, desto tiefer sinkt es nun herab. Der Mißerfolg macht überdies die Treue der eingeborenen Truppen zweifelhaft, deren Abfall, welcher zum Teile schon früher sich bekundete, voraussichtlich. Alles, was einer Armee innere Festigung und äußeren Erfolg gewährleistet, erscheint derzeit sehr in Frage gestellt.

Auf seiner mehrtägigen Fahrt von der Heimatsküste her wird Generalleutnant Baldissera wohl nicht ohne die Furche ernster Sorge, aber doch tatenfroh und hoffnungsfreudig die Sachlage reif-

lich überdacht haben. Er wird, aus seines Vorgängers Fehlern gewinnreiche Lehre schöpfend, zu vollziehbaren Plänen und durchgreifenden Entschlüssen gelangt sein. Und nun findet er vor sich, was er nicht gewärtigen mochte und konnte. Die Basis der Operationsarmee ist ernstlich gefährdet. Die festen Stützpunkte künftiger Operationen sind aufgegeben. In einer schmalen Zone des feindlichen Landes, noch dazu klimatisch ungünstig, drängt sich die Streitkraft Italiens zusammen, verringert in der Zahl, gebeugt im Geiste, krank gleichsam im Innersten des Herzens. Erst in vielen bangen Tagen werden die nächsten ausgiebigen Verstärkungen eintreffen. Die Regenzeit, die im nördlichen Hochlande schon im April beginnt, wird auf geraume Zeit hinaus die Eröffnung der Operationen nicht zulassen.

Wo ist unter solchen Umständen tröstliche Aussicht zu suchen? In sich selbst, ja zunächst in sich allein muß der neue Befehlshaber den Starkmut finden, welchen die vielfach gesteigerte Schwierigkeit der Lage erheischt. Er ist es, der die Rückflut hemmen, überlegene Ruhe in das wirre Tosen und Ordnung in die Zerrüttung bringen soll, dessen Blut kühl bleiben muß bei erregter Empfindung und stürmender Leidenschaft, er, an dessen ernstem, unerschütterlichem Willen sich die Geister aufzurichten, die Gemüter mannhaft zu härten haben. Als im Jahre 1848 der greise Feldmarschall Graf Radetzky, nachdem er den Aufstand in Mailand siegreich bewältigt hatte, sich an Mincio und Etsch zurückzog, vor sich die Emeute, den Abfall, das Eingreifen überlegener regulärer Kriegsmacht, hinter sich zögernde und zagende Freunde und versiegende Hilfsquellen; als allenthalten Zweifel an der Durchführbarkeit seiner Feldherrnmission sich regten: fand er in sich und seinen Getreuen das stolze Bewußtsein, das Pflichtentreue in höchster Entwicklung gewährt, in sich den Mut, der allen Gefahren die Spitze bietet und die besonnene Heldenkraft, die ihnen allen gewachsen bleibt. In diesem idealen Sinne wird Generalleutnant Baldissera seine Sendung zu erfassen haben, wenn sie die wesentlichen Bedingungen realen Erfolges in sich tragen soll. Er wird organisieren müssen, ehe er schlägt. Er wird neue und fertile Hilfsquellen zu erschließen haben. Er wird strenge Zucht üben und seine Armee nach innen festigen, auf daß sie nach außen schlagkräftig werde. Er wird sich anfangs in seinen Zielen beschränken und bescheiden. Den militärischen Erfordernissen wird er Nachdruck zu geben wissen. Dem Eingreifen der Konsulta in die Operationen wird er ein gebieterisches Veto zurufen. Er wird sich weder drängen noch zurückhalten lassen. Die

Politik der halben Maßnahmen, der überwiegenden Rücksicht auf die Schonung der Finanzen kann nicht mehr, mindestens nicht jetzt, die Politik sein, welcher der Oberbefehlshaber des Heeres das Wort spricht oder der er sich einspruchslos fügt.

Derart ist die dem italienischen Heerführer gestellte Aufgabe. Sie vereinigt alles in sich, was man mit dem Namen „Schwierigkeit" belegt. Sie ist an Tragweite kaum zu überbieten. Sie fordert Betätigung hoher Seelenkraft. Sie appelliert an jede Faser der Mannhaftigkeit. Sie stellt die Würde der Verantwortlichkeit weitaus über deren Bürde. — — Wenn aber derart, wie wir es als Freunde und ehrliche Bundesgenossen Italiens herzlich wünschen, sich die Geschicke der Armee und des Volkes, dem die Armee entstammt, günstig wenden; wenn an wieder gehobene Waffenehre sich ersehnter politischer Erfolg knüpft, wie an rühmlichen Krieg ehrenreicher Friede: dann wird als schönster Lohn dem ergrauten Feldherrn die Bürgerkrone — einst die höchste Auszeichnung, die Rom darbot — gereicht werden und Italien und die „ewige Stadt", die in alten Zeiten so oft die Wagen der Triumphatoren begrüßte, werden ihn umjubeln mit dem Rufe: „In deinem Lager war das Vaterland!"

4. Schwere Entschlüsse.

Jede Stunde kann uns die Nachricht von der Bildung des italienischen Kabinetts bringen. Es ist von vorneherein klar, daß König Humbert an die Spitze der Geschäfte einen Mann berufen wird, der treu und unentwegt an dem Bündnisse mit den mitteleuropäischen Großmächten festhält. Aber Italien bedarf jetzt mehr denn je auch der festen Leitung im Innern, des zielbewußten Vorgehens in der afrikanischen Frage. Eben in dieser gingen und gehen die Anschauungen der hervorragendsten Staatsmänner in Rom weit auseinander. Heute allerdings stehen die Dinge kaum mehr zweifelhaft; die schwere Niederlage bei Adua legt dem Lande große Verpflichtungen auf. Wer immer Kabinettschef werden sollte, er wird ein Mann des Friedens sein; er wird aber auch voraussichtlich die Widerherstellung des Prestige seines Vaterlandes hoch anzuschlagen wissen.

Gewiß bedarf Italien des Friedens, bedarf seiner vielleicht mehr denn jemals. Die alten, kaum verharschten Wunden an seinem Schmerzensleibe brechen auf. In Stadt und Land rührt sich geschäftig wüste Agitation. Weit hinaus und hinauf streckt ihre Fangarme die Politik der Gosse und der Posse. Die starke Hand Francesco Crispis ist erlahmt und mit ihm entschwunden

die Treuga Dei, welche er beim Antritte der Regierung als eine Lebensbedingung des freien Staates gefordert hatte. Der Krieg, wie er sich nun einmal ausgestaltet hat, macht schwere Opfer an Gut und Blut unerläßlich. Auf geraume Zeit hinaus ist die wirtschaftliche Erstarkung des Landes gestört, beeinträchtigt sein materielles Gedeihen, erst jüngst so mühsam angebahnt.

Und doch können die Freunde Italiens ihm jetzt, eben jetzt zum Abschlusse des Friedens nicht raten. Es mag sein, daß die italienische Kolonialpolitik über die Schranken staatsmännischer Besonnenheit hinwegsetzte. Es hat den Anschein, daß Italien in seinen Zielen weiter ausholte, als es ihm die Mittel, die es verwenden wollte, gestatteten. Das ganze politische Verfahren in der Erythräa läßt erkennbar an Scharfsinn und Geschicklichkeit manches zu wünschen übrig. Es ist auch nur geringe Aussicht vorhanden, ausgedehntere Landstriche Abessiniens auf die Dauer zu behaupten. Was der hellenische Redner dereinst sinnig bemerkt hat, bewahrheitet sich jetzt auf dem hesperischen Boden, den das Volk von Hellas besiedelte und kultivierte: „So lange wir an unserem Leibe gesund sind, bemerken wir seine einzelnen Gebrechen nicht; sobald wir aber erkranken, wird jeder Bruch, jede Verrenkung und was dergleichen sonst sein mag, fühlbar.“

Aber es handelt sich jetzt — das ist das punctum saliens — ja keineswegs um eine erst zu inaugurierende Politik. Italien ist, frei wie es sonst sei, in seinen Entschlüssen nicht mehr frei; Gegenwart und Zukunft sind, bei all der beweglichen Konsequenz, welche vernünftige Politik charakterisiert, durch die Vergangenheit stark beeinflußt. Der Lauf des einmal entfesselten Krieges drückt eben der Politik Italiens schwer verwischbare Spuren auf. Friedensbedingungen von der Art, wie sie noch jüngst annehmbar waren und vielleicht in einer späteren Phase wieder annehmbar sein werden, sind es heute schlechterdings nicht. Es hieße unbillig denken, einem großen Staate zuzumuten, daß er sich unmittelbar nach schwerem Schlage beuge. Das Volk von Italien hat sich in der stolzen Erinnerung an seine glorreichen Ahnen aufgerichtet und in engster Gemeinschaft zusammengefunden; es wird nicht vergessen, wie jene verfuhren, als der sieghafte Pyrrhus durch seinen Gesandten Cineas Friede und Freundschaft anbot. „Pyrrhus,“ antwortete bekanntlich der durch die Worte des blinden Appius Claudius entflammte Senat, „möge erst den Boden Italiens räumen und dann den Frieden erbitten.“ Man darf nicht etwa mit der zynisch-behaglichen Lebensanschauung des feisten Falstaff hervortreten, wo das lebendigste und würdigste aller Gefühle, das Nationalgefühl, nach Aus-

druck ringt. Und die Seele staatlicher Macht ist und bleibt immerdar staatliche Ehre; wird diese bei einem Staate verletzt oder getrübt, so wiegt sein Wort auch anderwärts nicht mehr und niemand glaubt an den Ernst seiner Tat.

Solchen Erwägungen werden wohl auch die Verbündeten Italiens Raum gegeben haben. So wenig es in ihrem Interesse liegt, die Kraft Italiens in fernem Kontinente auf geraume Zeit hinaus gebunden zu wissen, werden sie doch dem befreundeten Staate nicht zumuten, was sie selbst eintretenden Falles weit von sich weisen würden: erzwungene Nachgiebigkeit, unerträgliche Demütigung. Sie werden vielmehr sicherlich treu und fest darüber wachen, daß Italiens Lebensinteressen in Europa keine Einbuße erleiden, während die Notwendigkeit es bestimmt, in Afrika Klinge an Klinge zu binden.

Die italienische Armee zudem verdient es nicht und würde es nur in Schmerzen verwinden können, daß man ihr vorzeitig in den Arm falle. So groß das Ungemach ist, das sie betroffen hat, es kann und wird verwunden werden. Der Zahl nach schwach, schlecht geführt und letztlich, man möchte sagen, dem Feinde geradezu ausgeliefert, hat das Korps in der Erythräa, so herabgestimmt es sich auch jetzt fühlen mag, immerhin in Not und Tod seinen kriegerischen Gehalt bekundet. Die Armee aber insgesamt lechzt gewiß nach der Gelegenheit, ihre Fahnen wieder emporzurichten und in stolzer Siegesfreudigkeit zu entfalten. Wer wird ihr dieses Verlangen verübeln, wer es versagen können?

Der König von Italien aber, zugleich der geborene und beständige Vertreter seines Volkes, ist auch der oberste Kriegsherr, und wie volkstümlich schlicht und treu konstitutionell sein ganzes Behaben auch sei, er wird es nicht gestatten, daß die Armee, das Instrument, das er eben um des Gemeinwesens willen scharf und schneidig zu erhalten alle Veranlassung hat, von dem Roste kränkender Demütigung angefressen werde. Ob die Worte in Wahrheit gesprochen worden sind, die man dem Könige zuschreibt, er wolle lieber vom Throne herabsteigen, als Italien erniedrigt sehen, wissen wir nicht; was wir jedoch wissen, ist, daß dies Worte sind, würdig eines Königs und ganz angepaßt dem leuchtenden Gepräge jenes Fürsten, „jeder Zoll ein König".

Es sind schwere Entschlüsse, die jetzt im Quirinal zu fassen sind, und schwer kommen sie zustande — mögen sie die dauernde Wohlfahrt Italiens fördern!

5. Eine neue Phase in der Erythräa.

Das Aktionsprogramm der italienischen Regierung betreff der vielumstrittenen afrikanischen Kolonie liegt nun im klaren Ausdrucke vor uns. Sie will die Erythräa festhalten. Sie will die Expansionspolitik aufgeben und folgerichtig auch auf das durch den Vertrag von Utschalli erlangte Protektorat verzichten. Als Grenzscheide ihres afrikanischen Besitztumes bezeichnet sie die Linie Marebfluß-Belesa; Kassala sei jedoch vorerst nicht zu räumen. Bis nunzu, erklärt der Kriegsminister, sind die Friedensunterhandlungen an den übertriebenen Forderungen des Königs von Schoa gescheitert. Die Ehre der italienischen Fahne aber, versichert Ricotti, sei unversehrt und es stehe somit von diesem Gesichtspunkte aus dem Abschlusse des Friedens ein Hindernis nicht entgegen. In der Zeit der Waffenruhe wollen die Italiener Asmara und Senafe befestigen, Adigrat jedoch alsbald verlassen. Greift der Feind dann an, so müsse man sich zwar volle Operationsfreiheit vorbehalten, aber man werde an militärischen Erfolg weitergehende politische Aspirationen nicht knüpfen.

Wie man sieht, ist das Verfahren, welches, unter Zustimmung des Parlamentes, nunmehr die italienische Regierung als Richtschnur aufstellt, den aktuellen Umständen streng angepaßt und zugleich vom Geiste der Besonnenheit erfüllt — es ist das Verfahren der verhaltenen und dadurch, sobald sie wirksam wird, gesteigerten Kraft. Während Rudini die luftig ausgreifenden Pläne seines Amtsvorgängers, ja, wenn man es genau erwägt, den Grundgedanken der ganzen Expedition verwirft, trägt er doch gebührend dem Rechnung, was nun einmal geschehen ist und eben nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann. Die Behauptung der Erythräa erscheint ihm beim gegenwärtigen Stande der Dinge als eine Anforderung der Interessen und des Ansehens Italiens; „das vergossene Blut seiner Söhne," sagt er ausdrücklich, „verbiete ihm, Afrika zu räumen." Anderseits glaubt Rudini, durch die Einschränkung der politischen Ziele, ehrlich, wie sie gemeint sei, werde jeder Grund des Konfliktes zwischen Italien und Abessinien entfallen und Friede, ja Friedenssicherheit zu erlangen sein. Das ganze Programm kulminiert derart offenbar in dem Gedanken, nicht auf lange Dauer hinaus einen ausgiebigen Teil des italienischen Heeres auf dem Boden Afrikas zu fesseln, vielmehr die Armee zur Einsetzung für Italiens Vitalinteressen in ihrem natürlichen Gefüge daheim intakt zu halten. Und diese Anschauung dürfte ja unzweifelhaft eine solche sein, der sich Italiens Verbündete in

Wahrung der gemeinsamen Ziele ganz zu konformieren allen Anlaß haben.

Auch für die militärische Durchführung des politischen Programmes sind nunmehr unverrückbar die Grundzüge gegeben. Italien wird fortan strategisch in der Defensive bleiben. Indem die Armee sich in ihrer Basierung kräftigt und ihre Operationslinien kürzt, sucht sie weniger glänzende als sichere Erfolge. Dabei soll jedoch die Verteidigung, zumal in ihrer taktischen Anlage, keineswegs durch gänzliche Passivität, bei übermäßiger Einengung der Kampfzone, Nerv und Wucht verlieren. Für diese Art der Aktion allerdings, insbesondere wenn man sie durch ein vernünftig etabliertes Befestigungssystem stützt, werden auch relativ geringere Streitkräfte zulangen. Und, was sicherlich nicht belanglos ist, es will überdies uns scheinen, daß geistiges und moralisches Gepräge des italienischen Feldherrn eben ganz der nunmehr veränderten Methode der Kriegführung entspreche: die kühle Besonnenheit und die ruhige Energie, welche sein bisheriges Verhalten kennzeichnen, geben eine gute Gewähr gedeihlicher Zukunft.

In den Mängeln, welche die Gestion Baratieris aufweist, liegt der Fingerzeig für das Verhalten seines Nachfolgers. Er wird ihn wohl — Ersprießliches hat er ja sonst nicht aus der Erbschaft seines Vorgängers übernommen — zu beachten und richtig zu deuten wissen.

Vor allem wird Generalleutnant Baldissera sicherlich einen ausreichenden, man darf wohl sagen, weitausblickenden Kundschaftsdienst zu organisieren suchen, auf daß in allen Phasen des Krieges die beim Gegner obwaltenden Verhältnisse: Stärke, Kraftverteilung, Absicht, Art des Anmarsches u. dgl. m. geklärt erscheinen. Denn im Kriege herrscht ja das Gesetz der Kraftpolarität. Wer somit, wie es die frühere italienische Oberleitung unverkennbar tat, ohne Kunde der feindlichen Tendenz und Aktion handelt, besitzt gleichsam die Sehkraft des Blinden und was sich daran knüpft: seinen schwankenden Gang, seinen unsicheren Tritt — die Vorboten unvermeidlichen Sturzes.

Weiters wird Baldissera — wie er es schon initiiert zu haben scheint — gewiß alles daran setzen, seinem Korps innere Kraft und Kohäsion zu geben. Die kriegerische Tüchtigkeit des Gegners ist, wie man jetzt wohl einsieht, arg unterschätzt worden. Um so höhere Anforderungen muß der italienische Oberbefehlshaber an seine eigene an Zahl inferiore Truppe stellen — nicht nur an Mut und Ausdauer, sondern auch an das, was man als den Born kriegerischer Tugend erachtet: an ihre strenge Zucht. Er selbst aber

wird durch den festen Gang seines Verhaltens und schlechterdings nicht durch übermäßiges Deliberieren und Konsultieren sich das Vertrauen seiner Untergebenen sichern. Namentlich wird wohl die Prozedur des Kriegsrates eingeschränkt werden, der ja erfahrungsgemäß bald Schwanken, bald Überstürzung in die Entscheidungstat bringt und zugleich das Vollbewußtsein der Verantwortlichkeit eindämmt, dem allein Aktionen voll Mark und Kraft entwachsen.

Der Verpflegung seiner Truppen wird sicherlich Generalleutnant Baldissera — die Spuren dessen sind schon jetzt wahrnehmbar — gesteigerte Beachtung zuwenden. Der schlecht genährte Soldat kann ja auf die Länge der Zeit hin seiner Pflicht in ihrer höchsten Anspannung nicht Genüge tun. Freilich leicht mag die Lösung des Verpflegsproblemes für das Expeditionskorps nicht sein, das weitab von der Heimat in einem an Ressourcen armen Landstriche operiert. Anderseits fällt der Vorteil ins Gewicht, den die freie Benützung des Seeweges gewährt — Ansammlung und Ergänzung der Vorräte unterliegen dadurch keiner erheblichen Schwierigkeit.

Was letztlich überaus förderlich geheißen werden darf, ist die nun, wohl post tot discrimina rerum angebahnte Einheit der politischen und militärischen Gestion. So wird denn auch fortan die Begehrlichkeit nicht mehr über die Kraft hinausschießen und die Tat weit hinter dem Willen zurückbleiben.

Die Regenzeit wird die militärischen Operationen bald zum Stillstande bringen. Wenn dann, soferne mittlerweile der Friede doch nicht zustande kommt, im Herbste die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden, steht Italien erst am Beginne einer mühsamen und darum nicht minder unerläßlichen Arbeit. Daß es aber sich, wenn auch spät, von trügerischen Illusionen frei zu machen gewußt hat und nun klar ermißt, was peremptorisch die nackte, die harte Wirklichkeit fordert, ist schon beträchtlicher Gewinn und dem Anscheine nach der Ausgangspunkt einer Wendung zum Besseren. Auch hier hieß es: „Erkenne dich selbst!“

6. General Baratieri.

Das Kriegsgericht in der Erythräa hat seine Sentenz gefällt — General Baratieri ist freigesprochen worden. Eben weil dieser General — und wie es scheint, nicht erst seit der Katastrophe von Adua — in der italienischen Armee wenig Freunde zählt und zudem seinerseits in dem Berichte über die Schlacht, „die mehr ein Schlachten war zu nennen“, mit der Soldatenehre seiner Unter-

gebenen nicht gerade glimpflich verfuhr, ist dieses Verdikt, mochte es auch nur die Hälfte der Stimmen auf sich vereinigen, als ein wohlerwogenes und gewissenhaftes zu erachten. Namentlich die nach dem fluchtartigen Rückzuge vom Schlachtfelde hart bestrittene persönliche Tapferkeit Baratieris ist damit jedem irgendwie grundhältigen Zweifel entrückt und unerwiesen bleibt die Vermutung, krankhafte Ehrsucht habe den General bei seinem folgenschweren Verzweiflungsentschlusse geleitet. Ein bedauerlicher Irrtum, nicht ein strafwürdiges Verbrechen liegt gemäß den durch den Richterspruch verifizierten Worten des öffentlichen Anklägers vor und Italien, so schwer geprüft, sieht in dem bislang peinlich Angeklagten einen unglücklichen, nicht einen schuldigen General.

Ein unglücklicher General! Man denkt dabei an das geflügelte Wort Napoleons, er brauche mehr als fähige, er brauche glückliche Befehlshaber. Man erinnert sich aber wohl auch des Mißbrauches, der sich so häufig an die Bezeichnung „glücklich“ und „unglücklich“ knüpft, der Tendenz, dort das Verdienst zu schmälern, hier die Schuld zu entschuldigen. Gibt man nun der Wahrheit die Ehre, so kann bei reiflicher Erwägung im Falle Baratieris von Unglück nicht die Rede sein, soferne ja in seiner kriegerischen Gestion keineswegs das Unvorherzusehende, gleichsam Imaginäre entscheidend in den Vordergrund tritt. Daß jener Befehlshaber sich vielfach täuschte, ist kein Beweis dafür, daß er sich täuschen mußte. Er vermochte ganz wohl zu wissen, was, wie es sich nun herausgestellt hat, er nicht wußte; vermochte zu handeln in ruhiger, den Umständen angepaßter Erwägung, statt in dem Fieber aufwallender Erregung, so oft dem Vorboten irriger Entschlüsse.

Nicht das Unglück ist es demnach, was unseres Ermessens dem General Baratieri Anrecht auf nachsichtige Beurteilung verleiht. Was ihn hingegen, so seltsam es lauten mag, mindestens vor dem Strafgesetze beträchtlich entlastet, ist die Schwäche seines Intellektes, der auch nicht entfernt der an ihn herantretenden Aufgabe gewachsen war. Sie, und ausnehmend sie, hat es verursacht, daß er, in Eitelkeit befangen, den Gegner weitaus unterschätzte, und nicht minder, daß er in seinen Vorkehrungen weit hinter dem Notwendigen zurückblieb, während er seine Ziele beträchtlich über seine Mittel hinaus erstreckte. Was er tat und was er zu tun unterließ, zeigte nicht von Abklärung, von Reife. Er versäumte die Zeit und zersplitterte die Kraft. Er zögerte, als Gefahr im Verzuge war, und als er sich aufraffte, waren die Bedingungen des Erfolges nicht mehr vorhanden. Dann im Augenblicke bänglichster Sorge und drängender Not fand er sich auf-

gegeben, nicht so sehr, wie er meinte, von seinen Unterführern, als — mindestens innerlich — von sich selbst.

Das über den flüchtigen Augenblick Hinausreichende, das, so zu sagen, Symptomatische des Falles Baratieri liegt darin, daß er abermals erweist, wie sehr immer und ausnahmslos die Wahl des Feldherrn den kriegerischen Erfolg beeinflusse, vorausgesetzt natürlich, daß man dem erwählten Feldherrn auch, ohne viel zu markten und feilschen, die Mittel erschließe, deren er bedarf. Freilich ist diese Wahl nicht eben leicht zu treffen; sie oszilliert wohl da und dort bedenklich zwischen Fürstengunst und populärer Urteilsschwäche. General Baratieri seinerseits hat nicht, wie dereinst ein österreichischer Feldherr zwar trüben Andenkens, aber in besseren Tagen so brav und bewährt, das Empfinden gehabt, er sei der Aufgabe, die man ihm stellte, nicht gewachsen; das Maß seiner Bescheidenheit scheint nicht über das Maß seiner Befähigung hinausgereicht zu haben. Indes auch darin liegt keine Schuld und kein Anlaß zur Ahndung ist hierin begründet. An Baratieris Unterlassungssünden partizipiert zudem die Regierung, welche es verabsäumt hat, ihn mit lebendiger Kraft und Subsistenz in ausreichendem Maße zu dotieren, obgleich er es, allerdings viel zu leise, forderte. Er selbst wagte leichtgemutet dann mit zu geringem Einsatze ein hohes Spiel und er verlor es.

Die Verantwortlichkeit des Feldherrn jedoch läßt sich nun einmal nicht in eine strenge Formel fassen, die für jeden konkreten Fall zulangt; sie ist eines jener untastbaren Elemente, welche der Abmessung und Abwägung spotten. Das Gefühl hierfür ist in kriegerischen Naturen hoher Anlage überaus rege; wo es aber fehlt, drohen vergeblich Fallbeil und Block. Es darf wohl angenommen werden, daß auch General Baratieri Empfindung dafür besaß, was er sich und der Armee, dem Könige und Lande schulde; aber er konnte eben nicht über die Grenzen seiner Kraft hinaus und in entscheidender Stunde erwies sich diese eben als ganz und gar unzulänglich.

Das über General Baratieri gefällte Urteil wird zweifellos mancher Einsprache begegnen. Es befriedigt nicht Rachsucht, nicht Schadenfreude. Es häuft nicht die ganze Wucht der Verantwortung auf die Schultern des einen, während es sie von denen der anderen abwälzt. Alles in allem ermessen, haben jedoch die Richter Baratieris ein Verdikt gefällt, wie es gerechten Männern, frei von den Eingebungen der Leidenschaft und unabhängig von den Vibrationen der öffentlichen Meinung, geziemt; ihr Ausspruch enthält zugleich — man darf es nicht übersehen — nach Sinn und Wort eine ernste

Mahnung, Herz und Nieren derjenigen zu prüfen, denen man das prokonsularische Amt des Feldherrn zugedenkt und damit zeitweilig das nationale Wohl und Wehe anvertraut. Es wird ja an diesem Urteil das weise Dichterwort lebendig:

„Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.“

7. Der Friedensschluß.

Nach langwierigen Verhandlungen, deren gedeihlicher Ausgang schon ernstlich in Frage stand, ist nun endlich der Friede zwischen Italien und Abessinien zustande gekommen. Nicht nur darin, sondern auch betreff der Zusage, daß er niemals zu einem sein Vaterland demütigenden Friedensschlusse die Hand bieten werde, hat Rudini männlich sein Wort eingelöst.

Die Friedensbedingungen — ihr allgemeines Gepräge in Betracht gezogen — nehmen Italien nichts von dem Territorium, das es vor Ausbruch der Feindseligkeiten besaß, enthalten aber einen Verzicht auf alle weitergehenden Aspirationen, welche in der Konsulta und wohl auch in den breiten Schichten des italienischen Volkes mit Vorliebe gehegt wurden. Italien hat sich seiner durch den Vertrag von Utschalli erworbenen Vorrechte, gewissermaßen als Schutzmacht Abessiniens, begeben; es opfert nun ohne Rückhalt seine erythäischen Zukunftspläne, die schließlich doch, wie es sich sattsam erwies, kaum mehr als eine Luftspiegelung waren, um der greifbaren Entlastung willen, die es seiner aktuellen Lage schuldet. Die italienischen Gefangenen, wie es scheint, menschlicher behandelt, als man gewärtigte, kehren nun bald in ihre Heimat wieder; ein Lösegeld, unter zivilisierten Nationen nicht üblich, ist auch für sie nicht verlangt worden und die dem Arbitrium Italiens überlassene Entschädigung für die Kosten ihrer Verpflegung geht nicht über eine Anforderung der Billigkeit hinaus. Manche Punktation des Vertrages bedarf noch der endgültigen Regelung, aber die Abgrenzung des den Italienern unbestritten verbliebenen Gebietes ist, auch vom militärischen Gesichtspunkte beurteilt, als eine verhältnismäßig vorteilhafte zu erachten.

So enthält, nüchtern erwogen, der Friedenspakt, dessen Präliminarien demnächst in Kraft erwachsen dürften, für Italien nichts, was ihm, so sehr es seine Ziele einschränkt und seinen Ehrgeiz dämmt, irgendwie Unehre brächte. Ob dann im Laufe der Zeiten Italien in Selbstbescheidung nicht freiwillig die Erythräa räumen werde, die ihm wirklichen Gewinn weder geboten hat, noch bieten

wird, steht dahin; ausgeschlossen aber erscheint es uns, daß es, wie man törichterweise angedeutet hat, seine durch die Rückgabe der Gefangenen gewonnene Aktionsfreiheit zur Wiederanfachung des kaum erloschenen Kriegsbrandes benützen werde.

Die politischen Vorteile des Friedensschlusses für Italien — wenngleich nur mittelbar und der Zukunft anheimgestellt — sind ansehnlich. Es sammelt seine Kraft in ihrem Zentralpunkte, statt sie zum Teile fernab und mehr als peripherisch auf kaum absehbare Dauer festzulegen. Es gefährdet um untergeordneter Ziele willen nicht seine Vitalinteressen. Es schont seine bedächtige Sparsamkeit erheischenden Finanzen und fördert den Wohlstand des Volkes, den Nerv der Stärke in entscheidenden Momenten. Es trägt nicht mehr lange vor dem Bedarfe den Panzer schwerer Rüstung; aber es ist in unerschütterter Organisation bereit und „bereit sein, das ist ja alles". So findet Italien, welches gleichsam in letzter Zeit sich verloren hatte, sich selbst wieder und bleibt derart ein wertvoller Genosse in dem Dreibunde, dessen Friedenstendenz mit seiner Kraftfülle untrennbar verflochten ist.

Gewiß, mit ungemischten Gefühlen der Befriedigung wird das italienische Volk den so mühsam gewonnenen Frieden nicht begrüßen. Er knüpft nicht an kriegerische Erfolge an. Die Kämpfe, die ihm vorangingen, haben schmerzliche Opfer erfordert. Enttäuschungen herber Art sind nicht ausgeblieben, und was gar wehe tut, der nationale Stolz hat unter den Schicksalsschlägen gelitten, welche Italiens brave Armee und mit ihr König und Volk so wuchtig trafen. Aber der militärische Mißerfolg war — immerhin ein Balsam für die offene Wunde — wie man leicht erkennt, denn doch vorwiegend die Folge der ihm vorangegangenen politischen Fehlgriffe. In dieser unerquicklichen Zurückdrängung der militärischen Aktionserfordernisse liegt es begründet, daß Ziel und Erfolg sich niemals deckten, Aktionsübermaß sich mit Aktionsschwäche und mit fieberhafter Konvulsion ungebührlich vermengte, letztlich das Unerwartete sich wie mit Naturnotwendigkeit vollzog, „das Unzulängliche Ereignis ward".... Da aber die Dinge sich sich eben derart anließen, hieß es, statt durch Verharren auf dem betretenen Irrwege die Übel der Vergangenheit und Gegenwart zu perpetuieren, sich selbst, wenn auch in Schmerzen, Einhalt gebieten und getrost neue Pfade beschreiten — die augenblickliche Phase der Schwäche durfte nicht zu bleibender Entkräftung anwachsen.

Namentlich die italienische Armee, ihr voran der König, hat nun einen Akt peinlicher, aber edler Selbstverleugnung zu üben. Nach der Katastrophe von Adua beseelte sie wohl der

brennende Wunsch, ihre Fahne wieder sieghaft zu entfalten und die mißleitete Kraft in heißem Kampfeszorne neuerdings zu betätigen. Dieser Genugtuung muß sie nun zunächst entsagen; höhere Rücksichten gebieten hier, wie schwer sie auch falle, Resignation. Indes die Armee getröste sich mit den eindrucksvollen Worten, die ihr der Kriegsminister unmittelbar nach der Schreckenskunde von Adua zurief. „Von fünf Generalen," erklärte Ricotti am Monte Citorio, „blieben zwei tot, zwei wurden verwundet. Von den Offizieren fiel mehr als die Hälfte, von der Mannschaft mehr als ein Drittel. Von 5000 Soldaten, welche sich durchschlugen, waren 3000 verwundet. Alle taten in bewunderungswerter Weise ihre Pflicht." „Und," fügte er hinzu, „jeder Feldherr kann stolz sein, die italienische Armee anzuführen, nicht nur in Afrika, sondern jedem Feinde gegenüber."

Hat nun derart der soeben vollzogene Friedensschluß sich mit der Vergangenheit abgefunden und den Bedürfnissen der Gegenwart entsprochen, so bahnt er sicherlich für Italien — wie seine Bundesgenossen es sehnlich wünschen — eine Zukunft des Erfolges und der Ehre an. Auch hier ist es politisch und militärisch eben die verhaltene Kraft, welche die Muskeln stählt und zur höchsten Leistung befähigt.

Biographisches.

Feldmarschall Erzherzog Albrecht.*)

Eine unabsehbare Schar von Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung geleitete den schlachtergrauten und siegbewährten Feldherrn, den Paladin unseres Heeres: Feldmarschall Erzherzog Albrecht zu Grabe. Fürsten und Prinzen, ihnen voran der Deutsche Kaiser, Generale, Offiziere und Soldaten waren zum Teile aus entlegener Ferne, wohl auch aus der Fremde, zu diesem Trauergange herbeigeeilt. Dem Kondukte wurden Abteilungen der Regimenter zugezogen, die sich der Ehre berühmen, den Namen des Erzherzogs, auf kaiserliche Anordnung für immer, zu führen. Die Ritter des hohen Militär-Maria Theresien-Ordens umgaben die Bahre ihres ältesten und höchsten Ordensgenossen. Der Kaiser selbst, seinen Aufenthalt im sonnigen Süden kürzend, hatte sich

*) Erschienen am 27. Februar 1895 in der „Neuen Freien Presse".

an die Spitze der Leidtragenden gestellt. — Kirchliche Weihe unter dem Geläute der Glocken, gedämpfter Trommelschlag und Trauermusik, Gewehrsalven, das Donnerwort der Geschütze, das Senken der schwarz umhüllten Fahnen! In der Gruft seiner erlauchten Ahnen, dicht an dem Sarge des Aspernsiegers, hat der Sieger von Custoza — der Sohn neben dem Vater — die Stätte des Friedens gefunden.

Erzherzog Albrecht ist nun bestattet, aber, wenn auch ausgeschieden aus dem Kreise der Lebendigen, lebt er fort uns und den kommenden Geschlechtern, sofern der Geist den Leib überdauert, die Geschichte das Geschehnis.

Seit dem Dahingange des hohen Verblichenen ist kaum ein Tag, eine Stunde vergangen, die nicht von dem Wirken des Erzherzogs Kunde gegeben. Die bedeutsamsten Momente seines vielbewegten Lebens sind berührt und liebevoll auch, um es so zu nennen, die intimeren Vorgänge in demselben nicht übersehen worden. Eine geradezu erdrückende Fülle bemerkenswerter Einzelheiten trat an die Öffentlichkeit. Man hat den Ausbildungsgang des jugendlichen Prinzen geschildert, der in so großen Traditionen emporwuchs, sein sonniges und doch von Menschenleid schwer getrübtes Familienleben, die Würde seiner Haltung, nicht gemindert durch die ihm eigene Leutseligkeit, seine Strenge, wo sie unerläßlich, seine Güte, wo sie nur irgendwie geraten war, sein sorgsames Haushalten bei fürstlicher Munifizenz, das weiche Herz und die offene Hand für die Armen, die Beladenen.

Nun aber, da der Leib des Erzherzogs dem Sarge und der Urne überantwortet worden ist, in die Gruft gesenkt, was an ihm sterblich war, ziemt es sich, wie wir meinen, wohl, in lebendige Erinnerung zu bringen, was nimmer sterben soll und wird: den Kern seiner Eigenart, das Erzgepräge seiner Individualität, den Geist, dessen Hauch, wie es ja der Verblichene gewollt hat, auch seine Epigonen in tiefem Gemüte verspüren mögen!

Die *charakteristischen* Eigenschaften des Erzherzogs?... Keine war seinem Wesen wohl stärker aufgedrückt, als seine unbeugsame *Pflichtentreue*. Denn Sollen und Wollen waren ihm eins. Unverwandt sah er auf das Ziel, mochte es noch so weit gerückt, so schwer erreichbar sein. Niemals versuchte er es, sich die Dinge leicht und lässig zurecht zu legen. Anstrengung, Opfer, Selbstverleugnung bezeichnen sichtlich die Trace des Weges, den er wandelte. So hat der Erzherzog, dem die schwerste Obliegenheit immer die heiligste war, in vollendeter Realität betätigt, was der Königs-

berger Philosoph, scharfen Ermessens, als den idealen Ausdruck der sittlichen Menschennatur ansah: den kategorischen Imperativ der Pflicht. So wuchs denn auch Erzherzog Albrecht mit der Größe seiner Sendung empor; so erachtete er die Verantwortlichkeit des Feldherrn, über die er selbst eine gedankentiefe Schrift abgefaßt hat, nicht als Bürde, die man keuchend trägt, sondern als den stärksten Anreiz der Kraftanspannung.

Und weiters — nicht die sorgsame Ausbildung, die er unter den Augen zweier hochberühmten Heerführer genoß; nicht sein profundes Wissen, das er ohne Unterlaß ausweitete und vertiefte; nicht die exakte Vertrautheit mit dem ganzen, so mannigfach verschlungenen Heeresapparate — so förderlich diese Momente an sich sind — haben den Erzherzog zu seiner Feldherrnhöhe emporgehoben. Was diese in Wahrheit begründete und wie mit Eisenklammern festigte, waren seine Willensstärke, seine Entschlußkraft, seine bewegliche Konsequenz und das Selbstvertrauen, das ihnen naturgemäß entquoll.

Die ganze kriegerische Laufbahn des Erzherzogs gibt hierfür den Beleg. Die dünnen Linien seiner Division bei Novara hielten den übermächtigen Massen des Gegners stand, weil ihr Kommandant seine Truppen bis zu den untersten Stufen des Befehles herab mit dem Gedanken zu durchdringen wußte, es gebe, wenn anders die Gesamtarmee nicht in ihrem Siegesschritte gehemmt werden solle, hier kein Wanken und kein Weichen..... Klar war im Feldzuge 1866 sich der Erzherzog der beträchtlichen Inferiorität seiner Streitmacht bewußt und der verhängnisschweren Folgen, die sich daran knüpfen konnten; aber statt, wie es andere Heerführer in ähnlicher Lage getan haben, deshalb zu schwanken und zu zögern, fand er eben darin die gebieterische Aufforderung zum intensivsten Gebrauche von Zeit und Kraft, zum kühnen Einsetzen auch des letzten verfügbaren Mannes für die Entscheidungstat..... Da der Erzherzog dann so bald die Stätte seiner Glorie verließ und, die strategische Doktrin der inneren Linie in genialer Weise zu verwerten bemüht, unaufhaltsam von Mincio an die Donau eilte, rief er, selbst in seinem patriotischen Empfinden tief getroffen, der gebeugten Nordarmee unvergängliche Worte zu des Trostes und des Starkmutes. Der Tatendurst des Erzherzogs, verbunden mit seiner Besonnenheit, wird durch die Worte gut charakterisiert, welche Bossuet gelegentlich der Bestattung des Prinzen von Condé gebrauchte: „Es sei dessen Maxime gewesen, gegen den fernen Feind sich bedächtig vorzusehen, und sich zu freuen, wenn er nahe.“

Niemals hat der Erzherzog das Gewicht des moralischen Elementes, insbesondere im Felde verkannt. Er forderte von den Soldaten, die er befehligte, große Anstrengungen, aber er ermunterte und ermutigte sie auch zu guter Stunde, sorgte väterlich für ihre Bedürfnisse, rügte selten, aber ernst, belohnte stets großherzig. Seinen Unterkommandanten, deren Eigenart er sorgsam erforschte und verwertete, hat der Erzherzog, so fest er die Zügel des Befehles in seinen Händen hielt, die im modernen Gefechte so unerläßliche Bewegungsfreiheit und Selbsttätigkeit gern eingeräumt; er mutete erprobten Männern den Feuereifer zu, in dem er selbst erglühte.

Auch auf dem Gebiete der Heeresorganisation — im Kriegswesen gilt ja gleichfalls der Satz: Prévoir c'est gouverner — hat der Erzherzog, man erkennt dies jetzt klarer denn je, auf das gedeihlichste gewirkt. Er knüpfte zwar an die Vergangenheit an, aber er vergaß auch nicht die Forderung der kommenden Zeit; er ließ der Tradition ihr wohlbegründetes Recht, aber nicht minder Recht dem Fortschrittsgeiste. Er war jeder Reform zugänglich, wenn er sie nur als zielförderlich und praktisch anwendbar zu erachten vermochte. Er sah wohl auch ein, „daß Irrtum nur die Meinung im Werden sei". So ist es nicht zum geringsten der Einwirkung des Erzherzogs zu danken, daß des Kaisers Heer wuchs, gedieh, froh seiner Kraftfülle sich bewußt ward. Erzherzog Albrecht hat zwar die Form, die Regel, die gesicherte Ordnung geschätzt, aber sie gingen ihm nie über das Ziel, dem er beharrlich und unter allen Friktionen zustrebte: die Kriegstüchtigkeit des Heeres. Unablässig sah er als dessen Generalinspektor darauf, daß auch bis an die entlegensten Territorien die Einheit der Anschauung und der Ausbildung gewahrt bleibe. Absonderlichem jeder Art, pedantischem Gebaren, Willkür der Interpretation, auch seitens hoher Befehlshaber, trat der Erzherzog scharf und entschieden entgegen. Verständnisvoll unterstützt von dem so regsamen Chef des Generalstabes, gestaltete der Erzherzog die Manöver, die taktischen Ritte und Reisen zu dem aus, was sie sein sollten: einer wahren Schule für den Krieg. Einfachheit der Anlage, scharfe Logik der Konzeption, feldmäßiger Verlauf bezeichnen gegenwärtig, wie es daheim und auswärts bedingungslos zugegeben wird, das Gepräge unserer Heeresübungen.

Erzherzog Albrecht, unzweifelhaft jeder Zoll ein Soldat, ist es doch nicht einseitig und engherzig gewesen. Er gehörte zu jenen Fachmännern, die über die Grenzen ihres Faches weit hinausschauen und es eben darum in Meisterschaft beherrschen. Ohne sich selbst

in das Getriebe der Politik zu mengen und damit zu tun, was weder seines Amtes war noch seiner Neigung entsprach, erkannte sein durch gründliche historische Studien geschärfter Geist, wie sehr die politischen Verhältnisse die militärische Kraftäußerung beeinflussen, während hinwieder diese in letzter Linie Richtung und Gang der staatlichen Aktion erst auf gesicherte Grundlage stellt. Darum war es immer und immer der Erzherzog, der, wie hoch zeitweilig die Wogen des Föderalismus gingen, die Einheit im Heere nach jeder Richtung, zumal durch sorgsame Pflege der gemeinsamen Armeesprache, förderte, ja für sie das ganze Gewicht seines Einflusses in die Wagschale warf. Darum war dem Erzherzog die Konsolidierung der alten, so oft sturmumwogten Monarchie auf unverrückbaren Fundamenten geradezu eine Herzenssache, wenngleich er, wie man gesagt hat, sich mit einzelnen Phasen des Werdeprozesses nicht völlig zu befreunden vermochte. Und darum hielt der Erzherzog, vordenkend und weitblickend, Autorität, Gesetztreue, religiöse Einwirkung auf Gemüt und Wandel unentwegt hoch und sah angesichts der allgemeinen Wehrpflicht in der Volkszucht die beste Anbahnung von Heereszucht und Heereserfolg.

Es geht ein großer Zug durch die ganze Lebensführung des Erzherzogs; sie zeigt Idealität bei realer Ausreifung, Einheit in Willen und Tat, vollen Einklang der leitenden Grundsätze und der aus ihnen hervortretenden Handlungsweise.

Seinem Kaiser und Herrn ein treuer und freimütiger Berater, dem Vaterlande innig ergeben, dem Heere ein leuchtendes Vorbild, gehoben durch wohlverdienten Erfolg, dabei einfach und anspruchslos in fürstlicher Hoheit, mannhaft schon in keimender Jugendreife und mannhaft noch an der Neige seines Lebens — trägt Erzherzog Albrecht einen Namen wahrhaft geschichtlicher Bedeutsamkeit und mächtiger als die stolze Inschrift auf dem Standbilde, das man ihm setzen wird, mögen wohl seine Taten und Werke für ihn zeugen: die Siegesstätten auf Hesperiens blutgedüngtem Boden, die Armee, die er so lange nach des Kaisers Willen leitete und zurückließ erstarkten Leibes und gehobenen Hauptes!

Feldzeugmeister Ritter von Benedek.*)

Der jüngsten Publikation des Dr. H. Friedjung im Anschlusse an sein vorangegangenes Werk ist es zu danken, daß das Gepräge des Feldzeugmeisters Ritter von Benedek

*) Erschienen 1901 in „Danzers Armeezeitung".

nun anschaulicher und geklärter zutage tritt, als es bislang der Fall war. Es durchweht jene sorgsame Arbeit der gesunde Atem geschichtlichen Wahrheitsdranges, verbunden mit der hochachtbaren Tendenz, der Gerechtigkeit, unbekümmert um alle Rücksichten, die von ihr abführen, genugzutun.

Ritter von Benedek hat zwei Jahrzehnte hindurch nach Fug und Recht der Armee als ein Meister der Kriegskunst gegolten. Allenthalben im Felde bewährte sich seine Umsicht und Tatkraft. Die Soldaten aller Grade, die er auf dem Wege der Pflicht und Ehre so erfolgreich führte, hingen ihm an mit Herz und Seele. Die hohen Auszeichnungen, deren der Kaiser ihn würdigte, waren alle wohlverdient. Jugendfrische und Jugendkraft blieben ihm auch im Alter noch erhalten. Seine ruhmreiche Vergangenheit schien auch eine Zukunft des kriegerischen Erfolges zu verbürgen.

Als sodann im Jahre 1866 die Monarchie einem mächtig emporstrebenden Rivalen gegenüber an das Schwert zu appellieren genötigt war, bezeichnete die Armee, sofern ihre Stimme überhaupt zu vernehmen gewesen, einmütig und eindringlich Benedek als den erlesenen Führer im Entscheidungskampfe. Vergeblich wandte dieser mit allem Nachdrucke ein, daß er sich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen fühle; an maßgebender Stelle hielt man, den Umständen ganz angemessen, lediglich für rühmliche Bescheidenheit, was denn doch, wie die Tatsachen dartun, nur strenge Selbsterkenntnis gewesen ist. Nachgerade freilich drängt sich auch die Einsicht auf, daß die Feldherrnbegabung sich aus dem Grunde her von jeder anderen Führerfähigkeit abscheide, und von dieser, wie hoch man sie auch bewerte, auf jene stringent nicht geschlossen werden dürfe.

In welcher Weise nun der Feldzug im Norden sich ausgestaltet hat, bedarf hier keiner besonderen Darlegung. Auch darüber obwaltet kein Zweifel mehr, daß, abgesehen vom kriegerischen Elan, unsere Armee in sehr wesentlichen Beziehungen: Organisation, Schlagfertigkeit und vollends in der Bewaffnung der Fußtruppe beträchtlich hinter der preußischen zurückgestanden ist. Dies wird ja schon durch die großzügige, bis an die Wurzel reichende Heeresreform unmittelbar nach den Wehen des Krieges sattsam bezeugt. Und die Folgen der Versäumnisse von Jahrzehnten sollte nun — eine solche Ansicht hält man eben für billig — der Feldherr durch den Genius seiner Führung zu paralysieren wissen. Wir aber meinen, ob überhaupt ein Problem solcher Art als lösbar zu erachten sei, stehe dahin; überaus schwer hat es sicherlich auf demjenigen gewuchtet, der es zu lösen hatte.

Sonder Zweifel läßt die Führung Benedeks 1866 viel zu wünschen übrig. Sein Verfahren am 28. und 29. Juni hält auch dem maßvoll besonnenen Urteile nicht stand. Räumlich allerdings befand sich damals unsere Armee auf der inneren Linie, aber was die Vorzüge dieser Form ausmacht und zugleich ihre Gefahren verringert: rastlose Ausnützung der Zeit und hierdurch ermöglichte Betätigung relativer Überlegenheit an Kraft ward nicht, ward mindestens nicht rationell in Wirksamkeit gesetzt. Bestreitbar wie bestritten erscheint auch die Wahl des Schlachtfeldes am 3. Juli und der Verlauf der Schlacht selbst, namentlich sofern das Verhalten des rechten Flügels unserer Armee in Betracht kommt, gibt zu ernsten Einwendungen begründeten Anlaß.

Feldzeugmeister Ritter von Benedek meinte nun selbst gleich vorwegs, daß es ihm für das Oberkommando an strategischen Kenntnissen fehle. Woran es ihm, das Wissen in allen Ehren, wirklich gefehlt hat, ist die Gabe der strategischen Konzeption im großen: der weite Ausblick und die Vertiefung in die leitende Idee, welche unter widerstreitenden Einwirkungen und in drängenden Augenblicke die richtige Wahl des einzuschlagenden Verfahrens sichern; die etwa dem Stahl eigene Verbindung von Festigkeit und Biegsamkeit; die sorgsame Anpassung des Zieles an die konkrete Lage, die gegebenen Mittel, die Gegenaktion des Feindes. Durch den Mangel an Selbstvertrauen schon bei der Übernahme des Feldherrnamtes psychisch ungünstig beeinflußt, war der alte kernige Feldsoldat zudem gegenüber dem offenkundigen Doktrinarismus seines Operationsleiters befangen, ja, wenn man so sagen darf, in seinem gesunden Menschenverstande, den er sonst immer so glücklich zu bekunden wußte, beeinträchtigt.

Erwies sich somit Feldzeugmeister Ritter von Benedek ganz und gar nicht als ein Feldherr großen Stiles, so sind ihm anderseits hohe militärische Eigenschaften nicht abzuerkennen. Sie bekundeten sich nur in begrenztem Wirkungskreise, aber dann auch jederzeit und allenthalben. In ihm war der Tatendrang geradezu verkörpert, Kühnheit und Beharrlichkeit bezeichneten seine ganze kriegerische Fährte. Unwiderstehlich lockte die Gefahr ihn an und die Überlegenheit des Gegners war ihm nur der Antrieb zu gesteigerter Anstrengung. Keine Widrigkeit der Lage benahm ihm das kalte Blut. In die Herzen seiner Soldaten wußte er durch Wort und Tat seine Mannhaftigkeit und den Feuerstrom seiner patriotisch gehobenen Gesinnung zu überleiten. — Auch die Katastrophe bei Königgrätz, so erschütternd sie ihm entgegentrat, fand ihn nicht klein und verzagt. Da der Feind in breiten Massen un-

versehens mitten in die Stellung der Armee drang, führte er ihm, zum äußersten entschlossen, was immer nur zur Hand war, entgegen. Die Geschütze, deren todesmutigen Kampf die Kriegsgeschichte in unvergänglichen Ehren verzeichnet, wies er an, in ihrer überaus bedrohten Stellung zu verharren, so lange sie noch über irgendwelche Munition verfügten. In kühnem Ansturm wehrte seine Reiterei die Verfolgung des Gegners ab. Er selbst verließ das Schlachtfeld erst, als jede Hoffnung benommen war, die Sachlage günstig zu wenden.

Damals freilich, als der Mißerfolg der Nordarmee das Herz aller Österreicher im tiefsten aufwühlte, kehrte sich auch aller Unmut, alle Erbitterung wider den unglücklichen Feldherrn, der seinerseits — was man kaum begriff — äußerlich noch immer gefaßt sich anließ. Die peinliche Untersuchung, welche man gegen ihn einleitete, ward keineswegs als unbillig erachtet. Man hielt sich eben mehr an die Geschichte als an deren kausalen Entwicklungsgang. Auch edlere Naturen, deren Anhänglichkeit sonst der Glückswechsel nicht zu zerstäuben pflegt, wandten sich in Gram und Harm von Benedek ab. — — Das harte Urteil über Feldzeugmeister Benedek milderte sich jedoch schon beträchtlich, als man kurze Zeit nachher die französische Armee vor den deutschen Waffen zusammenbrechen sah und staunend inne ward, wie sehr die Katastrophen von Sedan und Metz an Intensität und Folgenschwere den Unglückstag von Sadowa überragten. Nach und nach sickerte auch manche Tatsache durch, geeignet, die Aktion Benedeks, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch wesentlicher Schuld zu entlasten.

Und nun liegt vor unseren Augen ein Teil der Korrespondenz des Feldzeugmeisters Benedek, die im Vereine mit den jüngsten Publikationen über 1866 helles Licht ausgießt über sein Wesen, seine Denkweise, seine Lebensführung. Die Briefe Benedeks an seine Gattin zumal waren nicht — und dies eben erteilt ihnen Reiz und Wert — für die Öffentlichkeit und waren von einem Manne geschrieben, der literarisch an die Öffentlichkeit zu treten sich scheute. So darf man an sie nun allerdings höhere Anforderungen des künstlerischen Geschmackes nicht stellen. Sie charakterisieren sich vielmehr als schlichte Kundgebungen eines warmblütigen und freimütigen Soldaten. Ohne über Fülle und Auswahl des Wortes sonderlich zu verfügen, ja über die Gebühr einförmig und eintönig, erweisen sie, neben menschlich anmutenden Zügen, die starke Eigenart und die mannhafte Gesinnung ihres Autors, dessen zuweilen befremdend rüde Sprechweise jedoch keineswegs, wie man es getan hat, als Pose angesehen werden darf. Auch

biographische Aufschlüsse werden uns hier vielfach zuteil: So die Tatsache, daß Benedek vor dem Ausbruche des Krieges den ihm angebotenen Feldmarschallstab abgelehnt hat; daß er vor der Untersuchungskommission in Wiener-Neustadt Rede zu stehen verweigerte, weil er niemanden belasten, vielmehr selbst und allein die Verantwortung tragen wollte; daß er, obgleich bitterlich gekränkt, bieder und ehrbar sein Versprechen einhielt, nicht an die Öffentlichkeit heranzutreten; daß der Kaiser, immerdar hochgesinnt, seinen Sohn, den Kronprinzen anwies, den verbrauchten, vereinsamten, vergrämten General durch seinen Besuch zu ehren.

Faßt man nun das Lebensbild Benedeks in gedrängter Skizze zusammen, so sieht man, daß seine Wirksamkeit sich geraume Zeit hindurch in stetig aufsteigender Linie bewegt, reich wie an Anstrengungen, so an Erfolgen. Dann kommt der schwere Schlag über ihn, den er nimmermehr verwunden hat. Aber selbst aus der Seelenpein, die ihn umnachtet, klingt das „Ave Caesar!“, der stolze Ruf seines ganzen Lebens, in vernehmlichem Laute heraus. Das Urteil, das man ihm in unbilliger Härte geschrieben hat: „die Vernichtung seines militärischen Rufes für alle Zeiten“, wird die Geschichte sicherlich nicht gelten lassen. Seine Großtaten von Curtatone, bei Mortara und St. Martino werden in der Armee als vorbildlich und beispielgebend bis an entfernte Tage gewürdigt werden. Das trübe Geschick des Besiegten teilt er mit anderen hochberühmten Kriegsmännern. Da er fiel, fiel er wie ein Held der Tragödie, ein Opfer nicht minder des Verhängnisses als seiner menschlichen Fehlbarkeit, und wenn auch dem Feldherrn als solchem der Zoll der Bewunderung versagt werden muß, auf die Urne des heldenhaften Mannes, dessen reiche Ehrengarbe ein einziger Blitzstrahl nicht versengt hat, neigt sich nach dem Dichterwort „das schöne Mitleid mit sanft anschmiegender Umarmung“.

Feldzeugmeister Freiherr von Kuhn.*)

„Wir haben heute einen guten Mann begraben!“

Da Freiherr von Kuhn, das ehrwürdige Haupt mit des Alters Schnee bedeckt, aber trotz seiner hohen Tage in Kraft und Mut ungebrochen, aus dem Leben geschieden, stand er längst nicht mehr in der Reihe jener Befehlshaber, denen nebst ihrer Würde auch das Amt verliehen ist, und es bleibt immerhin zweifelhaft, ob, wie man vielfach glaubte, ihm bei etwa ausbrechenden Kriege noch der gebietende Stab des Feldherrn in die Hand gelegt worden wäre. Der militärischen Altersgenossen des Freiherrn von Kuhn gibt es

*) Erschienen 1896 im „Neuen Wiener Tagblatt“.

sicherlich nur mehr wenige, auch die Zahl derer, die in leitender Stellung unter ihm dienten, schmilzt beträchtlich zusammen und gemäß dem Gange menschlicher Dinge sind die Epigonen unter den Lasten, die auf ihnen wuchten, wohl nur zu selten und kaum in ausreichendem Maße des Mannes eingedenk, der ihnen in harter Arbeit, vielumstritten, ja befeindet die Bahn gebrochen hat. Es mag ja sein, und sofern es sein wird, ist es ein tröstlicher Ausblick für die, welche nicht nur dem flüchtigen Augenblicke leben, daß die Werke des Freiherrn von Kuhn das, was an ihm sterblich war, weitaus überdauern, daß sie auf geraume Zeit hinaus unerschütterlich sind wie jene Bauten monumentalen Gefüges, deren Quadern nicht bröckeln, wenn auch bis an den Giebel hinan da und dort Steine verwittern, Fermente sich lösen. Immerhin jedoch wird es wohlgetan sein und lediglich die Anbahnung regsam geschichtlicher Pietät, soweit es nur irgendwie die rasch vorbeirauschende Stunde gestattet, sich in die Eigenart eines Mannes von der Bedeutsamkeit des Freiherrn von Kuhn zu versenken und das Gepräge festzuhalten, in dessen tiefgegrabenem Schachte wie aus ihm heraus sein Lebenslauf, vollendet wie er nun ist, sich innerlich gefügt und sich äußerlich bekundet hat. Einen Versuch hierzu — wir betonen, einen Versuch — unternehmen wir hiermit.

Freiherr von Kuhn war seinem ganzen Entwicklungsgange nach im vollen Sinne des Wortes das, was man einen „self-made man" zu heißen pflegt. Nicht in den sonnigen Lebenshöhen wuchs er auf. Er entstammte einer angesehenen, aber kinderreichen und mit Glücksgütern nicht sonderlich bedachten Familie. Keine äußere Förderung brachte ihn empor. Alles, was er, abgesehen von seinen Anlagen, in die militärische Bildungsstätte mitgeführt hat, war das ererbte kriegerische Blut des Vaters, dessen Tapferkeit sich — vornehmlich beim Sturme auf die Weißenburger Linien und in der Schlacht bei Dresden — hervorragend bewährt hatte, und von dem er, gleich dem Altmeister deutscher Dichtung, „des Lebens ernstes Führen" besaß. Zudem war jene Geschmeidigkeit, welche oft so wirksam emporhilft, seiner Natur fremd und alles, was nach Winkelzügen aussah, ihm vom Grunde aus verhaßt. Auch fand man bei ihm schon in keimender Jugend ein Selbstgefühl, welches mit den äußerlichen Zeichen der Demut nicht zu prunken liebt. Seine Studien nahm er streng und gewissenhaft und die Art eben, wie er sie nahm, zeugte von jenem inneren Drange, der alles verschönte.

Die Laufbahn nun, welche sich Kuhn anfangs gemach, bald aber in raschem Schritte erschloß, ist wohl als eine glänzende zu erachten. Eine geraume Phase des Glückes ward dem so real

beanlagten und so ideal beeiferten Manne. Er sehnte sich nach Taten und die Gelegenheit hierzu bot sich ihm reichlich bei der Armee, in deren Lager damals nach dem Dichterworte Österreich gewesen ist. Er sah sich über seinesgleichen emporgehoben und es gab nur eine Stimme darüber, daß hier das Verdienst nicht hinter dem Lohne zurückgeblieben sei. Die Innigkeit eines Familienlebens in seltener Reinheit trat sodann dazu. Die Wissenschaft, in die er sich vertiefte, gab ihm weiten Ausblick. Die Art, wie er sein Lehramt an der Kriegsschule zu versehen wußte, führte ihm Jünger zu, die leuchtenden Auges zu ihrem Lehrer emporsahen. Aber, es ist dies ja Menschenlos, die Zeit ungetrübten Glückes hielt nicht immer vor; jähe umrauschten ihn die schwarzschattenden Schwingen des Leides. Die Wunde, welche der mißglückte Feldzug gegen die Franko-Sarden dem Freiherrn von Kuhn schlug, saß tief und sie vernarben zu machen, bedurfte es dann innerlicher Sammlung, äußerlichen Erfolges. Aber das Leid ward ihm ein Born der Läuterung. Aus ihm heraus wuchs seine Menschenkenntnis, ohne glücklicherweise zur Menschenverachtung umzuschlagen. Immerhin hatte er das „Hosiannah" vernommen, aber auch das „Kreuziget ihn". Er fand sich gefestet und widerstandskräftig für die hohen Aufgaben, die seiner in Zukunft harrten, und so wenig der Glanz, der vorwiegend seine weitere Wirksamkeit bestrahlte, ihn übermütig zu machen vermochte, konnte das Ungemach, das ja auch nicht ganz ausblieb, die Stahlkraft seines so eigenartigen Wesens beugen.

Freiherr von Kuhn war ein Mann des Sturmes und Dranges. Sein Temperament riß ihn fort. Die Gefahr beseligte ihn, wie die Schwierigkeit ihn mit Macht anlockte. Er sah in der Friktion nicht das Hemmnis an sich, sondern das, was notwendig zu überwinden war. Auch mitten im Frieden manifestierte sich seine kriegerische Natur. Selbst seine Freunde fühlten sich manchmal durch seine ungestümen Laute und Gebärden befremdet. Sein Wort klang oft rauh und rüd. Er setzte sich leicht über Formen hinweg, die denn doch berücksichtigt sein wollen. Aber auch wenn im Zorne sein großes Schwarzauge rollte und seine Breitstirne sich runzelte, erkannte doch, wer immer in sein Inneres zu blicken vermochte, das im Grunde so gütige Herz, das von Haß nichts wußte und die Ranküne verschmähte. Ob übrigens die Ausbrüche der Feuernatur des Freiherrn von Kuhn, so sehr sie nach und nach seine Stellung als Rat der Krone unterhöhlen mußten, dem großen Werke der Armeereorganisation in der Zeit der Nöten und der unaufschieblichen Maßnahmen nicht denn doch zu statten gekommen seien, mag dahingestellt bleiben.

Freiherr von Kuhn war mit der Feder nicht minder vertraut als mit dem Schwerte. Er las die Alten im Originaltexte und las sie mit Verständnis. In Behagen löste er Probleme der höheren Mathematik. Er zeichnete und malte in geradezu künstlerischer Vollendung. Sein reiches Wissen, in den militärischen Disziplinen kaum zu ergründen, erstreckte sich auch vorwiegend auf Philosophie und Geschichte, Naturlehre und Soziologie. Gleiwohl erschienen dadurch Tatkraft und Wagemut nicht im geringsten unterbunden. Er glich ganz und gar nicht jenen farblosen Gestalten ohne Fleisch und Blut — unsere Kriegsgeschichte gibt von ihnen trübe Kunde — die, während sie immer Rat suchen, niemals zur frischen Tat gelangen. Schon in seiner Jugend und bis an das Greisenalter betätigte er sich in mannigfacher Weise literarisch. Daß Arago in einem seiner Werke ihn, den subalternen Offizier, namentlich anführt, machte noch seinen Stolz aus, da er die höchste Funktion im Heere bekleidete. Seine Studie über die Euphratbahn ist noch heute beachtenswert. Anonym und pseudonym veröffentlichte er da und dort seine Anschauungen über militärische und politische Angelegenheiten von Belang. Sein Werk über den Gebirgskrieg, fast in alle Kultursprachen übertragen, wird mit Recht als meisterhaft bezeichnet. Er übte scharfe Kritik und vertrug sie.

Freiherr von Kuhn war ein Mann des Fortschrittes und des Freimutes. Seine tiefe Kunde der Natur hatte ihn gelehrt, es sei vergebliche Anstrengung, maßvoller Entwicklung entgegenzutreten. Der philosophische Untergrund seiner Bildung bewahrte ihn vor Engherzigkeit und Intoleranz. Seine Grundsätze vertrat er offen und männlich. Seine Sprache hallte in starken Akzenten aus — obgleich nicht ganz formgerecht und fein stilisiert — machte sie, als auf tiefer Überzeugung ruhend, Eindruck. In den Hallen der Vertretungskörper horchte man mit Spannung auf die geharnischten, zuweilen bis zur Drastik urwüchsigen Darlegungen des Kriegsministers, der das treffende Wort nie zu suchen schien und es so oft zu finden wußte.

Die Leistungen des Freiherrn von Kuhn im Felde verzeichnet die Kriegsgeschichte. Wie er sich als junger Generalstabsoffizier auf dem blutgedüngten Boden Oberitaliens seine Sporen verdient hat, ist in zahlreichen Blättern der offiziellen Schilderung des Feldzuges 1848 zu lesen — immer kehren dort die Namen Kuhn und John wieder. Im Straßenkampfe von Mailand, bei Sta. Lucia, Sommacampagna und Custoza erwies er in hohem Grade Kühnheit und Entschlußkraft. Das Jahr 1859 fand ihn als den General-

stabschef der operierenden Armee. Wie es damals gekommen, daß die Armeeleitung den Erfolg an unsere Fahnen nicht zu knüpfen vermocht hat, liegt jetzt schon ziemlich klar zutage und wird sich wohl in der Zukunft noch mehr aufhellen. Gewiß ist es, daß die Kräfte, welche man bei Beginn des Krieges auf dem Kriegsschauplatze versammelt hat, für die Durchführung des genehm gehaltenen kühnen Operationsplanes nicht entfernt zulangen konnten und daß der beabsichtigte, aber nicht unternommene Feldzug vom Rhein her die Operationen über den Ticin hinaus bedauerlich unterband. Die Verteidigung Tirols 1866 gegen weitaus überlegene Kraft entfesselte in dem Freiherrn von Kuhn hohe Feldherrngaben. Sein klarer Blick über die Natur dieses Krieges und die Eigenheit der Kampfmittel, sein bedächtiges Versammeln der Kraft und ihr wuchtiger Gebrauch im geeigneten Zeitraume, verbunden mit dem kriegerischen Feuer, welches vom Oberkommandanten auf seine Truppen und die tapferen Landesschützen überging, stellen eine Leistung dar, fast kongenial zu nennen den wundersamen Erfolgen des heldenhaften Siegers bei Custoza.

Die unvergänglichen Verdienste des Freiherrn von Kuhn um die Reorganisation des Heeres bedürfen einer eingehenden Darlegung nicht. Sie ist als eine durchgreifende Reform an Haupt und Gliedern zu erachten. Sie erstreckte sich auf alle Zweige des Heeres. Sie steigerte seine materielle Kraft, hob seine Intelligenz, gab ihm wieder Gehalt und Vertrauen. Sie modernisierte sein ganzes Gefüge. Und was nicht verkannt werden darf, sie vollzog sich wie die Reorganisation Scharnhorsts unter Wehen und Wirren, vielfach auf Widerstreben stoßend, alte Traditionen erschütternd, in der Hast, welche eine sorgenschwere politische Situation verursachte, und bei tief gesunkenem Nationalwohlstande. Kein Wunder, daß da und dort die Spuren der Übereilung sich bemerkbar machten und es zuweilen an jener Mäßigung fehlte, welche eine der wesentlichen Eigenschaften des Gesetzgebers bildet. Und so sicher hier die treibende Kraft des Freiherrn von Kuhn sich als der vollauf berechtigte Ausdruck der Lage darstellte, so sicher ist auch die bis zu einem gewissen Grade zurückhaltende Einwirkung des Erzherzogs Albrecht nur als eine höchst gedeihliche zu erachten: Mit regstem Dankgefühle aber mag auch heute noch die Armee und mittelbar das Volk, welchem die Armee entstammt, der Weisheit des allerhöchsten Kriegsherrn gedenken, dessen Entscheidung das Schwankende gefestigt, dem Fortschritte Bahn gebrochen und die alten Ehrentraditionen der Armee unverrückt bewahrt hat. Die Mission des Freiherrn von Kuhn war nun vollzogen; er schied aus

seinem Amte geehrt und gehoben, wie der Sieger vom Schlachtfelde scheidet.

Auch als Staatsmann hatte Freiherr von Kuhn sich zu bewähren. Kurz vor seinem Amtsantritte war eben die dualistische Ausgestaltung der Monarchie erfolgt. Die Einheit der Armee als ein Unterpfand ihrer gedeihlichen Wirksamkeit war sorgsam zu wahren, dabei aber auch den Institutionen der Landesverteidigung Raum zu belassen. Mit einem verhältnismäßig geringen Aufwande mußte das Auslangen gefunden werden, ohne daß die Armee in ihrem Erstarken zurückbleiben sollte. Der freie Ausbau der Monarchie konnte nicht ohne Rückwirkung auf die Armee bleiben, so fern dieselbe auch mit Recht allen politischen Parteistrebungen gehalten ward. Zudem walteten noch von früher Mißverständnisse vor; ein volles Einvernehmen zwischen der militärischen Zentralstelle und den Vertretungskörpern war bislang noch nicht erzielt. Dem Freiherrn von Kuhn ist es größtenteils zu danken, daß die Verhältnisse sich rasch konsolidierten, die Wirkungskreise sich schieden und, soweit es die politisch-militärischen Angelegenheiten betraf, Ordnung und mittels ihrer Festigkeit in den Werdeprozeß kam. Inwiefern weiters Freiherr von Kuhn Gelegenheit hatte, der drohenden Föderalisierung der Monarchie entgegenzuwirken, entzieht sich heute noch der Beurteilung; gewiß ist, daß entscheidenden Ortes sein Rat gehört wurde, und über dessen Inhalt besteht wohl schlechterdings kein Zweifel. Die Kämpfe, welche Freiherr von Kuhn fortan in den gemeinsamen Vertretungskörpern zu führen hatte, bezeugen seine echt konstitutionelle Gesinnung, aber auch die Stärke seiner Empfindung, sobald die Interessen der Armee in Frage kamen. Auf die auswärtige Politik stand dem Freiherrn von Kuhn eine Ingerenz nicht zu; wir wissen indes, daß er, Altösterreicher vom Scheitel bis zur Zehe, sich nur schwer in den Gedanken des Verlustes der deutschen Stellung zu finden verstanden hat.

Die loyale Untertanentreue des Freiherrn von Kuhn bedarf ebensowenig, wie sein leuchtender Patriotismus, erst einer Bekräftigung. Sie drückt sich in seinem ganzen Verhalten aus. Sie ist auch in dem Freimute zu finden, mit dem er als Rat der Krone stets für seine Überzeugungen eintrat. Sie bedurfte nicht erst der Stärkung durch die hohen Auszeichnungen jeder Art, welche der Kaiser ihm in aller Gnadenfülle verliehen hat. Sie war ihm eingeboren und unantastbar.

Derart gestaltete sich das öffentliche Wirken des Freiherrn von Kuhn aus. Harmonisch reiht sich daran das befriedete Heim, welches er sich schuf und erhielt. Seine Gattin, einst in Anmut

und Liebreiz strahlend, ist im Tode ihm vorangegangen. Kinder und Enkel stehen trauernd an seiner Bahre. Ein einziger seiner Söhne hat die militärische Laufbahn eingeschlagen, in der er kraft seiner Begabung es rasch zum Stabsoffizier des Generalstabskorps*) gebracht hat — möge man von ihm einmal wie dereinst von W. Pitt sagen: „Das ist nicht ein Span vom alten Block, das ist der alte Block selbst."

In dem Augenblicke aber, da sie den Leib des Freiherrn von Kuhn in die grünende Erde betten, wird gewiß an ihm, dem ruhmreichen Heerführer und schaffungskräftigen Organisator, das siegesfrohe Wort eines Sonnenhelden lebendig: „Non omnis moriar!"

Vizeadmiral von Tegetthoff.**)

„A great man, who never sought nor shunned greatness, who found glory only, because glory lay in the plain path of duty". (Macaulay.)

Ich hatte dereinst das Glück, dem Vizeadmiral von Tegetthoff näher zu treten, als es Männern meiner Stellung sonst gegönnt sein mochte. Es war im Jahre 1868 nach dem Vortrage, den ich im Wiener Militärwissenschaftlichen Vereine über die Reorganisation der preußischen Armee hielt, als der Admiral mich durch den Major von Hilleprandt zu sich beschied und mir Worte der Billigung zollte. Seitdem traf ich den Sieger von Lissa zuweilen im Hause seines Freundes, des Ministers Freiherrn von Kuhn, den er bewundernd „einen geistigen Titanen" nannte, zuweilen auch in seinem bescheidenen Heim, wo er mich stets mit der ihm eigenen gelassenen Liebenswürdigkeit aufnahm.

Die überragende Bedeutung Tegetthoffs begründet und rechtfertigt es, daß ich nun einem weiteren Kreise meine persönlichen Eindrücke zuführe. Mir selbst bleiben sie unvergänglich.

Der Admiral, ebenso gedankenreich als wortkarg, war nicht allein das, was man in einschränkendem Sinne einen „Fachmann" zu nennen pflegt; er hatte vielmehr, wenn auch nicht auf dem Wege gelehrter Schulen, die Bildung seiner Zeit voll in sich aufgenommen. In seinem anspruchslosen, aber fesselnden Gespräche berührte er vielfach die brennenden Fragen der Politik und des Heerwesens. Während ringsumher alles gärte, erschien er gereift und abgeklärt. Weit voran dem Tage und seinen wechselnden Anschauungen, liebte er es in kurzen, scharfen Umrissen die Vergangenheit an die Gegenwart und die Gegenwart an die Zukunft

*) Derzeit Kommandant des Inf.-Rgts. von Bolfras Nr. 84.
**) Erschienen 1891 im „Armeeblatt".

zu knüpfen. Seine Gesinnung war maßvoll, aber entschieden fortschrittlich. Kein Vorurteil trübte seinen hellen Geist. Niemals hörte man von ihm eine der landläufigen Redewendungen; was er sprach, kam aus dem Innern heraus, hatte einen kräftigen Brustton.

Tegetthoff war aus voller Seele Österreicher, dabei ein treuer Sohn seiner bergumgürteten, immergrünen Heimat. Wenn er des Vaterlandes gedachte — und wie gern tat er es — leuchtete sein Auge. Aus der scharfen, fast zornigen Rede wider die Haltlosigkeit manches unserer Staatsmänner und den Kleinmut manches unserer Heerführer brach immer der Laut der Liebe zur heimischen Scholle siegreich hervor. Als einen Deutschen fühlte und gab sich dabei der Admiral unverholen. So duldsam er sonst war, hatte er kein Wort der Billigung für das Ausbiegen, das übermäßige Paktieren einer großen Kulturnation mit den Nationalitäten, die sie durchsetzen und rings umbranden.

Von seiner eigenen Vergangenheit sprach Tegetthoff selten und stets mit vornehmer Zurückhaltung. Nur die Kindertage berührte er gerne mit ihrer Entbehrung und Not; leuchtend stieg daraus das Bild des ernsten, treuen Vaters, der innig geliebten Mutter empor. Nach Worten der Bewunderung schien es ihn nicht zu gelüsten. Was er für sich in Anspruch nahm, war lediglich, in schweren Zeiten das Vertrauen zur guten Sache nicht verloren und männliche Fassung bewahrt zu haben.

Zuweilen gedachte der Admiral seines „geistvollen und hochgemuteten" Oberkommandanten, des Erzherzogs Ferdinand Max, „dem er fast alles verdanke, was er vermöge und was er geworden sei".

Die Siegestage von Helgoland und Lissa verknüpfte Tegetthoff nicht, wie es die Mitwelt tat und die Nachwelt tun wird, mit seinem eigenen Namen, sondern mit dem der glorreichen Marine, die er „werden und wirken sah mit Stolz und Hochgefühl".

Die vollste Hingebung, wie in der Tat so in der Gesinnung, bekundete der Admiral für seinen Kaiser und Herrn. Der Mann, dem selbst die Pflicht über alles ging, und dem die Pflicht um so heiliger erschien, je herber sie sich anließ, hatte auch das tiefste Verständnis für die schlichte Tugend des Monarchen, der sich fast alles versagt, um seinen Völkern alles zu sein. Unvergeßlich bleibt mir das schöne Wort, das Tegetthoff einmal in innerlicher Bewegung aussprach: „Als den wahren Lohn meiner Lebensarbeit, einen Lohn, der mir das Herz weitet und die Seele hebt, betrachte

ich nicht die hohe Stellung, zu der ich rasch emporgekommen bin, nicht die Orden auf meiner Brust; ich betrachte als solchen vielmehr den Auftrag, den mir einst in ritterlichstem Zartgefühle mein Kaiser gab, die sterbliche Hülle seines heldenhaften Bruders über die See in die Heimat zu geleiten."

Ein Hauch der Weihe, eine moralische Hebung überkam diejenigen, die mit dem Admiral zu verkehren Gelegenheit hatten. Auch recht nüchtern angelegte Menschen haben da Farbe und Glut bekommen. Denn „so eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen einen öffnet".

Das ganze Gepräge Tegetthoff mahnt an die harmonisch ausgestalteten, die eindrucksvollen Vorbilder des Altertumes. Ihm galt der Schein nichts, die Äußerlichkeit nichts; der Geist unerschrockener Wahrhaftigkeit durchleuchtete sein Wesen. Jede Selbstsucht war ihm fremd, das Strebertum aufs tiefste verhaßt. Niemals eine studierte Miene, niemals Eitelkeit oder Affektation: Rede wie Tat bekundete schlichte Größe in einfacher Form. So umfloß ihn denn auch unwiderstehlich der Zauber natürlicher Hoheit.

Die Erinnerung an den Admiral ist eine der stolzesten meines Lebens; die ehernen Züge des Standbildes, ihm gesetzt in memoriam aeternam, beleben und durchgeistigen sich für jeden, dem die Ehre zuteil ward, dem sieghaften Helden, wenn auch in Demut, zu nahen.

Feldmarschalleutnant Freiherr von Gallina.*)

Das rege Getriebe und der bedeutende Aufschwung in wissenschaftlicher Beziehung rühren beim k. und k. Generalstabe vorwiegend von der Zeit her, da an seiner Spitze General Gallina stand. Ehedem wußte der Generalstab, so bedeutende Kräfte auch sich in ihm vorfanden, kaum voll den Begriff der Wissenschaft zu erfassen, geschweige denn deren hohe Bedeutung für die ausübende Kunst zu würdigen, und was vorher der Generalstab literarisch geleistet hat, wiegt nicht eben schwer.

Die Berufung des Generals Gallina an die Spitze des Generalstabes war unzweifelhaft ein Griff voll Glück und Geschick — denn Gallina war der Mann seiner Zeit. Sie will indes um so höher geschätzt sein, als die Eigenart Gallinas gar nicht leicht zu durchdringen und nach ihrem ganzen Gehalte zu beurteilen gewesen sein mochte. An diesem Manne zwar war alles einfach und schlicht, er war weder Streber noch Poseur; wenn auch geradezu

*) Zugleich „eine Dankesschuld des Generalstabs". Erschienen 1895 im „Armeeblatt".

mit einer Überfülle von Ideen begabt und über das profundeste Wissen in ausgedehnten Gebieten desselben verfügend, trat General Gallina niemals gern mit seiner Persönlichkeit in den Vordergrund.

General Gallina wußte rasch Schule zu machen. Wie selten einer verstand er es, begabte junge Offiziere anzuregen und anzuleiten, sie die beschwerlichen Pfade der Wissenschaft zu führen. Seine strenge Sachlichkeit, das geradezu philosophisch Abgeklärte seines Wesens, die unvergleichliche Ruhe seiner Anschauung und das rührende Wohlwollen, das immerdar sein auf den Grund der Dinge gehendes Urteil begleitete, wirkte auf seine Schüler und Jünger aufs günstigste ein, ermutigte ihr Streben und förderte bei ihnen den Geist unerschrockener Wahrhaftigkeit, ohne den ein gedeihlicher Fortschritt sich nie und nirgends verwirklicht.

Aber nicht genug daran — General Gallina ging auch mit dem eigenen Beispiele sieghaft vor. Das Amt, welches er bekleidete, war verantwortungsvoll, wichtige Geschäfte häuften sich, die Umgestaltung des Heeres vom Grunde aus stellte an den Leiter des Generalstabes nicht geringe Anforderungen — seine Würde hatte offenkundig ihre schwere Bürde: gleichwohl wußte Gallina Zeit, und was noch mehr sagen will, Freiheit des Geistes zu finden, um sich auch in der Wissenschaft schöpferisch zu betätigen und Werke erstehen zu lassen, die in der Militärliteratur an Ursprünglichkeit und Tiefe ihresgleichen suchen. Seine „Armee in der Bewegung" und seine „Verwendung der Streitkräfte" sind in Wahrheit Schriften bleibenden Wertes. Reich entwickelt in ihrem induktiven und deduktiven Teile, mit seltener Weite des Ausblickes, voll Geist und Schwungkraft, dabei den realen Verhältnissen und Bedürfnissen sorgsam angepaßt, atmen sie den reinen und starken Hauch der Wissenschaft und überführen diese lehrsam in das Getriebe des Lebens. Andere Werke Gallinas, minder gekannt, zum Teile zerstreut und nun schwer auffindbar, haben gleichfalls ansehnliche Bedeutung. Gallina ist, wenn man einen Vergleich solcher Art anstellen darf, der österreichische Clausewitz, mit dem er so viele charakteristische Geistesgaben gemein hat, und dessen Schicksal er bemerkenswerter Art teilt, von den Männern des seichten Gedankens und des leichtgeschürzten Wortes gar nicht entfernt verstanden worden. Für seine Ideenfülle bei herabgedämmerter Ausdrucksfähigkeit gibt es wohl kein treffenderes Bild, als jenes des großen englischen Satirikers Swift: „Sind wenig Leute in der Kirche, so finden sie schneller hinaus, als wenn die Kirche übervoll ist."

Es würde nun nach meinem bescheidenen Ermessen für die Armee ein erheblicher wissenschaftlicher Gewinn, für den Generalstab die Begleichung einer Schuld tiefen Dankes sein, es würde allerwärts und nicht nur daheim einen guten Eindruck hervorrufen, wenn man endlich daran ginge, die Werke des Generals, von denen ja einige durchaus nicht mehr zu beschaffen sind, zu sammeln, zu ordnen, neu zu redigieren und angemessen auszustatten. Die Kräfte für diese allerdings mühsame Arbeit werden sich finden, sofern nur der Wille dazu sich findet.

Als der k. und k. Generalstab vor Jahren seinem Chef unvergänglichen Andenkens, dem Feldmarschall Freiherrn von Heß auf dem Zentralfriedhofe in Wien ein würdiges Denkmal setzte, zogen unmittelbar nach dessen Einweihung die versammelten Generalstabsoffiziere, geführt vom Feldzeugmeister Freiherrn von Beck, an das unscheinbare Grab Gallinas und bekränzten es in tiefem Verständnisse dessen, was der Verblichene war und was er geleistet hat. Die wahre Pietät und eine Pietät nach dem schlichten Sinne Gallinas würde aber der k. und k. Generalstab in immer betätigter vornehmer Gesinnung bekunden, wenn er sich statt an die sterbliche Hülle an den Geist hielte, der sie weitaus überdauert, sich hielte nicht an die Person, sondern an die Werke des Verklärten!

Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt.*)

Es könnte scheinen, und es wäre dies ja nur Menschenbrauch, daß das deutsche Volk im frohen Bewußtsein seiner nationalen Einigung uneingedenk sei dessen, was dem Werke der Reichsbildung und Reichsfestigung, es anbahnend, voranging; daß es über das Gewordene vergesse, wie es allmählich ward, vergesse über die großen Epigonen die Ahnen ihres Geistes und ihrer Großziele. Aber es ist dies nicht deutsche Gesinnung noch Sitte. Im Gegenteile! Aus dem leuchtenden Glanzgemälde der Gegenwart taucht um so farbenfrischer das Bild der Vergangenheit hervor mit ihrer unverdrossenen Arbeit, ihrer sorgenvollen Mühe und die deutschen Männer, die in trübster Zeit, in bitterer Not, mutig und stark, um ihr Volkstum gestritten und gelitten haben, finden in der Nation der Denker, fremd dem Neide und der Abgunst, auch heute, da vollzogen ist, was ehedem kaum mehr als ein Traumgebilde erschien, reges, inniges Dankgefühl.

*) Vortrag, gehalten 1892 im Militärwissenschaftlichen Verein.

Zwar weitaus den Vorrang behauptet ohne Zweifel der österreichische Feldherr aus kaiserlichem Blute, der in unvergänglichem Hochruhme den bislang nie Überwundenen überwunden hat. Aber allen anderen, so wacker und preiswürdig sie auch gewesen seien, tritt, was die Ausgestaltung der kriegerischen Idee zur kriegerischen Tat betrifft, als wegweisend und bahnbrechend voran der Heerführer Preußens in den Befreiungskämpfen: Gebhart Leberecht von Blücher. Die Ehren, die man ihm, so lange er lebte, erwies, in ihrer reichen Fülle wohlverdient, die Denkmale, die man ihm nach seinem Tode setzte, aus Erz und Stein von Künstlerhand gefügt, sie sind die äußeren Zeichen der Anerkennung, die ihm ward; aber sie überragt weithin an Bedeutung der innerliche, der beispielgebende Eindruck seiner markigen Taten und des mannhaften Gepräges, dem sie entstammten. Letzteres in seinen Tiefen zu erfassen und es in treuer Wahrheit zu schildern, will ich hiermit versuchen.

Eine Charakteristik Blüchers kann zunächst über dessen Physis, die ja in sein ganzes Wirken beträchtlich einspielt, nicht einfach hinweggehen. Die wohlgebildete Gestalt und die scharf ausgeprägten Gesichtszüge Blüchers malerisch zu beschreiben, darf man sich zwar unbedenklich versagen. Hingegen ist es wohl beachtenswert, daß sein Leib, frühzeitig gestählt, in Kraftfülle und freier Rüstigkeit emporwuchs. Dies ermöglichte es ihm, unter den Anstrengungen des Krieges die Sinne frisch und den Kopf hell zu erhalten. Dies ließ ihn unter mancherlei Widrigkeiten muntere Laune bewahren. Wohin auch seine Unternehmungslust ihn drängte, sein Feuergeist ihn leitete, welchen Grades zäher Ausdauer er auch bedurfte: der Körper war den mühevollen Aufgaben gewachsen, ihm schonungslos auferlegt; wenn auch zeitweilig durch Krankheiten geschwächt und durch Wunden stark mitgenommen, ist er bis an die Neige der Lebensjahre ungebrochen geblieben. Freilich war deren Blüte längst dahin, als an Blücher die umfassenden, die hohen Pflichten des Berufes herantraten. Aber an ihm zeigte sich, selbst da er ein Greis geworden, nichts Greisenhaftes. Er wandelte unentwegt die Bahn rühmlicher Anstrengung; mitten in den Nichtigkeiten des Tages bewahrte er sich den jugendlichen Enthusiasmus eines großen Herzens — wie es die Ereignisse unverkennbar dartun, ist Blücher in den Jahren, da der Schnee frostig das Haupt deckt und die Kräfte nachzulassen pflegen, durch und durch ein Mann geblieben.

Rührte es jedoch vom Mißtrauen her, das er nicht verdiente, oder vom Neide, der marksaugend sich an allem menschlich Hohen emporrankt, gleichviel — Tatsache ist es, daß man immer und

immer wieder dem erprobten Heerführer seinen Wirkungskreis unter dem Vorwande nehmen wollte, er sei bereits verbraucht und überlebt. Dies begann sich schon merklich im Jahre 1809 zu äußern. „Die Herren," schrieb Blücher damals, „haben sich beikommen lassen, mich für einen halben Invaliden zu betrachten, aber ich hole sie jetzt heran." Und beim Ausbruche des Krieges 1813, als der Siebzigjährige in Tatendurst und Siegeszuversicht emporjubelte, erneuerten sich die kläglichen Versuche, „den alten, kranken, rücksichtslosen Mann", wie man ihn zu nennen sich unterfing, kurzweg zu beseitigen. Vollends 1815 unternahm es General von Knesebeck, den Feldmarschall zu freiwilligem Verzicht auf den Oberbefehl zu bewegen; aber als er tastend und zögernd auf die hohen Jahre Blüchers zu sprechen kam, lachte der Alte auf, „was denn das für ein dummes Zeug sei". Und in der Tat war für Blücher die Neige des Lebens nicht die Zeit der moralischen Verarmung und Enttäuschung. Vielmehr durfte, angesichts der unermüdlichen, der nie versagenden Schlagkraft des Feldherrn wahr und wuchtig der Dichter den Sang anheben: „So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein; drum soll er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein!"

Der Intellekt Blüchers will sowohl bezüglich der Bildung als auch bezüglich der Begabung, also nach Stoff und Kraft gewürdigt sein.

Was die Bildung anbelangt, konnte deren Maß, wie man einräumen muß, selbst geringen Ansprüchen kaum genügen. Einem regelrechten, sorgsam durchdachten Lehrgange nicht unterworfen, schöpfte Blücher, was er sich geistig eignete, mehr aus dem Leben als aus Büchern. Er wuchs in freier Luft auf ohne sonderliche Wartung, gleich dem kräftigen Waldbaume, der seine Wurzeln tief in die Erde schlägt, und dessen Stamm von edlem Harze überträuft. Studien im wahren Sinne des Wortes, auch die seines Berufsfaches, hat er niemals betrieben. In die Probleme der Philosophie ist er nicht eingedrungen. Die Elemente der Mathematik waren ihm fremd. In Geschichte und Erdkunde besaß er bloß ein dürftiges Wissen. Er beherrschte seine Muttersprache unvollkommen, noch weit weniger eine fremde Zunge. Was die klassische Philologie betrifft, brachte er es über ein Husarenlatein, wie man es spöttisch hieß, nicht hinaus. Er hätte den Polybios nicht zu übersetzen vermocht und hat auch den „Rückzug der Zehntausend" schwerlich gelesen. Ein Heinrich von Bülow war ihm unzweifelhaft in kritischer Gelehrsamkeit überlegen, ein Massenbach übertraf ihn weit an Kenntnissen. Die hohen Säulenhallen der Wissenschaft waren ihm nicht erschlossen. Prüfungen von der

Art, wie sie heutzutage gang und gäbe sind, möchten ihm wohl beim Emporklimmen selbst zu mäßiger Höhe den Atem benommen haben. Freilich als er 1814 an der Spitze des Heeres in Brienne anlangte, aus dessen Kriegsschule der erste Feldherr des Jahrhunderts hervorgegangen war, meinte er scherzend, „da nun auch ein Examen bestehen zu können", und, indem er eben bei Brienne Napoleon in siegreicher Schlacht daniederrang, bestand er es mit der Tüchtigkeit, durch das stärkste, das tatsächliche Beweismittel bekundet. Und doch darf man ihn als einen Musterschüler keineswegs ansehen.

Ganz anders jedoch verhält es sich mit Blüchers Begabung. Zwar das stolze Attribut eines umfassenden Geistes kommt ihm schlechterdings nicht zu. Was ihm aber an Ausbreitung abging, ersetzte er durch Innerlichkeit und Tiefe. Und er wußte mit seinen Kräften weise hauszuhalten. So hat sich denn seine Befähigung zu allen Zeiten, am meisten in der Sturmnacht drangvollen Geschickes, leuchtend bewährt. Sie war von starker Eigenart und schmiegte sich dennoch enge der Sache an, in deren Dienst sie stand. Sie schoß zuweilen in reichen Strahlen empor. Man erwartete von ihr nie mehr, als sie hielt. Sie erteilte Selbstgefühl, verlangte und verdiente das Vertrauen der anderen.

Obenan aber unter Blüchers Gaben stand der vollendete gesunde Menschenverstand, der die Dinge sicher und behende in ihrem Kernpunkte zu erfassen weiß, der, was unklar ist, klärt und was verworren, entwirrt: im Lebensgetriebe ein wahres Gottesgeschenk und selbst durch hohe geistige Beanlagung anderer Art an Wirksamkeit kaum zu überbieten. Ihm vornehmlich dankt es Blücher, daß er mitten im Dickicht verwickelter und widerstreitender Verhältnisse den rechten Weg einzuhalten vermochte, daß er die Menschen, auch die sich überaus fein gebärdeten, in ihren verborgensten Tiefen durchschaute, daß es für ihn kein Blendwerk gab und keine noch so schlau gelegte Falle. Daran reihte sich eine Lebensklugheit, welche diese Welt ansah, wie sie wirklich war, die ohne den idealen Gehalt der letzten Ziele aufzugeben, doch in realer Einschränkung nur nach dem langte, was nach Zeit und Umständen erlangt werden konnte, anderseits aber niemals sich zur Gesinnungsschwäche oder Wohldienerei erniedrigte. Vielfach und merklich erwies sich schon von Seite des Intellektes her Blüchers kriegerischer Genius: Mochte ihn auch das Brüten über Karten und Plänen wenig anmuten, so war er dafür Meister im scharfen Erkennen der obwaltenden Umstände, sowie im schnellen und treffenden Entschlusse. Die stärkste Gefühlserregung benahm ihm nicht die Urteilskraft; nie mangelte ihm bei überraschender

und bedrängender Lage, was sie allein zum besten wendet: die Gegenwart des Geistes. Mit einem Blicke gleichsam erfaßte er die Beschaffenheit des Geländes, schloß aus dürftigen Nachrichten auf die Absichten des Feindes, ordnete, scharte, befahl sicher und kundig. In der ganzen Lebensführung Blüchers verbanden sich Verstand und Gemüt überaus harmonisch — zu dem klärenden Lichte trat die Glutwärme; ihnen zur Seite standen außerdem ein glücklicher Humor, der auch das Schwere nicht allzu schwer nahm, eine beschwingte, gestaltungskräftige Phantasie und die Begeisterung einer gehobenen Seele, der, wann es immer erforderlich war, das eindrucksvolle Wort nicht versagte.

Weitaus mehr jedoch als die Gaben des Intellektes, zu so reicher Blüte sie sich auch entfalteten, stellten Gesinnung und Charakter Blücher auf die Höhe der weltgeschichtlichen Mission, die unabweisbar an ihn herantrat. Sie bildeten die nie versiegenden Lebensquellen, aus denen der breite, der gewaltig anwachsende Strom seiner Taten den Ursprung herleitete. Sie vom Grunde her klarzulegen, muß man Blücher, wie ich es nunmehr versuchen will, in allen wesentlichen Beziehungen nähertreten.

Entstammt einem edlen, in den Glücksgütern jedoch beträchtlich herabgekommenen Geschlechte, war Blücher, einer nicht zu unterdrückenden Neigung folgend, früh in den Heeresdienst, zunächst in den schwedischen, dann in den preußischen getreten und widmete sich fortan mit Herz und Hand seinem Adoptivvaterlande und dem Berufe seiner Wahl. Mit seinen Obliegenheiten nahm er es ernst und genau. Flott und fröhlich lebte er sonst dahin, gewandt in allen ritterlichen Spielen, ein Freund des Bechers wie des Würfels, schönen Frauen in Glück und Behagen ergeben. Bei einfachen Bedürfnissen verstand er sich nicht sonderlich auf das Kargen und Sparen. Ein guter Gatte und Vater, fühlte er sich doch, da er zeitweilig seinen Abschied genommen hatte, in der Idylle seiner stillen Häuslichkeit beengt und bedrückt; obgleich ihm bei der Landwirtschaft alles nach Wunsch gedieh, lockte ihn unwiderstehlich die öffentliche Tätigkeit an mit ihren Pflichten und Sorgen.

Seine Berufsgenossen fanden in Blücher einen biederen Kameraden, etwas empfindlich zwar und dabei selbst scharf im Urteile, jedoch verläßlich und immer bereit, sein Wort mannhaft zu vertreten. Aber auch mit Menschen, die außerhalb jenes engeren Kreises standen, verkehrte Blücher gern und zwangslos; von Überhebung hat er sich stets fernzuhalten gewußt. An Belegen für sein schlichtes, vorurteilsloses Wesen gebricht es nicht. Bezeichnend ist beispielsweise die Äußerung, mit der er 1816 in Karls-

bad gewissen adeligen Herren entgegentrat, als sie, getrennt von den bürgerlichen, die Siegesfeier von Belle-Alliance begehen wollten. „Das ist einfältiges Zeug," sagte Blücher, „die Söhne von Bürgern und von Edelleuten haben — Gott verdamm' mir — den Krieg gleich wacker mitsammen ausgefochten und darum sollen sie auch jetzt mitsammen tanzen und sollen zusammenhalten und des Sieges brüderlich miteinander sich freuen." Sein anspruchsloser Sinn bewährte sich geradezu rührend in den Tagen des hellsten Glanzes. Alle Ehren und Würden, mit denen man ihn damals überflutete, änderten nichts an seinem einfachen Behaben. Er besaß jenen echten Stolz, der mit der Eitelkeit kleiner Seelen nichts gemein hat. Ihm stand es wohl an, wenn er meinte, „er wisse sich mit den Orden nun keinen Rat mehr, denn er sei schon mit ihnen über und über behangen", wenn er, mit prächtigen Ehrendegen beschenkt, fragte, „was er mit all' den juwelenen Waffen beginnen solle", oder wenn er seiner Gemahlin empfahl, „sich als Frau Feldmarschallin noch einen Diener zu nehmen und überhaupt anständig zu leben". Gefeiert fast in allen Landen und bei seinem Besuche in England umdrängt und umworben, wie man es noch nie gesehen hatte, blieb der alte Held bis zur Demut bescheiden. „Was ist es denn," rief er einst aus, „das ihr rühmt. Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit."

Die Volkstümlichkeit Blüchers kam nicht erst, als der Siegeskranz von seinem Haupte leuchtete; sie wuchs und wuchs vielmehr, je höher die allgemeine Not stieg und je zuversichtlicher man, hoffend und ahnend, auf ihn als den Ritter und Retter des Landes blickte. Und so war es des Volkes und Heeres Stimme zugleich, da Scharnhorst ihm schrieb: „Sie sind unser Anführer und Held, und müßten Sie uns in einer Sänfte vor- oder nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück."

Gleichwohl zählte Blücher, bevor seine großen Erfolge ihn über Mißgunst und abfälliges Urteil emporhoben, in den erlesenen Kreisen nur wenig Freunde. Zwar die Besten der Nation, ein Stein, Schön und Hardenberg, ein Scharnhorst und Gneisenau, schlossen sich an ihn sonder Schwanken und Vorbehalt und er selbst hatte die regste Teilnahme für ihre hochherzigen, dem Gemeinwohle zugewandten Bestrebungen. Aber eben um seiner starken Überzeugungen willen stieß er vielfach auf Abneigung und Groll. Er hinwieder galt nicht als höflich oder fügsam. Sein gerades Vorgehen, seine ungeschminkte, oft rauhe Sprache, die hohen Forderungen, die er pflichtenstreng wie an sich so an andere stellte, und

seine herben, zornigen Ausbrüche gegen alles, was wie Schwäche oder Haltlosigkeit aussah, machten ihn da und dort wenig beliebt und verstimmten unverkennbar Männer von weitreichendem Einflusse. An Winkelzügen wider ihn fehlte es nicht. Man deutete seine manchmal recht unvorsichtigen Worte übel, unterschob ihm eine Gesinnung, die er nicht besaß, legte ihm zur Last, was andere verschuldet hatten. Je weniger man es wagte, dem gefürchteten Manne offen entgegenzutreten, desto unablässiger arbeitete man insgeheim gegen ihn. Und wie die Tatsachen erhärten, nicht ganz ohne Erfolg! Doch er ging erhobenen Hauptes den Weg der Ehre. Er verachtete das Verächtliche. Was jenseits des Rechtes und der Billigkeit lag, vermochte keine Macht der Welt ihm abzuringen.

Freilich den Diplomaten und Bureaukraten war Blücher, der Mann entschiedener Tat, niemals gewogen. Die Erklärung hierfür liegt zur Hand. Er nahm geraume Zeit hindurch die Unschlüssigkeit der Politiker von Beruf wahr, ihr Verkennen des Zieles, ihr Vergreifen in den Mitteln, die kläglichen Ergebnisse ihrer weit ausholenden Aktion. Er durchschaute die kleinlichen, zuweilen auch nicht selbstlosen Beweggründe, von denen sie sich leiten ließen. Er sah befremdet bei der Invasion des Landes die wohlgeschulten, aber engherzig pedantischen Beamten dem Feinde, wenn auch widerwillig, zu Diensten stehen. Er fand in den Angelegenheiten des Staates nichts als zeitraubende Bedenken und kraftlähmendes Verzagen. Und da hielt er denn auch mit seinem Unwillen keineswegs zurück. So äußerte er sich 1813 wie folgt: „Die Narrenpossen der Diplomatiker und das Notenschmieren müssen nun 'mal ein Ende nehmen. Ich werde den Takt ohne Noten schlagen.“ Und 1814: „Nach Paris wollen und müssen wir. Mögen mitsammen munkeln und plauschen da drüben in Chatillon, die Schleicher und Federfuchser, wir wollen alleweil vorwärts und nach Paris.“ — Der drastische Gegensatz seiner politischen Anschauungen zu allem Herkömmlichen drückt sich beispielsweise wahrhaft grotesk aus, wenn er 1815 aus Compiègne schreibt: „Es ist möglich, ja höchst wahrscheinlich, daß Bonaparte mir und Lord Wellington ausgeliefert wird; ich werde wohl nicht klüger handeln können, als ihn totschießen zu lassen.“ — Das Selbstgefühl Blüchers bäumte sich mächtig gegen alles auf, was er als einen Übergriff der Verwaltungsbehörde ansah. Der sonst so anspruchslose Mann konnte da leicht außer Rand und Band geraten. Dies bekundete er — der eigenartige Fall ist gehörig beglaubigt — einst im Verkehre mit dem Staatsminister von Klewitz, in dessen Akten

von einem p. p. Blücher die Rede war. Er ließ ihn derb mit den Worten an: „Exzellenz, seid Ihr des Teufels, mich einen p. p. zu nennen? Für den Soldaten bin ich Vater Blücher und will ich nicht anders heißen; aber für euch Tintenkleckser bin ich Feldmarschall und Fürst. Ihr mögt mir mit eurem p. p. nur noch einmal kommen! Ihr mögt selber p. p. sein, aber ich nicht."

Die Liebe zum Vaterlande und zum Volke war Blücher tief eingeprägt, nie wankte seine Fürstentreue. Sie bewährten sich in ihrer Ursprünglichkeit und Urkraft nicht so sehr zu der Zeit, als es Lohn und Würden zu holen gab; in ihrem hellsten Glanze zeigten sie sich vielmehr damals, als über Preußen Drangsal sondergleichen herangebrochen, als sein Heer zersprengt, sein Gebiet beträchtlich geschmälert, sein Ansehen in aller Welt gesunken war. Offen und rückhaltslos trat da Blücher an die Seite der gedankenkühnen Fortschrittsmänner, deren das deutsche Volk immerdar in Ehrerbietung gedenken wird, und mit ihnen drängte er zu einem großzügigen Verfahren von der Wurzel her. Und während Deutschland, gespalten und gedemütigt, zu Boden lag, ersehnte Blücher heiß, was derzeit zur stolzen Wirklichkeit erwachsen ist, seine frühere Herrlichkeit wieder aufzurichten, dabei die lang erduldete Unbilde zu ahnden und ihm die alemannischen und lothringischen Grenzlande — sein Bollwerk und Ausfallstor — von neuem anzugliedern. Da die Herzen der meisten sanken, behielt Blücher den felsenfesten Glauben an die nationale Wiedergeburt und an den endgültigen Sieg der alten, guten Sache. Im Dunkel der Nacht leuchtete ihm der Morgen heran. Aber er empfand es auch tief, daß ohne äußerste Anstrengung der Bann nicht zu lösen, ein Umschwung nicht zu gewärtigen sei. „Wenn wir," schrieb er dem Könige, „unsern Herd zu verteidigen wissen, so werden wir es wert sein fortzudauern. Unwert der Fortdauer werden wir untergehen." Obgleich er erwog, daß die Macht des Feindes groß und der Geist, der dort leitete, kräftig sei, hatte bleiche Furcht keine Gewalt über seine Seele. Wie ein Donnerwort grollte seine Rede. Und eben als Napoleon auf der Zinne seiner Erfolge stand, umworben und umschmeichelt gleich einem Götzenbilde, rief Blücher in bitterem Zorne immer wieder aus: „Bonaparte muß herunter; ehe das geschehen, will ich nicht sterben. Er muß herunter!" Ihn erfaßte die vis inertiae keinen Augenblick. Er befeuerte die Schwachen. Ihm vertrauten die Starken. Er drängte ungestüm und unablässig zur nachdrücklichsten Gegenwehr. Sein Grimm, der furor teutonicus loderte in hellen Flammen auf. Und als nach der Schlacht von Aspern, dieser unvergänglichen Hel-

dentat, welche die unterdrückten Nationen in Hoffnungsfreude emporjubeln ließ, als auch da der König noch immer zögerte, bat Blücher um seine Entlassung. „Trage Fesseln," schrieb er damals, „wer da will, ich nicht; frei bin ich geboren und frei will ich aus dem Leben scheiden."

Die Loyalität Blüchers, so tief und fest gewurzelt, war nicht an die starren Formen der Konvenienz gebannt, die, wenn man es genau erwägt, doch immerhin ihre Bedeutung besitzen. Er sah in seinem Könige den berufenen Führer des Volkes, seinen Schützer und Schirmherrn. Er gab ihm ehrlichen Rat, auch wenn dieser für den Augenblick nicht erwünscht und genehm schien. Er diente ihm mit dem Aufgebote seiner besten Kraft. Dem Könige hinwieder muß man es hoch nachrühmen, daß er, vielfach verstimmt und verletzt, doch für die feindseligen Einflüsterungen gegen Blücher kein Ohr hatte und stets im Entscheidungsmomente ihn als denjenigen hervorzuholen wußte, der wie kein anderer die Fähigkeit besaß, ihn günstig zu gestalten. Die Leiden der königlichen Familie bewegten den rauhen Soldaten bis ans Innerste. Als sie mitten im Winterfroste nach Memel flüchten mußte, bebte er vor Entrüstung. Zu seiner edlen Königin sah er in ritterlicher Huldigung empor. Die brutale Kränkung, die ihr Napoleon in Tilsit bereitete, fachte seinen Zorn aufs höchste an, bis zum Racheschwur, unauslöschlich gleich dem des großen Lybierfürsten. Da sie, von der ganzen Nation tiefbetrauert, in der Blüte ihrer Jahre dahinging, klagte er, in Schmerz gelöst: „Ich bin vom Blitze getroffen. Der Stolz der Frauen ist von der Erde geschieden. Sie muß für uns zu gut gewesen sein."

Eingehende Betrachtung erheischt naturgemäß das Verhalten Blüchers in seiner Eigenschaft als militärischer Befehlshaber.

Feind des übertriebenen Formenwesens und auch im Frieden stets den Krieg mit seinen einfachen, aber entschiedenen Postulaten vor Augen, verlangte Blücher, indem er sich selbst bis an die Grenze menschlicher Kraft Leistungen auferlegte und abrang, von seinen Untergebenen viel, verlangte es ernst und unbeugsam. Ihm war keine Beschwerlichkeit zu groß, keine Entbehrung benahm ihm die Tatenfreude; vom Felde der Gefahr konnte ihn auch Krankheit und Verwundung auf die Dauer nicht fernhalten. Gleich einem Vater sorgte er für seine Truppen, ertrug mit ihnen willig Sonnenbrand und Winterkälte, teilte oft ihr karges Mahl, ihr hartes Lager. Nie zeigte er sich launenhaft, nie unbillig. Er hielt streng auf Manneszucht, aber er förderte auch, was sie trägt und hebt: das

Gefühl lauterer Ehre und den Stolz männlicher Gesinnung. In die Gedankenwelt seiner Soldaten wußte er sich leicht zu versetzen und sprach ihre Sprache zuweilen in ihrer ganzen Urwüchsigkeit. Seine bündige Rede schlug nicht selten ein, wie in die Pulvertonne der zündende Funke; ihre Logik war eigenartig, ihr Ton gemütvoll. „Kerls," rief er einmal der aus dem Gefechte zurückkehrenden Truppe zu, „ihr seht aus wie die Schweine, aber ihr habt auch den Feind geschlagen." — „Diese Kanonen," erklärte er anschaulich einer wankenden Abteilung, „tun uns keinen Schaden mehr, wenn wir sie haben. D'rum im Sturm auf sie los!" — „Vorwärts, Kinder," apostrophierte er 1813 seine schwarzen Husaren, „und gut ausgehalten! Wer nicht siegt, muß in der Elbe ersaufen, ihr Mordskerle und Schwerenöter! Denn die Brücken lasse ich hinter uns abbrennen." — „Es heißt wohl," meinte er beim Anmarsche auf Belle-Alliance, „es geht nicht; es muß gehen, Kinder, wir müssen vorwärts. Ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen, hört ihr wohl, und ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll." — Und ebenda, als der Regen die Erde bis zur Grundlosigkeit erweichte: „Scheltet mir den Regen nicht; das ist ja unser Alliierter von der Katzbach — da ersparen wir dem Könige wieder viel Pulver."

Selbst die Schwächen, die Blücher anhafteten, sein Bechern und Kartenbiegen, sein Wettern und Fluchen erschienen in den Augen seiner Krieger nahezu als Vorzüge. Sie rechneten es ihm auch hoch an, daß er selbst in seinen Zornausbrüchen als gutlaunig und treuherzig sich bekundete.

Die Kunst des Befehlens verstand Blücher aus dem Grunde. Ein Wort, ein Wink genügten manchmal; weitschweifige Anordnungen mit vielen „Wenn" und „Aber" waren nicht nach seinem Geschmacke. Dafür beließ er auch jedem die gebührende Selbständigkeit und ersparte niemandem die Verantwortung, die sich notwendig daran knüpft. Auch die unbotmäßigsten seiner Generale lernten bald Ordre parieren. Man kann seine Gabe, die Feldherrnwürde zu festigen, am besten den Verhältnissen beim Beginne des Feldzuges 1813 entnehmen, da der empfindliche Sacken und der gekränkte Langeron unter ihm die Korps führten, während ihm zur Seite der schlaue, aalglatte und immer besondere Ziele verfolgende Kronprinz von Schweden operierte. Selbst dem alten York, zwar hochverdient, aber krankhaft verbittert, wußte er in guter Art beizukommen. „Der York," urteilte er, „ist ein giftiger Kerl, er tut nichts als raisonnieren; aber wenn es losgeht, dann beißt er wie keiner." Und als dieser 1814 im Unmute über die

Zauderstrategie Gneisenaus, der den erkrankten Blücher vertrat, sein Kommando niederlegen wollte, schrieb ihm sein hochherziger Feldherr wie folgt: „Alter Waffengefährte, verlassen Sie die Armee nicht, da wir am Ziele sind; ich bin ja selbst sehr krank und gehe, sobald der Kampf vollendet ist.“ — Kein preußischer General ist von seinen Kriegern höher verehrt, inniger geliebt worden als Blücher, der von ihnen, auch was unmöglich schien, begehren konnte, und dessen Heldentrotz auch im geringsten seines Heeres leuchtenden Abglanz fand.

Das Benehmen Blüchers gegen seine Vorgesetzten ist nicht immer tadellos zu nennen. Namentlich in jungen Jahren führte das überschäumende Kraftgefühl ihn manchmal zu Ausschreitungen ganz unzulässiger Art. Man weiß, daß er einst Anstalten traf, den ihm überordneten General aus dienstlichem Anlasse zum Zweikampf zu fordern. Als er 1773, nicht ohne eigene Schuld, in der Beförderung zum Major übergangen wurde, bat er mit folgenden Worten um seine Entlassung: „Der von Jägersfeld, so kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen; ich bitte Eure Majestät um meinen Abschied.“ Friedrich II. befahl damals, Blücher so lange in Haft zu halten, bis er sich eines Besseren besinne. Nach neun Monaten erneuerte dieser seine Bitte, worauf der König kurz entschied: „Der Rittmeister von Blücher ist aus dem Dienste entlassen und kann sich zum Teufel scheren.“ Und so blieb der Mann zwölf Jahre außer Dienst und ging ihm nur durch einen günstigen Zufall nicht gänzlich verloren, welchem es später gegönnt war, die tief gesunkene Waffenehre Preußens glänzend aufzurichten, der das Heer zweimal nach des Feindes Hauptstadt führte, in welche dieser im Hohne Degen und Hut des großen Königs als Trophäe gebracht hatte. Wahrlich eine Sache, die zu denken gibt!

Über das Verhältnis Blüchers zu seinem Generalstabe finden sich Irrmeinungen in Fülle; sie zu berichtigen, ist von Belang. Nie gab es in der Tat bessere Männer, als diejenigen, die Blücher als Gehilfen zur Seite standen, als sein Scharnhorst und Gneisenau: sorgsam und gewandt, großen Ideen erschlossen und felsenfest in ihrer Anhänglichkeit an die Sache, der sie dienten, wie an den Feldherrn, der sie vertrat. Nichtsdestoweniger waren sie es keineswegs, die ausschließlich oder vorwiegend Ziel und Weg des kriegerischen Verfahrens bestimmten, die ihren Führer gleichsam wie eine Drahtpuppe hinter sich herzogen; von ihm ging zuvörderst der Geist aus, der die Idee befruchtete und die Tat gestaltete. Blücher allerdings in seiner erhabenen Neidlosigkeit kargte

niemals in der Anerkennung derer, die er als treue Genossen ans Herz schloß, er hielt ihr Urteil hoch und gab, was die operativen Angelegenheiten betraf, ihnen, und nur ihnen bereitwillig Gehör. Er war ja gar nicht danach angetan, ihr Verdienst zu schmälern oder zu verschweigen. So meinte er denn, als die Universität Oxford ihm den Doktortitel verlieh, man müsse Gneisenau nun zum Apotheker machen, da sie beide nun doch einmal zusammengehörten. Aber sich selbst behielt der Feldherr stets die Entscheidung vor, das letzte Wort, den Befehl in aller Schärfe und Eindringlichkeit. Er detaillierte nicht, griff nicht vorzeitig ein, ließ durch eingehende Arbeit seines Stabes die Dinge klären; wenn es jedoch zwischen widerstreitenden Verfahrungsarten wählen hieß, festsetzen, was keiner Änderung dann mehr unterlag — dann war er es immer, der, wenn auch nicht eben in technisch verfeinertem Ausdrucke, das Machtgebot aussprach, und dessen Entschluß zur Geltung kam unwiderruflich wie unwiderstehlich. Auch an Kritik, wohlwollend oder geschärft, ließ er es bei seinem Stabe keineswegs fehlen. So charakterisierte er ihn 1813 folgendermaßen: „Nun ist leider unser guter Scharnhorst dahin, glauben Sie mir, eine verlorene Schlacht wäre kein größerer Verlust für uns gewesen, nun ist Gneisenau noch da, geht der auch ab, so folge ich lebendig oder tot; denn mit Herrn von Knesebeck treffe ich in einigem nicht überein, noch weniger mit Herrn von Krusemark, der letztere hat zu viel Pariser Luft eingesogen.“ Und 1814 sprach er sich nach der Niederlage von Champeaubert in sehr verständlicher Weise gegen Gneisenau und Müffling, wie folgt, aus: „Wir sind in die —gasse gekommen. Wollen aber wieder heraus und vorwärts; doch muß ich bitten, ihr Herren, keine solche Schweinerei wie die letzten Tage.“ Alles in allem genommen, standen jedoch Blücher und sein Generalstab niemals in irgend einem bedenklichen Gegensatze; vielmehr lag im vollen Einvernehmen ihrer Wirksamkeit eine der wesentlichsten Vorbedingungen der großen, der durchgreifenden kriegerischen Erfolge.

Und nun zum Kriegsverfahren Blüchers, das ich nur in allgemeinen Zügen darlegen werde. Als Reiterführer erwies er sich in hohem Grade unternehmend und überaus schneidig, dabei voll List und Verschlagenheit, behende jeden Vorteil ausnützend, eher wagend als wägend: ein würdiger Schüler des alten Zieten. Als höherer Befehlshaber und auch als Oberkommandant war er mehr Taktiker als Stratege. Seine Operationen gestalteten sich einfach und natürlich; das Überkluge und Verkünstelte stand ihm nicht an. Er sah stets auf das Nächste, das

Erreichbare, aber er wußte den Teilerfolg geschickt an das Ganze zu knüpfen. Sein Losungswort hieß „Vorwärts!“ und die Linie war ihm die beste, die rasch und sicher an den Feind heranführte. Er schlug zu, wo er konnte, und schlug wuchtig zu. Die Initiative nahm und behauptete er, wo immer dies in seiner Macht lag. Im Angriffe kühn, in der Verteidigung zäh, in beiden beharrlich, nie ohne äußerste Nötigung den Rücken kehrend und in der Verfolgung rastlos bis zum Einsetzen des letzten Hauches von Menschen und Pferden, dabei ganz und gar unempfindlich gegen jede Einschüchterung, hielt er den Marschällen Napoleons, ja diesem selbst standhaft und ehrenreich das Feld. — Seine ganze Kriegführung richtete sich nicht so sehr nach abstrakten Grundsätzen, als nach den gegebenen Umständen und den eintretenden Wechselfällen. Er war ein Stratege im Sinne Bülows, wenn ausnahmsweise das exzentrische Ausweichen wirklich geraten erschien; er war ein Stratege im Sinne Jominis, weil er, wo es immer anging, in den entscheidenden Raum entscheidende Kraft brachte, und er war vor allem ein Stratege im Geiste eines Clausewitz, denn in ihm lebte und trieb das moralische Element — die pars divina der Kriegskunst — mächtig und wirksam. Befand er sich auf der inneren Linie, so setzte er alles daran, die feindlichen Armeeteile auseinanderzuhalten und einen nach dem anderen zu werfen; befand er sich auf einer äußeren Linie, so drängte er unaufhaltsam zur Vereinigung und zu gemeinsamem, taktischem Schlage. Er kannte die Schwächen verbündeter Heere und wußte sie bald durch kühnen Mut, der die anderen mitriß, bald durch besonnene Selbstverleugnung zu mildern. Raum und Zeit nützte er verständig aus, immerdar jedoch überwog ihm die Rücksicht auf die lebendige Kraft. Seine Unternehmungen sind nicht stets geglückt, dem Siege folgte zuweilen die Niederlage. Aber selbst dann bewahrte er Haltung und Fassung; er bedachte, daß auch im blutigen Ernste des Krieges die Würfel nicht alle Tage gleich fallen, und er spannte jeden Nerv an, die Ordnung herzustellen, das Gefüge zu festigen, den Geist wieder zu beleben.

Die Mitteilungen Blüchers aus dem Felde her, an wen immer sie ergingen, bezeichnen, neben seiner schlichten Denkungsart, das strenge Pflichtbewußtsein, das nicht nach Lob und Lohn fragt — sie sind naiven Tones und anschaulich bis zur Greifbarkeit. So ließ er sich beispielsweise über das Gefecht bei Goldberg wie folgt vernehmen: „In diesem Augenblicke habe ich die Franzosen derbe ausgehauen, sie haben 2000 Mann und sechs Kanonen verloren, auch Gefangene; ich bin gesund und schreibe dies unter

Toten und Lebendigen.“ So berichtet er 1814 launig: „Wo ich jetzt bin, wächst der beste Champagner; er wird hier vom General und vom Packknecht getrunken, mir bekommt er auch ziemlich gut.“ So lauteten seine Worte nach Belle-Alliance folgendermaßen: „Was ich versprochen, habe ich gehalten. Den 16. wurde ich gezwungen, der Gewalt zu weichen, den 18. habe ich mit meinem Freunde Wellington Napoleon den Garaus gemacht; wo er hingekommen, weiß kein Mensch, seine Armee ist völlig en deroute, seine Artillerie in unseren Händen.“

Man vergegenwärtige sich nur, um Blüchers ganze Bedeutung zu würdigen, die gewichtigsten Momente seiner kriegerischen Laufbahn! Wie er 1806 mit seinem schwachen Heereshaufen, weite Landstrecken durchmessend und drei feindliche Korps hinter sich herziehend, endlich Lübeck erreicht, nachdem er kühn und ungebrochen sich immer vom neuen gestellt hat, bis er dann endlich mit Zähneknirschen und nur darum sich ergibt, weil es ihm gänzlich an Brot und Munition mangelt. — Wie er 1813 an der Katzbach in wildem Wettersturme seine Soldaten mit dem Bajonette und Kolben — denn das Pulver war unbrauchbar geworden — über den verhaßten Feind herfallen und ihn den steilen Talrand der wütenden Neisse hinabwerfen heischt, durch Gebärde, Wort und Beispiel die kaum ausgebildeten, etwas verschüchterten Krümper zu heldenmäßigem Ringen fortreißend. — Wie er vor Leipzig ganz im Sinne des Trachenberger Kriegsplanes, freilich wie seine energische Denkart ihn deutet, zu verfahren weiß, sich dem Gefechte entzieht, wenn Napoleon es um jeden Preis sucht, und es ihm aufdrängt, sobald jener ausweicht, bis zuletzt das Wutgefühl und der Racheschrei seines großen Gegners sich in Ohnmacht und fatalistische Ergebung auflösen. — Wie er 1814 die schwerste Bürde auf die eigenen Schultern ladet, von ihm die kühnsten, die durchgreifenden Entschlüsse ausgehen, er nicht ermüdet und ermattet, bis er zu seinen Füßen die Glockentürme der Notre-Dame erblickt. — Wie er endlich 1815, Hilfe zu bringen und Entscheidung zu geben, von Ligny nach Waterloo eilt, von einem Schlachtfelde zum anderen, wie er, erschöpft und wunden Leibes mit den Seinen unaufhaltsam vordringt bei Regen und Sturm in aufgeweichtem, fast grundlosem Boden.

Derart erschien Blücher als Feldherr; als Organisator hat er sich nicht erprobt. Er wußte indes die Neugestaltung des Heeres in tüchtigen Händen. Und er besaß auch in dieser Richtung gesunde Ideen voll Schwung und Voraussicht. Man entnimmt dies beweiskräftig einem Schreiben, das er 1807 an Gneisenau

richtete: „Gehen Sie hin," heißt es da, „von meinen besten Wünschen geleitet. Ich ahne, wozu Sie bestimmt sind, und freue mich darüber. Grüßen Sie mir Freund Scharnhorst und sagen Sie, daß ich es ihm ans Herz lege, für eine Nationalarmee zu sorgen. Dies ist nicht so schwierig als man denkt: Vom Zollmaß muß man absehen, niemand in der Welt darf exemiert sein und es muß jedem zur Schande gereichen, daß er nicht gedient hat, es sei denn, daß ihn körperliche Gebrechen daran hindern. Die unnützen Pedanterien mag der Soldat ganz vergessen. Die Armee muß in Divisionen geteilt, die Division von allen Truppen komponiert sein und im Herbste miteinander manövrieren. Da haben Sie mein Glaubensbekenntnis; geben Sie es an Scharnhorst und schreiben Sie beide Ihre Meinung!"

Aus der vorliegenden Schilderung tritt nun klar und scharf das Gepräge Blüchers hervor; in den Eigenschaften der Kühnheit und Beharrlichkeit wurzelt es. Sie betätigen sich im politischen Wirken wie im militärischen. Sie streuen die Saat aus, der die Ernte entsprießt. Indem sie zuweilen für den Augenblick hemmen, fördern sie stets auf die Dauer.

Die Kühnheit Blüchers entstammte offenkundig seinem erregbaren Blute, der Stärke und Spannkraft seiner Nerven. Flammende Leidenschaft durchwogte ihn nicht selten; er war wie ein brausendes Wetter, wenn er losbrach. Das Erforderliche schien ihm auch immer durchführbar. In seiner Brust schlug ein tapferes Herz. Schwierigkeiten lähmten ihn nicht. Hindernisse wußte er zu beseitigen. Widerstand reizte ihn. Sein stets reges Selbstgefühl ließ ihn keine Überlegenheit scheuen. Unerschrocken trat er dem großen Schlachtenmeister entgegen. In dem unbezähmbaren Manne sah, tiefen Blickes, Napoleon die Seele der ihm dräuenden Gefahr. Blücher suchte den Kampf und in ihm die Fährnis. Man fand ihn oft, wo es am heißesten herging; fast gewaltsam mußte man ihn manchmal aus dem Handgemenge entfernen und an den Platz bringen, der dem Feldherrn zustand. Noch als Feldmarschall konnte er mitunter dem Drange nicht widerstehen, an der Spitze attackierender Schwadronen einzuhauen.

Blüchers Beharrlichkeit ist von wenigen erreicht, von niemandem übertroffen worden. In dem, was er für gut hielt, schwankte er niemals. Seine Maßnahmen entwickelten sich in strenger Folgerichtigkeit. Fest, sicher, raumgreifend war sein Schritt. Unbezwinglichen Gemütes beugte und bog er sich nicht. Sein Wille behauptete sich unter mächtigen Gegenstrebungen und überdauerte die Ungunst der Zeiten, das Ungemach der Lage. Was er nament-

lich im Felde einmal begann, suchte er auch zu vollenden; mißlang sein Vorhaben, so nahm er es in besserer Zeit unentwegt wieder auf. Im Schlachtengewoge blieb er unerschütterlich und zähen Beharrens. Aus der Niederlage bei Craonne erwuchs ihm der Sieg von Laon, an Ligny reihte sich ruhmvoll Belle-Alliance an. Er durfte ohne Überhebung von sich sagen: „Mir ist Großes anvertraut worden; ich habe das Meinige redlich getan und bin dafür reich belohnt. Mein Tagewerk ist aus."

Mit den eben hervorgehobenen Eigenschaften Blüchers untrennbar verbunden sind der Freimut seiner Rede und sein Drang nach Taten.

Der Freimut Blüchers ist vielfach bekundet. Mag man diesem auch, wie es geschehen ist, einen beträchtlichen Grad von Verstellungskunst beimessen und die Schlauheit, die Blücher in seinen militärischen Unternehmungen an den Tag legte, auf sein sonstiges Verhalten übertragen: Es geht doch unstreitig durch sein ganzes Leben ein starker Zug der Biederkeit, des Geradsinnes, der lauteren Wahrheit. Er heuchelte und schmeichelte nicht. Daß er kein Ohr für böswillige Einflüsterung hatte, daß er „Gebärdenspäher und Geschichtenträger" weit von sich abhielt, stellt nur den vollen Einklang her mit seiner unumwundenen Sprache, die hart bis an die Grenze des Zulässigen reichte. Sie hallte in kräftigen Tönen aus. Sie nahm den Geist der Stunde wahr. Blücher selbst hat stets auf die siegende Macht seines kühnen Wortes fest vertraut. „Können Sie," schrieb er 1809 an Gneisenau, „es im Vereine mit Scharnhorst dahin bringen, daß ich nach Königsberg entboten werde, so ist vieles gewonnen; ich spreche mit dem Herrn ehrerbietig, aber auch offen und frei, und die niedrig, schwach und schlecht Gesinnten sollen schon schweigen, wenn ich da bin."

Den Tatendrang Blüchers erhärtet die Geschichte. Von Natur aus ihm eigen, wuchs er an mit den Pflichten, die ihm oblagen, mit den ihm erteilten Befugnissen, mit der Verantwortung, welche er trug. Sowie der Ruf erklang, trat Blücher in die Vorderreihe und darüber hinaus. An den einen Erfolg knüpfte er den anderen. Ihm schien nichts getan, so lange noch etwas zu tun erübrigte. Er sah mehr auf das Ziel als auf den Weg dahin. Als die große französische Armee zerschellt über den Niemen flüchtete, schrieb er: „Mich juckt's in allen Fingern, den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nicht Seiner Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Fürnehmen ist, alles Franzosenzeug mitsamt dem Bonaparte und seinem ganzen Anhang vom deutschen Boden hinwegzutilgen, so scheint mir, daß

kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens wert sei." Und im Beginne des Jahres 1813, als der heißersehnte Augenblick der befreienden Tat herannahte, äußerte er sich folgendermaßen: „Ich kann allerweile nicht stille sitzen und die Zähne zusammenbeißen, wenn es sich um das Vaterland handelt. Laßt das —zeug von denen Diplomatikern zu allen Teufeln fahren; warum soll nicht alles aufsitzen und los auf die Franzosen wie das heilige Donnerwetter? Die dem Könige vorschlagen, noch länger zu zaudern, sind Verräter an ihm und des Totschießens wert. Denn derweil wir hier schwatzen, haben die Franzosen Zeit und Gelegenheit, ihren Dienst und ihre Armee wieder einzurichten, und darum sag ich: Marsch und auf und den Degen dem Feind in die Rippen!"

Neben diesen hervorleuchtenden Tugenden Blüchers sind noch andere zu nennen, entsprungen mehr den zarten, als den starken Seiten des Charakters und doch auch wie sie ein Ausfluß der Manneskraft: sein schlichter, tiefgewurzelter Gottesglaube, seine Humanität, das Rechtsgefühl, das ihn Unbilde weder üben noch dulden ließ, der Freisinn seiner durch einen harten Lebenskampf geläuterten Anschauung und die unverbrüchliche Treue gegen diejenigen, die, wenn auch nicht gleichen Schrittes, doch desselben Weges mit ihm gingen. Es war jedoch die Konzentration aller Gaben des Geistes und Gemütes auf e i n Ziel, es war die vollendete Einheit des Wollens und Wirkens, welche seine Größe begründet und gefestet hat. Von ihm galt, was der öffentlichen Tätigkeit eines zu hohen Aufgaben berufenen Mannes erst Raum erschließt und Bestand verleiht: „Quidquid vult, id valde vult!"

— — — — — — — — — — — — — —

Wohl hat Deutschland kürzlich u n t e r a n d e r e r F ü h r u n g kriegerische Erfolge aufzuweisen, stolz und gewaltig, wie deren die Geschichte nur je gedenkt. Der Sieg bei Wörth steht nicht dem an der Katzbach nach, die Kämpfe um Metz wurden mit eherner Beharrlichkeit ausgerungen, wie einst die um Dresden und Leipzig und die Katastrophe bei Sedan überragt zweifellos jene von Belle-Alliance an Umfang, wenn auch nicht an Tiefwirkung. Trotz gesteigerter Widerstandskraft wurde die Hauptstadt der Franzosen bezwungen wie ehemals. Reich war die Siegesbeute und kaum zu zählen die Zahl der Gefangenen. Was in Anlage und Durchführung des Krieges zu leisten ist, ward geleistet.

Grundverschieden, wie das kühne, stürmische Verfahren des flammenden Blücher sich darstellt, von der ruhigen, kühlen, aber in unerbittlicher Folgerichtigkeit sich betätigenden Aktion des schweigsamen Moltke, haben beide doch, und beide an der Neige

ihres Lebens, zielbewußt und tatenfreudig, der Sache ihres Vaterlandes sieghaft Bahn gebrochen. Das Verdienst so unvergleichlicher Männer bis ins einzelne herab zu vergleichen, ist nicht geboten noch geraten. Wie man aber immer hierüber urteile, der Gedanke läßt sich denn doch nicht abweisen, daß im jüngsten Kriege die Führer des Heeres ganz in dem Geiste zu handeln wußten, der seit des zweiten Friedrich Tode mehr als irgend einen anderen deutschen Heerführer den Feldherrn der Befreiungskämpfe erfüllt hat: im Geiste bewältigenden Ernstes und stahlharter, unbeugsamer Pflichttreue.

Und so bleibt denn Blücher, der Alte voll herrlicher Jugendkraft, der Nation, der er entstammte, immerdar, als was in glücklichem Ausdrucke ihn Volksmund und Königsdank bezeichnet haben: der Feldmarschall Vorwärts und in des Wortes ganzem Vollklange ein Fürst der Walstatt!

Karl Ludwig Schulmeister, der Hauptspion Napoleons I.*)

Kein anmutendes und lockendes Gewerbe fürwahr: die Spionage, obgleich ihr, beiläufig bemerkt, kein Schulzwang vorangeht und sie nicht einmal den Befähigungsnachweis zu erbringen hat. Die es betreiben, was sind sie?.... Arme, schluckerhafte Gesellen, in Acht und Bann getan, fortwährend im Bereiche der Fangarme lauernder Gefahr, umwittert ganz von der Stickluft des peinlichen Hochgerichtes. Die Prozedur, einmal wider sie eröffnet, leidet ganz und gar nicht an juristischer Schwerfälligkeit. Die Anklage überholt und übertönt die Verteidigung, der Urteilsspruch ist rasch gefällt und rasch vollzogen.

Und doch — o Kampf ums Dasein, du Urgesetz! — fehlt es auch einem solchen Gewerbe nicht an Dienstbeflissenen. Sie drängen sich heran, drängen sich hervor, wetteifern in Anerbietungen und Zusagen. Und neben reichlichem Angebot auch reichliche Nachfrage. Sind doch die Postulate an die Brauchbarkeit eines Spions immerhin beträchtlich. Was der alles soll!.... Er soll die obwaltenden Verhältnisse kennen und die Menschen; soll den intuitiven Blick des militärischen Fachmannes haben; zu seiner List soll die Verwegenheit sich gesellen. Man traut ihm selten recht. Was er auch immer leiste, warum, meint man, nicht mehr geleistet? Die Wahrheit fordert man von ihm; sie zu ergründen, welches Gewebe an Ränken muß er spinnen!

*) Vortrag, gehalten 1897 im Wiener Wissenschaftlichen Klub und erschienen im „Fremdenblatt".

Gleichwohl verwendet jede Armee Spione, kann sie gar nicht missen. Rekognoszierungen führen meist zu geringen Ergebnissen. Erfahrungsgemäß bringt die aufklärende Kavallerie, was wirklich von Wert ist, spät, wenn nicht zu spät. Die gute Nachricht eines einzigen Spions erhellt dagegen manchmal wie der Blitzstrahl den dunkelnden Gesichtskreis und bestimmt vielleicht endgültig den Entschluß, der bislang noch schwankte.

In Würdigung dessen haben nun von jeher einsichtsvolle Heerführer dem Kundschaftsdienste sorgsame Beachtung zugewendet. Niemand mehr als Napoleon I. Durchdrungen von dem Lichtgedanken, daß auch in der Aktion des Krieges „Wissen Macht sei" hat er die Spionage mit dem ganzen Ernste betrieben, der überhaupt zu großem Teile das Geheimnis seiner mächtigen Erfolge in sich schließt. Er freilich, immer auf den Grund der Dinge sehend und nie von Vorurteilen befangen, geht auch hierin einen bedeutsamen Schritt über seine Vorgänger hinaus oder übertrifft sie wenigstens an Entschiedenheit der Aktion..... Inwieferne? Wohlunterrichtet über den Feind sein, denkt er, ist gut; besser aber ists, außerdem den Feind täuschen, verwirren. So macht er sich denn die Wahrheit dienstbar und dienstbar die Lüge. Er streift von den Absichten des Feindes die Hülle ab und zugleich verschleiert er, was er selbst plant. Er rüstet seine Kundschafter mit reichlichen Mitteln aus — kein Rechnungshof hat daran zu mäkeln — informiert sie eingehend, wenn auch unter gebotener Vorsicht. Sie kommen dann in die Lage, dem Gegner anscheinend wertvolle Nachrichten zu überbringen, sein Vertrauen zu erschleichen, ihn ihrem verräterischen Rate — ein Rat ohne die Form des Rates — zugänglich zu machen. Es bleibt hier nichts dem Zufalle überlassen; alles ist streng organisiert und von methodischer Anlage.

Die Personen, welche dem Kaiser der Franzosen als Spione dienten, sind wenig bekannt. Die Archive geben über sie nur geringe Aufklärungen. Wie sie plötzlich aus dem Dunkel hervortauchen, so verschwinden sie auch plötzlich im Dunkel. Sie selbst hüllen sich in Schweigen, suchen begreiflicherweise nicht geschichtlichen Nachruf — ihre Natur artet nach einem Ephialt, nicht nach einem Herostrat.

Den Hauptspion Napoleons indes kennen wir. Sein Name lautet Karl Ludwig Schulmeister. Eine Studie Ferdinand Dieffenbachs, der wir getrost folgen dürfen, gewährt manchen Aufschluß über des Genannten ausgedehnte und zuweilen importante Wirksamkeit: Andeutungen allerdings nur, Fingerzeige, Ver-

mutungen und nichts mehr. Das Wenige jedoch, das man hier erfährt, ist interessant genug; es gibt zu denken. Die Abstammung Schulmeisters — wer fragt heutzutage nicht nach Merkmalen der Ererbung? — ist einigermaßen dunkel; der Name, den er führt, zweifellos erborgt; der Adel, den er sich beilegt, strittig. Geboren im Jahre 1770, erhielt Karl Ludwig eine gute Erziehung und widmete sich zunächst dem Kaufmannsstande. Die Sucht jedoch, sich rasch zu bereichern, führte Schulmeister in absonderliche Bahnen. Er ward Schmuggler, freilich eine gute Vorschule für seinen künftigen Lebensberuf und unter den damals obwaltenden Umständen ein recht einträgliches Gewerbe, bei dessen Betrieb es ihm weder an Unternehmungslust noch an Kühnheit gefehlt hat.

Das Jahr 1805 kam heran, die Zeit der großen Aktion für Schulmeister. Rufen wir uns, soweit es erforderlich ist, die Vorgänge beim Ausbruche des Krieges auf deutschem Boden und innerhalb der Anfangsphase der Operationen ins Gedächtnis zurück!

Das ungestüme Drängen Englands und Rußlands hatte endlich erzielt, was es erzielen sollte: Österreich, in seinen Rüstungen noch lange nicht fertig, eröffnete den Krieg gegen Napoleon ungeachtet der ernsten und tiefgegründeten Einwendungen seines besten Staatsmannes und Feldherrn, des Erzherzogs Karl. Der Operationsplan der Koalierten rechnete mit Kräften, die nicht zur Hand, die nicht einmal völlig bereitgestellt waren: den Russen, deren Spitzen erst die österreichische Grenze erreicht hatten; den Engländern und Schweden, deren weit ausholende Diversion zunächst gar nicht in Betracht kam; den Preußen, noch bei weitem nicht zur Teilnahme am Kampfe entschlossen. Was sich so oft in Schmerzen ereignet hat, ereignete sich abermals: mit aller Welt verbündet, stand Österreich in der Stunde der Entscheidung zunächst allein.

Am 8. September rückte nun die österreichische Armee in Bayern ein und sodann bis an den Illerfluß vor, wo sie — den rechten Flügel an Ulm gelehnt, den linken bis an den Bodensee ausdehnend, die Vortruppen im oberen Schwarzwald und ein Detachement am linken Donauufer bei Ingolstadt und Neuburg — in exponiertester Lage und den Kräfteverhältnissen gemäß zu weiterer Offensive schlechterdings nicht befähigt, der Ankunft der Russen harrte, deren Gros noch mehr als fünfzig Tagmärsche entfernt war und überaus gemächlich heranzog.

Eigentümlich berühren die Verfügungen bezüglich der Befehlgebung in der österreichischen Armee. Nominell stand an ihrer Spitze Erzherzog Ferdinand, während er in Wirklichkeit ganz

und gar an die Willensmeinung des Generalstabschefs Feldmarschall-leutnant Mack gewiesen war, der seinerseits geheim die weitestgehenden Vollmachten erhalten hatte..... Was aber durfte man etwa von Mack gewärtigen?.... In seiner kriegerischen Laufbahn war er von Stufe zu Stufe innerlich herunter- und äußerlich hinaufgekommen und seit dem Feldzuge gegen Championnet das Prototyp des „glorieux vaincu" geworden. In ihm sehen wir einen jener pseudogelehrten Kriegsmänner, bei denen die Stoffülle die Urteilsleere nicht behebt, wie sie, trüben Gedankens, damals fast überall — ich betone es: damals und überall — in der Gewitterschwüle politischer Entscheidungszeit emportauchen: hochmütig über die Maßen, unermüdlich in „Wenn- und Aberprojekten", dabei tatenscheu und ohne Schwung der Seele. Ein Pedant durch und durch, der Marotten voll, auf den wie angegossen das beißende Wort paßt: „Jedermann besitzt gerade so viel Eitelkeit, als er Verstand braucht." Mack zudem war es gewesen, welcher den gesunden und geläuterten Reformplänen des Erzherzogs Karl meist auf Schleichwegen entgegentrat, und dem es sogar gelungen war, den Sieger von Amberg und Würzburg aus der Zentralleitung zu verdrängen, an deren Spitze er, gedeihlicher als irgend ein anderer Nachfolger des Helden von Zenta, gewaltet hatte..... Seltsam, man hat den General Mack in den Zeiten seiner aufsteigenden Macht, wohl sehr euphemistisch, den militärischen Demosthenes genannt, so klar, so wuchtig, so überwältigend erschien die Argumentation seiner Sprache — armer Demosthenes, so möchten wir einwenden, du hattest doch in vollendetster Eigenart das echte Mannesgepräge; du suchtest lieber, dem Schreibrohre das Gift entnehmend, den Tod, als dich dem Feinde zu überliefern.

Napoleon seinerseits hatte nichts verabsäumt, einen kriegerischen Erfolg höchster Bedeutung zu erzielen. Seine Konzeptionen waren gewaltig, aber seine Anordnungen schmiegten sich enge den konkreten Verhältnissen an. Es war ihm zunächst darum zu tun, die Österreicher außer Kampf zu setzen, bevor noch die Russen heranzukommen vermöchten. Seine strategische Front erstreckte sich von Straßburg bis Bamberg; auf der Operationslinie Speyer-Heilbronn-Hall-Ellwangen-Nördlingen-Donauwörth, somit in den Rücken der Illerstellung, gedachte er vorzudringen. Um das Terrain genau zu erkunden, hatte er Murat, Berthier und Savary entsandt. Seine wahren Absichten verschleierte er undurchdringlich. Die Kavalleriereserve bekam den Auftrag, sich zeitweilig jenseits des Schwarzwaldes zu zeigen und durch ihre Streifzüge den Glauben

wachzurufen, die Franzosen würden durch die Defileen des Gebirges zwischen Donau und Bodensee hervorbrechen. Ein Korps sollte über Stuttgart gerade auf Ulm losgehen und die Österreicher in der Front beschäftigen. Napoleon selbst verweilte ostensibel bis hart vor Beginn der Operationen in Straßburg. Die sorgsam durchdachten Demonstrationen verfehlten ihre Wirkung nicht. Mack hielt den äußersten rechten Flügel der Franzosen für deren linken Flügel; er konzentrierte sein Gros, immer noch Front gegen West, zwischen Ulm und Illerreichheim. Enger und enger zog sich das Netz um den unglücklichen österreichischen Operationsleiter zusammen, sein Bangen nahm von Tag zu Tag zu und seine Entschlüsse schwankten schon bedenklich.

Noch vermochte Mack der drohenden Wetterwolke zu entgehen, dabei zwar Terrain aufzugeben, aber, worauf alles ankam, die Operationsarmee in Ehren intakt zu erhalten und sie ihren Hilfsquellen zu nähern, von denen sie sich vorschnell, ja unbedacht entfernt hatte. Aber nur wenige Tage mehr waren hierzu verfügbar. In dieser verhängnisvollen Phase nun tritt Napoleons Hauptspion in den Vordergrund. Seinen Absichten kam es zu statten, daß Mack weder durch die Echecs bei Wertingen und Günzburg noch durch die fast schon eingetretene Abtrennung des Detachements am rechten Flügel noch auch durch den Anmarsch der Korps Lannes, Murat, Marmont, Bessières sich warnen ließ, und daß er in kaum glaublicher Verblendung den kleinen Erfolg bei Haslach für einen Sieg über die französische Hauptarmee hielt. Schulmeister führte sich in guter Art ein. Er brachte die erste Nachricht über das Anrücken Marmonts an die untere Iller und Soults über Memmingen und erhielt so den Kredit der Verläßlichkeit, dessen er vor allem bedurfte. Jetzt entspann sich zwischen dem Hauptquartier und dem Kundschafter ein reger Verkehr. Mack selbst bezeichnet Schulmeister als „einen seiner vertrautesten Spione", und wenn er auch nachträglich von näheren Beziehungen zu ihm nichts wissen will — es ist erwiesen, daß jener Kundschafter in der Operationskanzlei und bei den höheren Generalen ein- und ausging, Gehör und Beachtung fand, mit Aufträgen konfidentieller Art betraut wurde. Worin aber, muß man fragen, bestand denn eigentlich die Information, welche Schulmeister gab?.... Die Engländer, ließ er vernehmen, seien bereits in Boulogne gelandet, Frankreich erhebe sich unwillig gegen seinen Gewalthaber und Napoleon schicke sich unverweilt an, den Rückzug nach dem Rhein zu bewirken — Märchen, nichts als Märchen, und doch auf wie fruchtbaren Boden fallen diese Keime unausbleiblichen Verderbens!

Nun träumt Mack, geradezu mondsüchtig und wie ein Mondsüchtiger blind gegen wirkliche Gefahr, jetzt, eben jetzt sei der günstige Augenblick, Napoleon anzufallen; nicht *ein* feindlicher Soldat, meinte er, dürfe entkommen. Auf diese Hirngespinste basieren sich die Dispositionen Macks im allgemeinen und insbesondere gründet sich darauf sein famoser „Generalsbefehl zur Verfolgung der Franzosen". Die Einzelheiten der vertraulichen Besprechungen entziehen sich natürlich unserer Kenntnis, über die Tonskala derselben, über Bedenken, die sich etwa geltend machten, und deren Widerlegung weiß niemand näheres; aber die Tatsachen selbst reden eine nur zu deutliche Sprache und erweisen, wie eindrucksvoll die Ratschläge eines niedrigen Soldspiones auf den fassungslosen Mack gewesen seien, der ja, wie er bezeichnend sagt, „sich selbst nicht mehr verstand". Sonderbar, höchst sonderbar wahrlich! *Napoleon verfolgen vor der Waffenentscheidung*, ihn, den Sieger von Montenotte, Dego, Mondovi, Arcoli, Lodi, ihn, der den Ozean überschifft und die Alpen übersetzt, der die bereits verlorene Schlacht von Marengo mit der letzten, eben herangekommenen Division von neuem begonnen hatte — ihn, den Feldherrn höchster Tatkraft und unbeugsamen Beharrens! Und dieser kühne Verfolger wollte und sollte der sein, der erwiesenermaßen bei der Entscheidung dem Kampfplatze fernblieb, welcher nachgerade in der Ohnmacht sich zu rechtfertigen, alles ringsumher verleumdete, wie hoch es über ihm, wie tief es unter ihm stand, und der endlich ganz gebrochen meinte, „man habe ihn, habe den armen Mack einfach zur Schlachtbank geführt"!

Über die trüben Geschehnisse, welche nun folgten, lassen Sie mich ziemlicherweise schweigend hinweggehen; erwähnen will ich nur, *daß Erzherzog Ferdinand, eingedenk seines fürstlichen Blutes, sich an der Spitze einer erlesenen Schar mit dem Degen in der Faust den Weg durch den Feind bahnte, und daß die kaiserliche Armee, unentwegter Treue, einige Jahre darauf in heißem Schlachtengewoge jenes heldenhafte Verhalten bekundet hat, welches der ewiggrüne Feldherrnstab Karls von Österreich und die mächtigen Prankentiere dort vor der Kirche zu Aspern so eindrucksvoll symbolisieren.*

Daß jedoch Schulmeister in psychologisch tiefem Urteile Mack dort zu fassen wußte, wo er am verwundbarsten war, ihn das Unglaubliche glauben machte, daß er dem kindischen Manne mit samt-

weicher Pfote schmeichelte und schmeichelte, bis das Verderben die Kralle in sein Fleisch schlug: ist ihm von Napoleon seinem Herrn und Meister, wohl nicht mit Unrecht, hoch angerechnet und als eine Leistung wirkungsvollster Art angesehen worden..... Wo befand sich nun aber Schulmeister während der Katastrophe? Mack hatte ihn nach Stuttgart entsendet; er sollte erkunden, ob die Franzosen wirklich schon in eiligem Rückzuge begriffen wären — und Schulmeister war von dieser Mission zunächst nicht zurückgekommen. Er wird wohl, wie Dieffenbach andeutet, sich zu Napoleon begeben haben, ihm zu sagen: „Wohlan, Sire, der Moment ist da, die Beute gehört Ihnen, ziehen Sie nur die Schlinge zu!“

Nach der Kapitulation von Wien finden wir — wer möchte dies für möglich halten? — Schulmeister im Hauptquartiere des Feldmarschalleutnants Grafen Merveldt zu Braunau und dort auch mit Kutusow in eifrigem Verkehre. Schulmeister schreibt man es, wohl übertreibend, zu, daß ein Einvernehmen zwischen beiden zu gemeinsamer Operation berufenen Generalen nicht erzielt werden konnte. Und so ward denn der Spion endlich verdächtig, wurde verhaftet und nach Böhmen eskortiert, wobei er jedoch entsprang. Savary, der Leiter des französischen Kundschaftswesens — dies zeigt doch deutlich, welche Rolle Schulmeister bislang gespielt hatte — verschaffte ihm die Anstellung als Generalkommissär für die Polizei der Stadt Wien. Nach dem Friedensschlusse ein zweites Mal in Haft genommen, wurde Schulmeister, wie man sagt, auf Napoleons diplomatische Verwendung hin, bald wieder in Freiheit gesetzt.

Im Feldzuge 1806 überfiel der Kapitän Charles, so nannte sich damals Schulmeister, an der Spitze von 13 Chasseurs die Stadt Wismar und nahm die Offiziere eines starken Detachements gefangen — der glückliche Spion war zum unternehmenden Parteigänger geworden. Bei Friedland (1807) verwundet, tritt er nach rascher Heilung das Amt des Polizeipräfekten von Königsberg an. Im Jahre 1809 scheint man Schulmeister die Leitung des französischen Kundschaftswesens in aller Form übertragen zu haben; bei Landshut, erzählt man, erstürmte er mit einigen Verwegenen die Isarbrücke.

Was sonst etwa von Schulmeister zu sagen wäre, vollzog sich ausschließlich auf politischem Gebiete. Bezüglich der Justifizierung des Herzogs von Enghien — crimen novum et inauditum! — schreibt man ihm die Rolle desjenigen zu, welcher den Aufenthalt des unglücklichen Prinzen verraten hat. Auf dem Fürstentage zu Erfurt fungierte er als Polizeipräfekt.

Napoleon erwies „seinem lieben Charles“, wie er ihn nannte, unausgesetzt Vertrauen und Huld, aber das Kreuz der Ehrenlegion, so angelegentlich Schulmeister es erbat, verweigerte er ihm beharrlich. Das Vermögen Schulmeisters wuchs nach und nach beträchtlich an, er erwarb das Gut Mainau und führte in Straßburg ein stattliches Haus. Seine Gastlichkeit, sein Kunstsinn, sein anspruchsloses und urbanes Verhalten verschaffte ihm Sympathie und verwischte nahezu die Spuren seiner anrüchigen Vergangenheit. In den letzten Lebensjahren verarmte er; zudem waren auch die Quellen seiner eigentümlichen Erwerbsweise versiegt. Das Grab Schulmeisters — er starb im Jahre 1853 — auf dem St. Urban-Kirchhofe wird von Zypressen und jungen Fichten beschattet; wieviel Geheimnisse birgt, so fragt sein Biograph mit Recht, jene schweigsame und verschwiegene Erdenscholle?

II.

Politisches und Literarisches.



Die Grundzüge der internationalen Politik.*)

I. Einleitung.

Ich betrete, meine Herren, heute ein Gebiet, welches viel zu umfassend ist, als daß ich hoffen dürfte, es in der geringen Zeit, die mir zu Gebote steht, und mit der schwachen Kraft, über welche ich verfüge, bis an seine äußersten Grenzen zu durchmessen. Ich kann diese Hoffnung um so weniger hegen je ausgesprochener in mir die Überzeugung lebt, daß auf dem weiten Boden des politischen Feldes noch so vieles brach liegt, und daß der große ordnende Geist erst gefunden werden muß, der aus dem Chaos der zahllosen, der so zerstreuten Gesichtspunkte ein nach klaren, wissenschaftlichen Grundsätzen sich bildendes System herzustellen vermöchte.

Es ist überdies noch eine andere Erwägung, welche mir bescheidene Zurückhaltung auferlegt. Es gab eine Zeit — und ich darf sie wohl nicht in allzu großer Ferne suchen — da die Berührung politischer Verhältnisse seitens eines Militärs ernste Bedenken hervorrief. Ausgeschlossen von der Betrachtung jener obersten Angelegenheiten des Staates, auf deren Grundlage vor allem die Existenzberechtigung unseres Standes gefunden werden mag, vermißten wir nur zu oft in uns selbst das Verständnis für die Größe unserer Mission und mit dem Verständnisse die Erhebung und den Aufschwung, die, indem sie die Kraft bis an die äußersten Fibern anspannen, in Wahrheit Wunder zu wirken befähigen. Wenn nun aber auch die Zeiten andere geworden, wenn geklärte und gemäßigte Ansichten auch hier zur Geltung gelangt sind, so kann doch nimmermehr die Anschauung aufgegeben werden, daß es dem Soldaten am mindesten zustehe, sich ohne Amt und Beruf selbsttätig in das Getriebe der Politik zu mengen, nimmermehr die Überzeugung schwanken, daß die Kraft des höchsten Mittels der Exekutive nur da als eine gefestigte sich darstellt, wo das zersetzende Element der Parteiströmung ihr gänzlich ferngeblieben ist. Immerhin also resultiert auch für mich hieraus eine gewisse stoffliche Beschränkung, wenn diese

*) Vorträge, gehalten 1869—1870 im Wiener Militärwissenschaftlichen Vereine und erschienen 1877 in den „Österr.-Ung. Militärischen Blättern“.

auch nicht so weit geht, überhaupt jede wissenschaftliche Forschung auf dem Felde der Staatslehre, zumal der internationalen Politik, auszuschließen.

Im Verlaufe meiner Entwicklung hoffe ich die unlösbare Verbindung der politischen und militärischen Faktoren darzutun und den Nachweis zu führen, daß an eine gedeihliche staatliche Wirksamkeit überhaupt so lange nicht gedacht werden könne, als die Überzeugung von der Notwendigkeit des gemeinsamen, des sich scharf ergänzenden Vorgehens auf beiden Gebieten nicht allenthalben festen Fuß gefaßt hat. Ist aber dem so und gelingt es mir, insbesondere mittels geschichtlicher Induktion diesen Standpunkt mit dem ihm gebührenden Nachdrucke zu vertreten, dann wüßte ich in der Tat kein Studium, das dem militärischen so nahe läge, und keine Betrachtung, die dem kriegerischen Zwecke so förderlich wäre, als eben Studium und Betrachtung der Grundzüge der internationalen Politik.

Indem ich nunmehr in die Sache selbst eingehe, darf ich wohl von der Definition der Politik — eines Begriffes, der dem allgemeinen Verständnisse so nahe gerückt ist — absehen. Ich werde vielmehr, um meinen Plan gleich vorwegs zu skizzieren, zunächst die Ziele der internationalen Politik, dann die Mittel, die ihr zu Gebote stehen, sowie das Verfahren, das sie einschlägt, in meine Betrachtung ziehen. Ich werde endlich, das Bild zu vollenden, einen prüfenden Blick auf die intellektuellen und moralischen Eigenschaften des Staatsmannes werfen mit Rücksicht auf die besonderen Anforderungen, die an ihn herantreten und die Verantwortlichkeit, adäquat der Höhe seiner Stellung und dem weiten Umfange seines Wirkungskreises.

II. Ziele der Politik.

Die Ziele der Politik sind so verschiedenartig und so sehr dem Wechsel unterworfen, daß es kaum tunlich sein dürfte, sie insgesamt vorzuführen und erschöpfend zu behandeln. Das massenhafte Material kann in solcher Art um so weniger bemeistert werden, je sicherer es ist, daß die Berührungspunkte der Staaten untereinander, die ja eigentlich das Wesen der internationalen Politik ausmachen, in stetiger Zunahme begriffen sind. Es wird somit nur erübrigen, sich auf die Zeichnung der großen Lineamente zu beschränken, in die sich dann das Detail naturgemäß einfügt.

Als das Streben einer vernünftigen Politik erscheint, allgemein ausgedrückt, die Wohlfahrt des Staates und diese besteht in der Erhaltung, Entwicklung und Sicherung der mate-

riellen, geistigen und sittlichen Interessen der Staatsbürger. In die derart bezeichnete Aufgabe teilen sich innere und äußere Politik. Für die letztere wird der Boden dadurch gewonnen, daß bei aller Solidarität des Völkerlebens jeder Staat doch ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet und daß die Interessen verschiedener Staaten nach deren eigenartigen Bedingungen, vornehmlich der geographischen Lage, dem Boden, dem Klima, der Dynastie und Verfassung, dem Volkscharakter sich begegnen oder durchkreuzen.

Da die Bildung des Staates aus der Anerkennung gemeinsamer Interessen und aus der Erwägung resultiert, daß ihr Schutz eben nur durch das Zusammenfassen aller Kraft wirksam erzielt werden kann, so liegt in den Interessen selbst der Angelpunkt der Politik; in ihnen kulminiert das ganze System einer gesunden Staatskunst. Ein solches System hat nun allerdings nichts mit einer Politik der Gefühle gemein. Es muß sich über alle Regungen persönlicher Art hinwegsetzen. Immer den Gewinn für das Ganze im Auge, kennt es, so lehrt die Erfahrung, namentlich in äußersten Fällen, kein Bedenken, etwa dem bewährten Bundesgenossen den Rücken zu kehren oder dem ränkesüchtigen Gegner die Hand zu bieten, sobald es Zeit und Umstände erheischen. Dies ist eine traurige Notwendigkeit zwar, aber eine im Tiefsten der Dinge begründete. Ein solches System ist aber auch weit entfernt von jener engherzigen Politik, welche das Wohl der herrschenden Kreise in beklagenswerten Gegensatz zum Wohle der Gesamtheit bringt; — eine Politik, welche durch viele Jahrhunderte vorwaltete und in hohem Grade den Standpunkt verrückte, den der Staatsmann nimmermehr aufgeben sollte. Glücklicherweise ist darin bei zivilisierten Staaten fast ausnahmslos eine vorteilhafte Änderung eingetreten. Die Ziele des Fürsten fallen nun gemeinhin streng zusammen mit jenen seines Volkes, und wie das Glück der Untertanen das Glück und die Ehre des Herrschers bildet, so konzentriert sich in ihm, ist in ihm lebendig und wach die gesteigerte Empfindung für nationale Kraft, nationalen Erfolg, nationalen Ruhm.

Die Interessen eines Staates sind nun aber, sei es andauernd, sei es zeitweilig, mehr der Erhaltung oder der Ausbreitung zugewandt und es bilden sich demnach die Systeme politischer Defensive und politischer Offensive. Rein und unvermischt auf lange Epochen hinaus läßt sich allerdings keines dieser Systeme aufrecht erhalten. Denn was von der strategischen Verteidigung und vom strategischen Angriffe gesagt wird, gilt auch hier: Die Defensive,

welche niemals aus sich heraustritt, die ganz und gar auf die Initiative verzichtet, stellt sich in letzter Linie ein unlösbares Problem; die Offensive hingegen, welche, ohne Rücksicht auf Amalgamierung und Sicherung des bereits Erworbenen, stets nach neuen Erwerbungen ringt, somit, indem sie ihre nächsten Ziele über die ihr zu Gebote stehende Kraft hinauslegt, sorglos ihren Kulminationspunkt überschreitet, bricht früher oder später hinfällig zusammen.

Betrachtet man zunächst die Politik der Defensive, so ist es klar, daß unter allen Verhältnissen als erstes Interesse des Staates die Erhaltung seiner Individualität, die Sicherung seiner Unabhängigkeit und Integrität gelten muß. Denn vergänglich ist die Blüte eines Landes, vergänglich Kultur und Freiheit eines Volkes, wenn nicht tief in ihm die Überzeugung wurzelt, daß mit der Unabhängigkeit und Macht des Ganzen auch Recht und Eigentum des einzelnen stehen und fallen; wenn nicht mitten unter wogenden Parteikämpfen der ernste und mannhafte Entschluß vorhanden ist, jene kostbaren Güter mit dem Aufgebote gesammelter Kraft zu schirmen. Nur zu leicht flüchten sich die Tugenden des Bürgers vor dem angeborenen Triebe der Selbstsucht, nur zu häufig tritt jener gefährliche Irrtum zutage, welcher die Förderung der Humanitätsidee in dem Zerreißen der staatlichen Bande erblickt — jener Bande, ohne die Wille da sein mag ohne Kraft, Gedanke ohne Tat, Arbeit ohne Frucht. Daß dem in Wirklichkeit so sei, zeigt die Geschichte allerwärts; aber ich finde kein Beispiel lehrreicher und eindringlicher, als jenes des Volkes der Hellenen, insbesondere der Athener, dessen Kultur weitaus vorgeschritten, dessen Kunst noch heute unübertroffen, dessen Sitte edel und dessen geistige Kraft im höchsten Grade überragend war. Diesen Athenern, als sie, verloren in Genüssen, den vaterländischen Gedanken nicht mehr in Liebe hegten, mochte immerhin ein schmeichelnder Redner zurufen: „Ihr allein habt eine unblutige Trophäe aufgestellt, weil ihr einen glänzenden Sieg errungen, nicht über die Böotier, nicht über die Lakedämonier und Korinther, sondern über das ganze Menschengeschlecht — nicht wie den zweifelhaften bei Tanagra und wie den bei Marathon, sondern einen Sieg, welcher des Menschen wahrhaft würdig ist: der Sitten und der Sprache." Er mochte ihnen weiters zurufen: „Unsere Sprache hat Würde und Anmut wie keine andere, Homer ist unser, wir sind die Führer in Kunst und Wissenschaft. Dies ist das große Reich der Athener, darin besteht es, nicht in viel hundert Kriegsschiffen, nicht in Jonien und Thrakien. Nicht auf Besatzungen gründet sich die Macht der Stadt;

nicht die Säulen des Herakles verhindern es, nicht die lybischen Gebirge, nicht beide Bosporus und die Pässe von Syrien oder Kilikien, daß die ganze Welt sich nach eurer Weisheit sehnt." — — Aber dieses Reich voll Glanz und Ruhm, der siegreiche Vorkämpfer gegen die Einfälle wilder und übermächtiger Barbarenstämme, dieses Reich, das Sparta die Hegemonie streitig gemacht hatte, das fast tausend Meilen Küstenfläche beherrschte, dessen Flotten die Meere bestrichen, dessen Tempel und Statuen an vollendeter Schönheit nicht ihresgleichen hatten, dessen Sänge noch heute hallen und widerhallen — bis zu welcher Stufe der Entartung gelangte es, als seine Bürger sich loslösten von dem innigen Gefühle für das Land ihrer Väter und mit ihm von der fast unüberwindlichen Kraft, welche die vaterländische Gesinnung verleiht? Bei Chäronea wurde Athen besiegt und für immer. „Was konnte es helfen," sagt ein berühmter Schriftsteller, „daß Philipp alle Gefangenen heimsendete? Er schickte keine M ä n n e r nach Athen zurück."

Die Unabhängigkeit eines Staates ist jedoch nicht nur durch den u n m i t t e l b a r e n Angriff bedroht. Bei den engen Wechselbeziehungen der großen Reiche birgt die übermäßige Machtausdehnung der einen die Gefahr der Vergewaltigung für die anderen in sich. Und ein Land, welches ohne Widerstand es gestattet, daß die Kraft eines gefährlichen Nachbars sich in großen Proportionen steigert, sieht sich in den Momenten der Entscheidung ohne Aussicht auf Erfolg der Überlegenheit gegenübergestellt. Indem es sorglos oder mutlos das Übel, das zur rechten Zeit noch abzuwehren war, um sich greifen ließ, versetzt es sich leicht in eine Lage, in der dann oft das Aufgebot aller Kraft keine Rettung mehr zu bringen vermag. Es überwälzt die Aufgabe, die von der gegenwärtigen Generation verhältnismäßig mit geringerem Einsatz vollbracht werden kann, auf eine spätere Generation, die sie oft selbst mit höchster Opferfreudigkeit nicht mehr zu lösen vermag. Es gilt von dieser Politik ohne Voraussicht und Aufschwung in der Tat jene treffende Schilderung, welche Demosthenes von dem Verfahren der Athener gegen die Makedonier entwirft. „Ihr gleicht," sagte er, „den Barbaren, welche in unseren Spielen kämpfen. Wenn ihr Arm getroffen wird, greifen sie mit der Hand nach dem Arme, wenn ihr Kopf getroffen wird, mit der Hand nach dem Kopfe; sie denken nicht daran, sich zu schützen, als bis sie schon verwundet sind, und es fällt ihnen niemals ein, i m v o r a u s den Streich abzuwehren, der gegen sie gerichtet wird. So ist euer Feind euer Gebieter; e r ist es, der euer Heer befehliget." Sie sehen aus dieser Betrachtung, daß die Theorie des p o l i t i s c h e n G l e i c h g e w i c h t e s trotz

allem, was gegen sie vorgebracht wurde, auch heute noch ihre volle Berechtigung habe, und wenn sie derzeit auch nicht mehr so ängstlich gehandhabt wird als ehedem und nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten einzig bestimmend ist, so kann sich doch kein Staat ohne Gefährdung hoher Interessen der Rücksichten auf sie entschlagen. Es ist eben eine Politik, welche, auf sich selbst gestellt, unabhängig vom guten Willen anderer zu sein strebt, die gebührendermaßen die Zukunft an die Gegenwart knüpft und sich nicht als eine Reihe zusammenhangsloser Maßnahmen, sondern als ein wohldurchdachtes und wohlgefügtes System darstellt.

Die Macht eines Staates besteht aber nicht nur in der Kraft, die er tatsächlich besitzt, sondern auch in dem *Glauben anderer an diese Kraft*. *Die nationale Ehre* unbefleckt zu erhalten, ist demnach eine seiner unverbrüchlichsten Aufgaben. An sie bei einem mannhaften Volke rühren, heißt es in seinem Nerv treffen. Und ein Angriff auf die Ehre, ruhig hingenommen und widerstandslos geduldet, würde stetig und wachsend die Selbstüberhebung und den Übermut feindlicher Elemente geradezu herausfordern, die ja erfahrungsgemäß nur zu gerne bereit sind, Beleidigungen zuzufügen und Unbilden zu begehen. Denn wer allen Ansprüchen sich fügt und alle Zugeständnisse macht, welche fremde Dreistigkeit begehrt, wird doch schließlich in eine Lage gebracht, in der Geduld und Nachgiebigkeit zu Ende gehen und der Kampf sich als unvermeidlich erweist — aber in der er mit hoher Einbuße an moralischer Kraft, daher mit allem Nachteile begonnen werden muß. Mit dem Ansehen und der Würde sinkt auch die Macht und der Einfluß des Staates, seine Grenzen seien noch so weit gesteckt, seine Völker und Heere noch so zahlreich, seine Hilfsquellen noch so fruchtbar.

Die Selbständigkeit eines Staates und das Gefühl seiner Hoheit gebieten aber in erster Linie *die Zurückweisung jeder Einmengung in seine inneren Angelegenheiten*. Mag die Ursache einer solchen Intervention welche immer sein; die Wirkung, wenn sie ertragen wird, ist jederzeit der Staatsidee abträglich und führt nur zu leicht zu den gefährlichsten Folgen. Die Kraft eines Reiches, in dem ein fremder Staat eine mächtige Partei zu gewinnen weiß, wird für den Widerstand selbst zersplittert und gebrochen. Der Sieg einer solchen Partei bedeutet Niederlage des Landes, und indem sie ihr eigenes Ziel erreicht zu haben glaubt, gehorcht sie nur den Postulaten eines fremden Gebieters. Die Richtigkeit dieser Tatsache wird ein Kenner der Geschichte nicht in Abrede stellen, mag er ihre Bestätigung in dem Kampfe des Hellenentums gegen Makedonier und Römer, mag er sie in der

römischen Politik selbst oder neuerer Zeit in der Zertrümmerung des großen Piastenreiches finden.

Nebst der Wahrung der Unabhängigkeit, Macht und Würde eines Staates ist aber auch der Schutz anderer materiellen und geistigen Interessen ein Gebot der Notwendigkeit. Es liegt dies in dem Vertrage, welcher, wenn auch nicht geschrieben oder ausgesprochen, zwischen den einzelnen und der Gesamtheit besteht — ein Vertrag, der nach beiden Seiten Rechte gewährt, aber auch beiden Pflichten auferlegt. Es liegt dies weiters in der Erwägung, daß aus der Kräftigung der Teile auch die des Ganzen resultiere, während hinwieder die Sicherheit, deren sich der einzelne erfreut, seine Bereitwilligkeit mehrt, für das Ganze einzutreten.

Unter allen materiellen Interessen nehmen aber heutzutage jene der Industrie und des Handels entschieden den ersten Platz ein. Sie müssen um so kräftiger gewahrt werden, je inniger ihre Blüte mit dem Reichtum und dem Gedeihen eines Volkes verwachsen ist. Auch nimmt von Tag zu Tag die Zahl derjenigen zu, deren Lebensbeschäftigung eben jene Erwerbszweige ausmachen. Zwar ist gerade auf diesem Gebiete seit geraumer Zeit ein mächtiger Fortschritt zu verzeichnen, welcher die bestehenden engherzigen Ansichten erschüttert und auch zum Teile jene elenden Eifersüchteleien beseitigt hat, die eine Quelle des fortgesetzten und beharrlichen Streites zwischen Nationen zu bilden pflegten. Der Aufschwung der Nationalökonomie ist in der Tat großartig, und wenn wir nach dem Ergebnisse fragen, so finden wir dieses im vollsten Gegensatze zu den Anschauungen eines Jahrtausends. Wir finden die Schranken fast gefallen, welche den Verkehr der Staaten voneinander absonderten, die Prohibitivmaßregeln aufgegeben oder doch verringert, den Geist übermäßiger und lästiger Einmischung glücklich beseitigt und durch die ungehemmte Tätigkeit der Individuen und Assoziationen auch den Nutzen der Völker erzielt. Allein diese freien und geklärten Prinzipien schließen die Notwendigkeit der Staatsunterstützung, wenn auch auf wesentlich veränderten Grundlagen, nicht aus, sondern weisen derselben nur enger gezogene Grenzen an, welche allerdings zu überschreiten von Übel sein mag.

Endlich ist der Schutz der geistigen Interessen eines Volkes ein Gegenstand, der ernste Berücksichtigung seitens des Staates verdient. Zwar ist der Gedanke, daß Regierungen unmittelbar etwas zur Beschleunigung der großen Bewegung zu tun vermöchten, welche in den kräftigsten Geistern einer Nation pulsiert, längst verworfen und es steht fest, daß das sogenannte Mäcenatentum seinen Wirkungen nach eher Verderben als Nutzen für den Fort-

schritt der Menschheit zur Folge habe. Aber wie im Innern des Staates den leitenden Kreisen noch immer ein ausgedehntes Tätigkeitsfeld insbesondere bezüglich der Verbreitung des Wissens bleibt, so muß nach außen unbedingt jeder Eingriff, sei er auch nur indirekt, abgewehrt werden. Die geistige Bewegung einer Nation ist eben diejenige, welche die weitesten Kreise zieht, und sich daher ungestört vollziehen muß, falls große Erschütterungen hintangehalten werden sollen.

Ich komme nunmehr zur Betrachtung der offensiven Politik.

Welche Ziele sich dieselbe in materieller Hinsicht stellt, ist klar und bedarf somit keiner besonderen Darlegung. Über die Rechtmäßigkeit dieser Art der Politik werde ich an anderer Stelle sprechen und dort auch das verschieden gestaltete Verfahren kennzeichnen, das sie je nach der weiteren oder engeren Begrenzung ihrer Ziele einzuschlagen pflegt. Für jetzt will ich nur untersuchen, wie es mit der Einwirkung einer solchen Expansivpolitik auf die geistigen Interessen fremder Staaten beschaffen ist. Ich hebe hierbei die wesentlichsten Faktoren: Religion, Nationalität und Verfassung hervor.

Was die Religion betrifft, so ist sie, mindestens in den besseren und reineren Kulten, ihrem Ursprunge, ihrer Tendenz und ihrem Einflusse gemäß, sicherlich eine Angelegenheit von höchster Tragweite, gegen deren Kern und Wesen übermütiger Spott vergeblich ankämpft, und deren inniges Erfassen und Bekennen einem Volke nur zu wahrer Erhebung gereicht. Ihre Zweckmäßigkeit, ich möchte sagen, ihre Notwendigkeit, steht außer aller Frage. Dies gilt namentlich von der Lehre, die sich, wenn man sie nach ihren ursprünglichen Satzungen und nach dem Verhalten ihrer ersten Jünger beurteilt, mit vollem Rechte eine Religion der Liebe, der Milde, der Demut nennt, welche die Grundgesetze der Menschlichkeit tief in unsere Herzen gegraben und damit in wirksamer Weise alle sanfteren Gefühle und alle edleren Impulse unserer Seele wachgerufen hat.

Aber während dies grundhältig und jeden Zweifel ausschließend behauptet werden darf, ist es anderseits bedauerlicherweise nur zu gewiß, daß unter dem tönenden Namen der Religion, speziell auch der vorgeschrittensten von allen, gegen ihr Wort und ihren Geist Taten verübt worden sind, die nicht nur nichts mit irgend einer haltbaren Moral gemein haben, sondern die nicht selten geradezu das Widerspiel aller Sittlichkeit und alles Menschenwürdigen darstellen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert zeigt sich

unverhohlen das widrige und verächtliche Schauspiel der Härte, der Unduldsamkeit, der wilden Verfolgungssucht und führt in letzter Linie unaufhaltsam zu stets sich erneuernden Religionskriegen, zum Kampfe aller gegen alle, zu Weh und Greueln in jeder Form und Gestalt. Und diese traurige Erscheinung ist, wie Buckle kaum widerlegbar dartut, nicht nur einzelnen Religionen eigentümlich; sie besitzt vielmehr eine so allgemeine Verbreitung, daß sie weder durch das Milde und Menschliche der Glaubenssätze, noch durch den versöhnlichen Geist der Bekenner, noch durch räumliche und zeitliche Verhältnisse irgend eine wesentliche Beschränkung erfährt. Die mißverständliche Auffassung der Religion war es, welche Syrien in einen Blutacker verwandelte, die schönsten Länder der Erde zu einer Wüstenei machte und jene entsetzlichen Menschenjagden hervorrief, die unter dem Titel der „Nacht des heiligen Bartholomäus“ und der „Albigenser-Verfolgung“ hinlänglich bekannt sind. Diese Auffassung war es, in deren Namen die vorgeschrittene europäische Kultur jenseits des Ozeans ganze Völkerschaften in ihrer Wurzel vernichtete und damit „der großartigsten und segensreichsten Entdeckung einen nie zu verlöschenden Schandfleck aufgedrückt hat“. Unter solchen Umständen kann es sicherlich nur ein trostreicher Gedanke sein, daß man die trüben Erfahrungen der Vergangenheit zu beachten beginnt, indem man die Religion auf das ihr eigentümliche Gebiet verweist und die dogmatischen Interessen — einst die ernsteste Beschäftigung der Staatsmänner — nicht mehr in den Vordergrund treten läßt. Eine Wendung der Dinge zumal, welche der Religion selbst, wenigstens was die Innerlichkeit ihrer Bekenner, ihre Selbstlosigkeit, ihr ganzes sittliches Gepräge betrifft, nur zum Vorteile gereicht. Lassen Sie mich, dies zu erhärten, die schönen, von dem Geiste echter Gläubigkeit durchdrungenen Worte Hartpole Leckys anführen. „Wenn das wahres Christentum ist,“ sagt er, „mit leidenschaftlicher Liebe in die dunkelsten Stätten des Elends und Lasters niederzusteigen, jeden Erdstrich mit dem befruchtenden Strom einer beinahe grenzenlosen Mildtätigkeit zu tränken und alle Teile der Menschheit in den Kreis eines starken und tätigen Mitgefühles einzuschließen; wenn das wahres Christentum ist, die Scheidewände niederzureißen oder zu schwächen, welche Klasse von Klasse, Volk von Volk getrennt haben, den Krieg seiner rauhesten Bestandteile zu entledigen und die Erkenntnis echter Brüderlichkeit über alle zufälligen Ungleichheiten zur Herrschaft zu bringen; wenn das vor allem wahres Christentum ist, eine Liebe zur Wahrheit um ihrer selbst willen, einen Geist der Aufrichtigkeit und Duldung gegen alle ohne Unterschied zu pflegen;

wenn das die Zeichen eines wahren und gesunden Christentums sind: dann war es seit den Tagen der Apostel nie so lebendig als in der Gegenwart."

An die Stelle der Religion ist heutzutage die Nationalität in den Vordergrund getreten. Gewiß hat das nationale Streben eines Volkes seine hohe Berechtigung und es wäre wohl töricht, rücksichtslos darüber hinwegschreiten zu wollen. Wo immer auch dies geschehen ist, war es ohne Erfolg und man ist bald von einem solchen Vorgehen zurückgekommen. Ich könnte diese Tatsache an vielen historischen Beispielen nachweisen, aber an keinem besser, als an jenem der Franzosen während der ersten Revolution. Damals schien es, daß ihre Politik sich der nationalen Bedingungen vollkommen entschlage und auf jenes einigermaßen dubiose Terrain gerate, das die sogenannten „Menschenrechte" zum Ausgangspunkte des internationalen Lebens machen wollte. Sobald jedoch die Vernunft ihre Rechte wieder gewann und es sich nicht mehr um doktrinäre Theorien, sondern um konkrete Verhältnisse handelte, erkannte man den Irrtum und bewirkte rasch den Übergang von einer gestaltlosen, unerreichbare Ziele verfolgenden Politik zu einer Verfahrungsweise, welche sich innerhalb der Grenzen nationaler Interessen hielt. Sie finden den letzteren Standpunkt insbesondere in den Reden der Girondisten repräsentiert und am drastischesten vielleicht in den Worten Guadets, welcher, als ein Vertrag mit Preußen unter Vergewaltigung Hollands abgeschlossen werden sollte, mit der Bemerkung hervortrat: „Was geht es uns an, ob die Holländer, diese Käsehändler, frei sind oder Sklaven?" —— Aber es scheint auf anderer Seite in der Gegenwart mit dem Nationalitätsprinzip arger Mißbrauch getrieben zu werden. Wohl ist die Nationalität ein gewichtiger Faktor der Staatenbildung, aber eben nur ein Faktor des Produktes gewesen und die verschiedenartigsten Einwirkungen, als Eroberung, Einwanderung, haben sich bei jener geltend gemacht. „Nirgends in Europa," ward treffend bemerkt, „wohnt eine ihrem Ursprunge nach völlig gleichartige Bevölkerung mehr, überall sind die nationalen Grenzen durchbrochen, ja man sagt nicht mit Unrecht, daß die bedeutendsten Völker ihre vorgeschrittene Kultur zum Teile der häufig wiederkehrenden Blutmischung verdanken." Dahlmann detailliert dies dahin, daß aus Pelasgern, Thrakern, Achäern und Joniern das lebensvolle Volk von Attika erwuchs und daß selbst einem Mischvolke von Briten, Römern, Sachsen, Dänen und Normannen der Staat von England gelingen konnte. Nun würde aber, wenn jetzt plötzlich die Nationalität das einzig Bestimmende für die Staatenbildung werden sollte, alles in seine

Grundelemente aufgelöst, Verwirrung und Zerrüttung erzeugt und eine unendliche Kette von Kämpfen, schließlich aber doch ein das Prinzip verleugnendes Kompromiß geschaffen.

Ich möchte bei diesem Gegenstande, seiner durchschlagenden Bedeutung angemessen, länger verweilen, wenn dies die karg zugemessene Zeit mir gestattete; aber auf die besondere Tragweite desselben für uns will ich doch kurz und scharf hinweisen. Von diesem Prinzipe her holt nämlich jene Partei ihre Waffen, welche den uralten Bestand Österreichs in Frage zu stellen sucht, jenes Österreich, von dem der große Leibniz sagt, daß es ihm allein gelungen sei, das wankende Geschick Europas aufrechtzuerhalten, daß es Germanien vor dem Spotte der Fremden und vor der Unterjochung durch Barbaren gerettet und daß ihm der Dank dafür gebühre, wenn Deutschland noch vor unser aller Augen stehe. Das Programm unserer Feinde lautet unverhohlen und entschieden; es findet seinen kräftigsten Ausdruck in den Worten Lassalles: „Österreich muß zerschlagen, zersetzt, zerstückt, vernichtet, zermalmt, seine Asche in alle Winde gestreut werden.“ — Dies ist das Geschick, welches die sogenannte nationale Partei oder mindestens ihr vorgeschrittenster Teil unserem Vaterlande zugedenkt — ein Geschick, vor dem, so Gott will, es für alle Zeiten bewahrt bleiben wird dank dem Walten seiner über sechs Jahrhunderte festgewurzelten Dynastie und der eigentümlichen Kohäsion, die durch Sturm und Not hindurch das Reich wie mit eisernen Klammern zusammengehalten hat.

Ich habe nunmehr noch der Einwirkung auf die Verfassungszustände eines fremden Staates zu gedenken.

Es ist gewiß, daß ein Verfahren, dem ein solches Ziel der Politik zugrunde liegt, Gefahr in sich birgt, wenn anders es einem selbstbewußten und tatkräftigen Volke gegenüber zur Anwendung gebracht werden soll. Denn einen solchen Druck erträgt eine Nation am wenigsten und die Quellen ihres Widerstandes nehmen zu im Verhältnisse zu der Unerträglichkeit der Postulate. Dies ist eine so häufig widerkehrende Erscheinung, daß sie kaum jemand leugnen wird, der eine genügende Kenntnis der Geschichte besitzt. Gegenüber dem, was in einem fremden Staate vorgeht, ziemt sich eben Geduld, Ruhe, Enthaltsamkeit und der Versuch äußerer Gewalt lohnt sich oder fruchtet selten.

Indes gibt es hier auch eine Grenze und es kommen immerhin Fälle vor, in denen die Einmischung fremder Mächte eine Sache der Notwendigkeit wird. Dies namentlich dann, wenn die Re-

gierung eines Landes längere Zeit hindurch keine geordnete ist, wenn sie sich als ohnmächtig erweist, den internationalen Verpflichtungen nachzukommen, oder wenn sie ihre Verachtung des Völkerrechts offen und trotzig bekennt und an vitale Interessen der anderen Staaten übermütig rührt — kurz wenn sie als eine allgemeine Drohung und Gefahr sich darstellt. So war es mit Frankreich zur Zeit seiner so vielgepriesenen Revolution, und obwohl hinterher häufig die Intervention der Mächte von denjenigen beklagt wird, die immer nur das Kriterium des Erfolges gelten lassen, so war sie doch sicherlich unter den Umständen, welche sie hervorriefen, nichts weniger als eine Sache der Willkür und des Übergriffes. Sie durfte und mußte vielmehr eintreten als Abwehr gewaltsamer und verächtlicher Usurpation aller Rechte, die, wenn man auf Absicht und Wirkung sieht, den ausgesprochenen Gegensatz zu dem bildete, was wahre Freiheit heißen mag; das Gefühl und das Interesse zugleich geboten hier, Einhalt zu tun. Erschien es doch geradezu unmöglich, mit einer Regierung zu paktieren, welche als ihre leitende Maxime im Innern und nach außen den Terrorismus in seiner ganzen Ausdehnung zur Anwendung gebracht und mit wahnsinniger Konsequenz an die höchsten Güter der Nation und der Völkergemeinschaft Hand angelegt hatte. Lassen Sie mich in dieser Richtung die Worte anführen, welche Pitt im Hause der Gemeinen aussprach. „Wir sehen," sagte er, „daß Frankreich alle menschlichen und göttlichen Rechte mit Füßen getreten hat. Dieser Staat besitzt den unersättlichsten Ehrgeiz und die größte Verachtung für das Völkerrecht und wird seinem Vorgehen nicht ein Ziel gesetzt, so wird ganz Europa bald seine Gerechtigkeitsidee, seine Musterregierung und seine Freiheitsgrundsätze aus der Mündung französischer Kanonen verkünden hören. Wenn wir aber erkennen, daß Frankreich unter dem Titel der ‚Menschenrechte' Usurpation im Auslande und Tyrannei daheim gutheißt, dann müssen wir uns wohl gegen die Folgen eines Systemes sichern, das, indem es auf Schutt und Trümmern seine Freiheitsbaume pflanzt, jede Nation bedroht und jeden Staat gewaltsam anfällt."

III. Mittel der Politik.

Indem ich, meine Herren, nun zu den Mitteln der Politik übergehe, muß ich sie zunächst in zwei Gruppen sondern und dadurch den Unterschied zum Ausdrucke bringen, welcher zwischen der diplomatischen und der gewaltsamen Aktion besteht.

Die diplomatischen Mittel werden namentlich dann iso-

liert gebraucht und selbständig in Fluß gebracht, wenn es Ziele zu verfolgen gibt, welche auf der Interessengemeinschaft der beteiligten Staaten beruhen oder die ihre Bestrebungen doch nicht in einen tiefgehenden Gegensatz bringen; bei großen Reibungen der Interessen jedoch tritt die Gewalt oder wenigstens die Drohung derselben, früher oder später, in ihre Rechte. Aber auch in dem Falle, als die Entscheidung mittels des Krieges gesucht wird, bleibt immerhin der Diplomatie wenigstens die Phase der Einleitung sowie des Abschlusses der kriegerischen Handlung vorbehalten.

Es liegt auch nicht entfernt in meiner Absicht, mich eines näheren in das technische Verfahren der Diplomatie, in ihre reichhaltige Terminologie, ihre feinen und überfeinen Distinktionen und Klassifikationen einzulassen und damit zugleich das Gebiet der Wissenschaft des Völkerrechtes zu betreten, mit dem, wie es uns allen zur Genüge bekannt ist, es ja leider auch heute noch nicht zum besten steht. Uns interessiert an der diplomatischen Aktion wohl mehr die Art, wie sie den großen Staatszwecken dient, insbesondere aber ihre vorbereitende und sich nach der Natur der Verhältnisse vielfach abstufende Tätigkeit.

Das Ziel der Politik und das Ausmaß der ihr zur Verfügung stehenden Kräfte im Vergleiche zu denjenigen, welche sich der Durchführung der durch jenes Ziel bedingten Aufgabe entgegenstellen, bestimmen vernünftigerweise die ganze diplomatische Gestion nach ihrer Ausdehnung und Intensität, nach ihrem Inhalte und Gepräge. Wie diese wesentlichen Faktoren ihren Einfluß an leitender Stelle äußern, wird den Gegenstand späterer Untersuchung bilden; für jetzt handelt es sich um ihre Einwirkung auf die untergeordneten diplomatischen Organe. Diese aber zu erfüllen und zu durchdringen mit dem Geiste, in dem die jeweilige Aktion gedacht ist, sie bei aller Selbständigkeit, welche aus schwerwiegenden Gründen denn doch nicht übermäßig einzuschränken sein dürfte, innerhalb des Rahmens des gegebenen Programmes zu halten, ist eine unerläßliche Anforderung. Und wie hoch auch das Ansehen solcher Funktionäre gestiegen sei, sie müssen sich fühlen als Teile des Ganzen, als rückhaltslos unterstellt dem Willen des führenden Staatsmannes, als die vollstreckenden Werkzeuge seiner Absichten. Nur auf diese Weise ist Einheit, Kraft, Verläßlichkeit des Vorgehens zu erzielen und eine Reibung zu vermeiden, die um so bedenklicher wird, je gewichtiger die Funktionen politischer Organe sich gestalten und je schwerer sich die Folgen von Mißgriffen abwehren lassen. Auch hier muß eine kräftige, unbeugsame Disziplin vorwalten.

Die Aufgabe, deren Durchführung den im Auslande fungierenden diplomatischen Geschäftsträgern stetig obliegt, trägt zunächst einen informatorischen Charakter. Sie sollen ihrer Regierung durch sorgsame Beobachtung der Verhältnisse, der maßgebenden Parteien und Personen, der Richtung des öffentlichen Geistes das Material zuführen, das einer durchdachten politischen Aktion unbedingt zugrunde gelegt werden muß, sie sollen für die Konklusionen des Staatsmannes die richtigen, die verläßlichen Prämissen herstellen, so daß sein Vorgehen nicht nur theoretischen Erwägungen, sondern auch, worauf es zumeist ankommt, den tatsächlichen Verhältnissen zu entsprechen vermag. Dies ist keineswegs, wie es so häufig dargestellt wird, ein mit geringer Mühe und geringem Scharfsinn zu lösendes Problem; es erfordert vielmehr wahrhaft seltene Eigenschaften: Kälte, Klarheit und Objektivität der betrachtenden und urteilenden Geisteskräfte, beträchtliche Kenntnis der Menschen, sowie Vertrautheit mit Land und Volk in ansehnlichem Ausmaße. Und es wäre geschichtlich verhältnismäßig leicht darzulegen, wie groß der Einfluß dieser Tätigkeitssphäre sich in entscheidenden Momenten erwiesen, wie der Erfolg und das Mißlingen großer Unternehmungen sich oft direkt abhängig gezeigt hat von dem Ernste, Eifer und Geschicke, welche bei dieser Richtung der diplomatischen Wirksamkeit den Ausschlag geben.

Noch schwieriger gestaltet sich die Aufgabe der diplomatischen Organe, sobald sie handelnd aufzutreten und eine bis zu einem gewissen Grade selbständige Aktion zu entwickeln haben. Dann wird ihre Fähigkeit: Umsicht, Takt, Feinheit und Festigkeit sehr in Betracht kommen. Die weitläufigsten, die eingehendsten Instruktionen können dann auch nicht entfernt das ersetzen, was an persönlichen Eigenschaften etwa als mangelhaft sich ergibt. Die Absichten der heimischen Regierung werden dann auf verschiedenen Wegen, bald durch Zurückhaltung und rücksichtsvolle Schonung, bald durch Offenheit und gesteigerte Energie zum Durchbruche zu bringen sein. Vorsicht und Besonnenheit werden mit Kühnheit und Beharrlichkeit in richtiger Mischung vorhanden sein müssen. Es wird ein Unterschied zu machen sein zwischen Dingen, deren Heranreifen ein geduldiges Abwarten erheischt, und Dingen, in denen niemals mehr zu erlangen wäre, was auch nur in einem Momente versäumt wurde. Ob Fühlen und Tasten, ob rasch Zugreifen das Bessere sei, werden die Umstände des konkreten Falles und der konkreten Lage zu entscheiden haben. Praktische Einsicht gilt auf dem Felde der Diplomatie alles.

Ihre Gestion hat von jeher auf moralischen Charakter

wenig Anspruch gemacht und wird es auch in Zukunft kaum zu machen imstande sein. Allerdings können Wahrheit und Wahrhaftigkeit gute Mittel in den Händen geschickter Diplomaten sein, aber wie selten sind sie es! Falsche Vorwände und trügerische Versicherungen, List, Verführung und Bestechung spielen in diesem Zweige der öffentlichen Geschäfte noch immer eine sehr bedeutende Rolle und werden gemeinhin als geradezu unentbehrlich und eben wegen ihrer Unentbehrlichkeit als vollständig erlaubt angesehen. Ja, während die Personen der mit diplomatischen Missionen Betrauten sich völkerrechtlich einer förmlichen Unantastbarkeit erfreuen, dürfen sie — man sagt es selten, aber man handelt oft danach — ungescheut und bis zu einem kaum zu bestimmenden Grade das in sie gesetzte Vertrauen mißbrauchen, das Gastrecht verletzen und dadurch den Staat bisweilen ernstlich schädigen, in dessen Gebiet sie die Stätte ihrer Wirksamkeit gefunden haben. Worauf es bei ihnen ankommt und wofür sie einzustehen haben, ist eben minder die Ethik ihrer Handlungsweise, als deren Klugheit und Zweckmäßigkeit.

Aber noch weit weniger mit der gemeinen Moral in Einklang zu bringen, als dieses Mittel der Politik, ist das andere, das gewaltsame und entschiedenste — der Krieg. Und in der Tat, seine Verfahrungsweise anwenden auf die Beziehungen des Lebens im allgemeinen, sie zur Regel und Richtschnur erheben, hieße die Grundfesten des Rechtes und Gesetzes erschüttern und den ganzen Gesellschaftsvertrag — die wesentlichste Bürgschaft des kulturellen Fortschrittes — geradezu in Stücke reißen. Denn, während die Richtung der Zeit und der wachsenden Zivilisation dahin geht, mit Beseitigung individuellen Übergreifens, das Gesetz in aller Schärfe — und nur das Gesetz — walten zu lassen, während Ehre, Eigentum und Leben kräftigen Schutz durch die Tribunale des Staates finden, greift dieser selbst aus Gründen, die mit der Ethik nichts zu tun haben, zu den äußersten Mitteln der Gewalt und schädigt alle die Güter, die unverletzt zu erhalten ja sonst seine höchste Obsorge bildet.

Um die Natur dieses Mittels zu kennzeichnen brauche ich wohl nicht näher in jene Gemeinplätze einzugehen, die dazu dienen sollen, einen Vergleich zu ziehen zwischen den Drangsalen des Krieges und den Segnungen des Friedens. Und ich bedarf einer solchen Darlegung um so weniger, je mehr Rücksicht ich auf meine Zuhörer nehme, denen in ihrer großen Mehrheit die Erscheinungen des Krieges nicht fremd sind, die das Schlachtfeld selbst gesehen

haben mit dem Jammer, der ihm eigentümlich ist, mit seinen Wehen und Schauern.

Aber von den unmittelbaren Schäden des Krieges sprechen, heißt dessen Übel nur von einer Seite her betrachten. Kaum viel geringer sind die **mittelbaren** Schäden, welche er verursacht. Die Leiden, die er zur Folge hat, treffen ja nicht nur denjenigen, der im Bereiche der Gefahr wirkt, der die Waffe schwingt und sein Leben einsetzt; sie treffen auch ferne und weitab vom Kampfplatze den friedlichen Bürger und den fleißigen Landmann — alle Stände und alle Schichten der Bevölkerung. Fruchtlos ist es, wenn wir auf jedem Gebiete menschlichen Schaffens in mächtigem Vorschreiten begriffen sind, wenn überall sich neue Bahnen eröffnen, wenn die Kultur des Bodens zunimmt, unsere Verkehrswege sich vervielfältigen, unser Reichtum progressiv steigt und wenn wir — was das wesentlichste ist — im beständigen Ringen nach Entwicklung unsere eigene Kraft fühlen gelernt haben. Denn die Natur mag noch so verschwenderisch, so übergütig sich erweisen, der menschliche Geist sich noch so kühn und gedankentief zeigen: Alle die Segnungen des Bodens, des Klimas, der harten und geduldigen Arbeit verscheucht auf Jahre hinaus der Krieg und ganze Geschlechter, ja Stämme erliegen zuweilen seinem verderblichen Hauche.

Der Krieg macht aber auch den **bewaffneten Frieden** notwendig. Die organisierte Kraft besitzt einen so mächtigen Vorsprung vor derjenigen, die erst im letzten Augenblicke sich bildet und formt, daß kein Staat — selbst bei dem redlichsten Willen und den ehrbarsten Absichten — es wagen darf, ernstlich an Abrüstung zu denken, daß jeden die so naheliegende und berechtigte Besorgnis der Vergewaltigung vom Verringern seiner kriegerischen Mittel abhalten muß. Ermessen Sie nun das Riesenkapital an Geld und Arbeitskraft, das auf diese Weise seiner wahren Bestimmung entzogen wird, sowie den Steuerdruck, welchen die Bevölkerung hierdurch unvermeidlich zu tragen hat, und Sie werden ein Bild von den Opfern haben, die Krieg und Kriegsbereitschaft in Anspruch nehmen.

Allerdings tritt diesen großen Nachteilen auch ein ansehnlicher **Nutzen** entgegen, welchen das unbefangene Urteil nicht hinwegzuleugnen vermag. Denn der Krieg, der Zerstörer der Kultur, hat die Kultur auch geweckt und gefördert; er hat der Zivilisation neue Wege eröffnet und von ihrem Brennpunkte weit abliegende Gegenden erschlossen. Die Annäherung der Völker, der Austausch ihrer Ideen, ihrer Sitten und Gebräuche, die Regelung der Population und die Anbahnung gesteigerten, vielfach verschlungenen Ver-

kehres sind nicht zum geringsten Teile sein Werk. Die Schutzbedürftigkeit des Menschen hat seine Tatkraft erhöht; der kriegerische Sinn weckte die Mannestugenden: Kraft, Selbstbeherrschung, Opferfähigkeit sowie die tiefe Ergebenheit an die heilige Sache des Vaterlandes und an die erhabene Person desjenigen, der sie in höchster Instanz vertritt.

Allein, Vorteile gegen Schäden gehalten, überwiegen die letzteren, umfassend und tiefgehend, wie sie sind, derart, daß an eine Rechtfertigung des Krieges von diesem Standpunkte aus nicht ernstlich zu denken wäre. Es müssen andere gewichtige Gründe für die Existenzberechtigung des gewalttätigsten aller Mittel bestehen. Und sie bestehen wirklich.

Betrachten wir zum Zwecke einer gründlichen Erkenntnis der Dinge zunächst den Gang der Ereignisse, wie er sich geschichtlich*) entwickelt hat. Denn das an und für sich höchst löbliche Streben, als dessen Ziel die Beseitigung des Krieges, somit die Erhaltung eines ewigen Friedens erscheint, gehört keineswegs ausschließlich der Gegenwart an. Vielmehr ist im Laufe der Zeiten in dieser Richtung Versuch auf Versuch gehäuft worden und zur Verwirklichung der Idee haben hervorragende Männer sowohl des praktischen Lebens als auch der Wissenschaft ernste Anstrengungen nicht gescheut.

Die Sehnsucht nach dem Zustande des Friedens und die Schätzung seines hohen Wertes tritt schon in der ältesten Literatur, in den Schriften der Inder wie in den unvergänglichen Werken der Hellenen hervor.

Das erste umfassende Programm hierfür entwirft, etwa dreihundert Jahre nach Christi Geburt, der römische Kaiser Probus, ein vielbewährter Heerführer. „Keine Waffen," sagt er, „sollen mehr auf Erden geschmiedet werden, die Völker keine Kriegslieferung mehr steuern. Dem Pfluge wird der Stier gehören, dem Frieden wird das Roß geboren werden; nirgends wird Kampf sein, nirgends Gefangenschaft, sondern überall Frieden." — Aber als der mächtige Imperator sich anschickte, vom Worte zur Tat überzugehen, als er seine Legionen, statt ihnen kriegerische Beschäftigung in Aussicht zu stellen, in Ägypten den Nil regulieren, in Kleinasien Straßen bauen, in Slawonien Kanäle ziehen und Sümpfe trocken legen ließ, da brachen seine Soldaten, die er erst jüngst siegreich gegen die Quaden und Sarmaten geführt hatte, in offenen Aufruhr aus und ermordeten ihren Feldherrn und Kaiser. — Das

*) Unter Benützung einer Studie von Max Jähns.

Beispiel hat auf lange Zeit hinaus gewirkt. Keiner der Erben des Imperators nahm mehr seine Idee auf; Krieg in seiner brutalsten Form: Aufstand und Empörung bezeichnet die Fährte seiner Nachfolger.

Erst im elften Jahrhundert taucht der Friedensgedanke unter der Form des Gottesfriedens, der sogenannten „Treuga Dei", abermals auf. Entstanden in Aquitanien und in Südfrankreich und Burgund schnell Wurzel greifend, scheint er immer weitere Kreise zu umfassen, als er auf der Kirchenversammlung zu Clermont durch Papst Urban II. und erneuert in anderen Konzilien zur Satzung für die Christenheit erhoben wird. Aber daß in der erwähnten Kirchenversammlung der Kreuzzug gegen die Ungläubigen beschlossen wurde, somit die Idee des ewigen Friedens innig verknüpft ist mit der Idee des grausamen Krieges, berührt seltsam und schwächt die Wirkung der Friedensenunziation empfindlich ab.

Ich übergehe das sogenannte „Friedensreich von Zion", eine häßliche Fratze der Reformation im Style der grotesken Aussprüche eines Hans Cade, und komme auf den Plan des ritterlichen Heinrich IV. zu sprechen. Ihm zufolge soll durch Herstellung eines Staatenvereines, gegründet auf wechselseitige religiöse Duldung und gleichmäßig verteilten Länderbesitz, der Friede eine feste und sichere Stätte finden. Daß aber dabei Frankreich ein gewisses Übergewicht gewahrt wurde, Flandern, Artois, Lothringen vorerst ihm ausgeliefert werden sollten und zugleich Rüstungen gegen die osmanische Macht stattfanden, wirft immerhin ein sonderbares Licht auf die Tendenz des ganzen Planes. Der Dolch eines Fanatikers hat es verhindert, daß die Welt das eigentümliche Schauspiel des Krieges um des Friedens willen sah und die Reunionskriege, namentlich die Greuel von Heidelberg, Speyer und Worms sind Belege dafür, wie der Enkel das Programm seines Ahnen verstanden hat.

Unter den Freunden des Friedens nimmt auch Friedrich der Große einen hervorragenden Platz ein. In seinen Schriften lesen wir wörtlich: „Der Schritt, einen Krieg zu unternehmen, ist so schwer und wichtig, daß es unbegreiflich scheint, wie so viele Könige sich dazu so gar leicht haben entschließen können. Ich bin versichert, wenn die Monarchen ein wahres und treues Bild des Elendes sehen würden, in welches eine einzige Kriegserklärung die Völker stürzt, nimmermehr könnten sie dagegen gleichgültig sein. Ihre Einbildungskraft ist bei weitem nicht lebhaft genug, ihnen die Übel natürlich vorzustellen, die sie nie kennen gelernt haben. Wie wollen sie die Last der Auflagen fühlen, unter der die Untertanen

erliegen? Wie die Entblößung an jungen Leuten, welche die Werbungen dem Lande verursachen? Wie die ansteckenden Krankheiten, welche die Heere aufreiben? Wie die Abscheulichkeit der Schlachten und Belagerungen? Wie den Jammer der Verwundeten, wie das Elend der Waisen? Fürsten, die dazu in der Welt sind, um die Menschen glücklich zu machen, sollten das alles wohl überdenken!" — Es braucht nun kaum daran erinnert zu werden, daß der Autor dieser Zeilen derselbe große Fürst war, der unter Vorwänden in Schlesien einfiel, dessen ehrgeizige Pläne fast alle Staaten des Kontinentes zum Widerstande herausforderten und dessen Leben fast bis an die Neige eine Kette von blutigen Kämpfen zu nennen ist. Wahrlich, eine staunenswerte Logik der Tatsachen!

Auch unter den Männern der Wissenschaft findet die Friedensidee eifrige, ja begeisterte Anhänger. Immanuel Kant schreibt seinen in neun Artikel gegliederten „Traktat zum ewigen Frieden", leider eine Abhandlung voll unausführbarer Theoreme und auch nicht entfernt geeignet, der realen Gestaltung der Dinge irgendwie Genüge zu leisten.

Die französische Revolution bringt, soweit es sich eben um das Wort handelt, das Friedensprogramm wieder an die Oberfläche. „An Kampf zu denken," sagt Mirabeau, „wird auch deshalb unzeitig sein, weil der Augenblick nicht mehr entfernt ist, wo man weder über Allianzen noch über Krieg zu beraten haben wird." „Die Freiheit," fügt er hinzu, „wird dann ohne Rivalen herrschen, den Wunsch der Philosophen erfüllen und den allgemeinen Frieden proklamieren. Wir alle werden dann den Brudervertrag abschließen." Wie nun aber diese Vorhersage eintraf und in welchem Sinne insbesondere jener allgemeine Brudervertrag zu verstehen sei, das können wir aus den blutigen, an die Zeiten tiefster Barbarei mahnenden Schlächtereien der Revolution selbst und aus dem 23jährigen Kampfe entnehmen, welcher aus ihr hervorging.

Nach dem Sturze des mächtigsten Eroberers der Neuzeit legt nun allerdings die allseitige Erschöpfung der Kraft und die lebendige Erinnerung an die furchtbaren Wirkungen des Krieges den Gedanken des unantastbaren Friedens nahe genug. Die heilige Allianz soll diesen verwirklichen. Aber auch sie zeigt sich einer solchen Aufgabe keineswegs gewachsen, auch sie wird, sobald es sich nur um ernste Reibungen der Interessen handelt, schwach und hinfällig.

Desgleichen sind die Anstrengungen unserer Zeit, mit hohem sittlichen Ernste betrieben und aller Anerkennung wert, bis

nunzu doch nur verunglückte Versuche. So sind die Bemühungen der Manchester Schule, welche Namen von dem Glanze eines Cobden und Bright aufweist, gescheitert; sie würden, praktisch betätigt, die politische Machtstellung Großbritanniens bis an die Wurzel getroffen haben. So kann man aus dem Bruderkampfe in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nur die Lehre ziehen, eine wie geringe Friedensbürgschaft auch der höchste Grad staatlicher Freiheit bietet.

Was ergibt sich nun für ein Resultat aus allen diesen Bestrebungen? Sie sind versucht worden während der Dauer von sechzehn Jahrhunderten, in verschiedener Weise, an verschiedenen Orten und von Männern verschiedenster Stellung; für sie ist die Autorität großer Regenten eingetreten, die Macht der Kirche und der Einfluß der Wissenschaft. Dabei liegt der Nutzen ihrer Verwirklichung klar und offen vor den Augen aller und manifestiert sich eben im Kriege mit seinen stetig anwachsenden Schäden und Schrecken am unmittelbarsten und nachdrücklichsten. Nichtsdestoweniger hat die Idee, so rührig und ehrenvoll auch ihr Apostolat sein mag, nicht gesiegt, ja kaum auch nur eine ansehnliche Strecke der Siegesbahn durchmessen. Daß dem in Wirklichkeit so sei, muß unzweifelhaft einen tiefgehenden Grund besitzen und in letzter Linie wohl in Verhältnissen wurzeln, die zu beseitigen, jenseits unserer Macht liegt. Die menschliche Natur selbst ist es in Wahrheit, die sich hier als ein unüberwindliches Hemmnis darstellt, sie ist es, sie allein, welche die Friedenstendenz aus der Welt des Gedankens und der Gefühle in die Welt der Erscheinungen zu treten verhindert. Denn ungeachtet aller gedeihlichen, ja grandiosen Fortschritte, deren wir uns berühmen dürfen, sind wir Menschen doch im großen ganzen das geblieben, als was wir geschaffen wurden: schwache, eitle, unbeständige Wesen, abhängig von unserer Physis, bewegt durch Leidenschaft mehr als Vernunft, zugänglich in höherem Grade für Gründe des beschränkten und zeitweiligen Interesses, als für allgemeine und umfassende Gesichtspunkte des kulturellen Wohles. Und mögen unsere Vorsätze noch so gut sein, unsere Absichten noch so weise — wenn der Augenblick ruft, das Bedürfnis des Tages an uns herantritt, Hoffnung und Furcht in unseren Herzen mächtig sich regen: dann hören wir auf, kalte, ruhige, überlegende Geschöpfe zu sein, dann sind wir lediglich Gebilde von Fleisch und Blut, mit all der Kraft, aber auch der Schwäche, die solchen Gebilden eigentümlich ist. Wir bewegen uns dann, mehr oder weniger bewußt, streng in jenen Bahnen, welche der Egoismus, dieses treibende Element des Lebens, uns wandeln heißt.

Daher dann die Reibung, der Kampf, der niemals enden will, „bellum omnium contra omnes!“ — Was nun in dieser Beziehung für das Individuum gilt, trifft auch völlig hinsichtlich des Staates zu. Menschen sind es ja, die ihn bilden, leiten, bewegen und ihm die Richtung seiner Ziele geben. Da durch Vereinigung und Verknüpfung ihre Machtfülle wächst, wie sollten nicht in gleichem Maße ihre Ansprüche weitergreifen? Woher sollte da ideale Mäßigung kommen? — Nein! — Wie sonst unter belebten Wesen tritt auch in der menschlichen Gemeinschaft harter, ununterbrochener Kampf als ein Gesetz auf, unter das sich, willig oder widerstrebend, alles beugen muß; und uralt, wie die trübe Sentenz klingt, bleibt sie, soferne eben brennender Wunsch noch nicht Tat ist, aufrecht unter den Veränderungen der Zeit und der Sitte: „Vivere est militare!“

IV. Das Verhalten der Politik zu Recht und Moral.

Ich gelange, meine Herren, nachdem ich Ziele und Mittel der Politik erörtert habe, meinem früher skizzierten Plane entsprechend, nunmehr zu ihrem Verfahren. Allein bevor ich systematisch und in logischer Geschlossenheit zu diesem Teile meiner Betrachtung übergehe, scheint es mir zweckmäßig, damit auf ein bereits früher berührtes Moment zurückgreifend, vor allem zu erwägen, wie sich Recht und Moral der Politik gegenüber verhalten. Es wird durch dieses Hervorheben eines Teiles aus dem Ganzen eine Klarlegung der Sache nach mancher Richtung zu erzielen und eine weitere Wiederholung des für die Betrachtung immer Wiederkehrenden zu vermeiden sein. Bei der Wichtigkeit einer solchen Erörterung darf ich wohl Ihre Nachsicht für die größere Ausführlichkeit in Anspruch nehmen, die ich im Interesse der gründlichen und grundhältigen Erörterung des Gegenstandes nicht unterlassen darf. Um aber in dieser Frage den richtigen Standpunkt zu gewinnen, heißt es von allem Anfange her sich unbedingt zu einer realen Anschauung der Dinge bequemen, welche nicht etwa aus dem, was zu sein frommt, willkürlich schließt auf das, was da wirklich ist; sondern die vielmehr Tatsachen und Wünsche, ganz abgesehen von ihrer sittlichen Berechtigung, gebührend zu scheiden weiß.

In diesem Sinne möchte ich gleich vorwegs betonen, daß es mit dem Rechte der Staaten keineswegs so wie mit dem Rechte der einzelnen beschaffen sein kann, ja jede Analogie solcher Art vollkommen ausgeschlossen bleiben muß.

Denn das Recht des einzelnen fußt eben darauf, daß sich dieser gewissen feststehenden Gesetzen unterordnet, welche, mehr oder minder unter seiner eigenen Mitwirkung entstanden, den Ausdruck gemeinsamer Rechtsanschauungen bedeuten. Allerdings fällt sein Vorteil nicht immer mit dem Gesetze zusammen. Aber indem er im besonderen Falle Entsagung übt, gewinnt er im allgemeinen den Schutz und die Sicherheit, ohne welche auch die besonnen betätigte Kraft vorzeitig verderben müßte. Gerichte seines Landes geben ihm die höchste zulässige Gewähr gegen Vergewaltigung. Die Freiheit seiner Handlung ist begrenzt; aber die Schranken, welche das Gesetz ihm zieht, sind zugleich die Mauern, hinter denen er sich vor fremder Agression sicher weiß.

Anders ist es im internationalen Leben. Gesondert, wenn auch nicht abgeschlossen, stehen die Staaten einander gegenüber. Keine gemeinschaftliche Rechtsquelle, fast keine gemeinschaftliche Rechtsüberzeugung, kein allgemein bindendes Gesetz, oder im besten Falle doch nur ein unzulängliches, ist vorhanden, kein Tribunal ist da, um Recht zu sprechen, und wäre eines da, keine Macht, die hinter diesem Tribunale stünde, es zu vollstrecken. Wenn das gemeine Recht, wie es ein scharfblickender Staatsrechtslehrer hervorhebt, selbst wider das Interesse des einzelnen zur Verwirklichung gelangt, daher eine selbständige Existenz besitzt, so ist dagegen das internationale Recht — oder vielmehr, was wir unter diesem Ausdrucke zu verstehen pflegen — eben nur an das Interesse gebunden und zu diesem in einem untergeordneten Verhältnisse. Die Folge ist natürlich die, daß jeder Staat sich seine eigene Rechtsübung, meist von Fall zu Fall, bildet. Während also die Beziehungen der Staaten untereinander weitaus verwickelter sind, als die der einzelnen gegenüber den einzelnen, und während demnach, bei wesentlich verschiedenen Standpunkten, die Auffassungen oft vom Grunde aus differieren, ist keine höhere Instanz da, welche die besonderen Ansprüche auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, sie auszugleichen und nach positiven Satzungen oder dem Gebote der Billigkeit zu enscheiden vermöchte. Das Schiedsrichteramt ist offen und es ist nicht leicht abzusehen, wann und wie es anders sein könnte.*) So wahr es also ist, daß „das Vernünftige in der Geschichte sich nicht immer auf den Wegen der Vernunft vollziehe", so sehr steht es außer jedem Zweifel, „daß die Fragen des internationalen Lebens nicht Fragen des Rechtes sind und sich nicht nach abstrakt-wissenschaftlichen Theorien, nach den Feinheiten engbegrenzter Rechts-

*) Doch teilweise überholt. Siehe Artikel: Haager Konferenz S. 216.

gelehrtheit, sondern nur nach den freieren und erweiterten Gründen der Zweckmäßigkeit lösen lassen". Und war es denn in der Tat je anders? Abgesehen von ihren auf Täuschung abzielenden Vorwänden, hat eine gesunde Politik nicht immer zur Grundlage gehabt: den großen Zug der Interessen, die Umstände des besonderen Falles, die Kraft der verfügbaren Mittel; ist Notwendigkeit und Nützlichkeit, wenn auch stillschweigend, nicht stets als ihre innere Berechtigung angesehen worden? Antwort hierauf gibt die Geschichte bis herab auf unsere Zeiten. Lassen Sie mich diese Sache mit den treffenden Worten eines englischen Juristen und Politikers abschließen: „Wer in gefahrvollen Zeiten resolviert, nichts zu tun, was nicht mit den bestehenden Formen übereinstimmt, gleicht einem Manne, der sich in die Wildnis verirrt hat und nun dasteht und ruft: ‚Wo ist die königliche Landstraße? Ich will nirgends gehen, als auf der königlichen Landstraße.' In einer Wildnis muß der Mensch den Pfad einschlagen, der nach Hause führt. In gefahrvollen Zeiten müssen wir unsere Zuflucht zu dem höchsten Gesetze nehmen — zur Sicherung und zum Interesse des Staates."

Das Verfahren in der Politik kann aber auch, meine Herren, sich nicht strenge an die Grundsätze allgemeiner Moral binden.

Wenn wir zugeben, daß es das Ziel der Politik ist, die Interessen des Staates zu wahren, welche leider nur zu oft das den sittlichen Gesetzen Widersprechende fordern, wenn wir erkennen, daß die Mittel der Durchführung nichts weniger als durchwegs moralische sind — wie soll dann das Verfahren innerhalb jener edlen und reinen Prinzipien bleiben, denen wir allerdings mit Recht im bürgerlichen Leben hohen Wert erteilen. Ziehen wir weiters in Betracht, daß zwischen den einzelnen Staaten eine Reziprozität besteht, daß demnach die Aktion der einen Gemeinschaft durch die einer andern bedingt ist, und daß, wenn der uneingeschränkte Gebrauch der Mittel von dem einen Teile in Anspruch genommen wird, der andere nicht darauf verzichten kann, so müssen wir die Unmöglichkeit des absoluten Festhaltens an den Grundsätzen der Moral gewiß zugeben. Da nicht das Sittliche des Verfahrens, sondern dessen angemessene Richtung und dessen nachdrücklich, ja rücksichtslos angewandte Kraft den Erfolg nach sich zieht, so würden übermäßige Bedenken nur Schwächen und Niederlage verursachen; es führte auch hier höchstes Recht zu höchstem Unrechte. Unter diesen Erwägungen bleibt es sicherlich bemerkenswert, daß jene Tatsache trotz einer Fülle eindringlicher Erfahrungen nicht selten mißachtet wird. Immer bäumt sich die menschliche

Natur gegen eine Konzession auf, welche sie zu vermeiden doch nicht in der Lage ist. Und dies befremdet wohl, da im Kriege die Unanwendbarkeit der Privatmoral allgemein zugegeben wird. Dort werden Lüge und Täuschung, List und Verrat, Zerstörung und Tötung als unvermeidlich angesehen — woher kommt also jener strenge Maßstab der Beurteilung auf dem ja dem Kriege so naheliegenden Gebiete der internationalen Politik? Er hat in Wahrheit keine Berechtigung. Denn wie überall in der Natur, so waltet auch wie ich bereits dargelegt habe, auf dem Felde der Politik das eherne Gesetz, das der Kampf um das Dasein gebieterisch auferlegt, ein Gesetz, welches mehr die physische und intellektuelle als die ethische Kraft begünstigt. Und so ist es ein trübes Wort voll innerer Wahrheit, welches der Dichter ausspricht, „daß der heiligste und gerechteste Gedanke, wenn er durch die unvollkommene Menschennatur hindurchgeht, nur in Fetzen und Blut daraus hervorkommt".

Unter der kaum zu bewältigenden Fülle von Beispielen, geeignet, die Unanwendbarkeit der Privatmoral auf die internationale Politik darzutun, möchte ich, meine Herren, eines hervorheben, das, als der neuen Geschichte entnommen und in großen Verhältnissen wurzelnd, besonders lehrreich zu nennen sein dürfte. Es ist dies der Prozeß W. Hastings'. Gestatten Sie mir eine Skizze desselben nach einem berühmten Essay von Macaulay!

W a r r e n H a s t i n g s, 1732 geboren, kam 1750 als einfacher Schreiber der Ostindischen Kompagnie nach Kalkutta und war nach wechselvollen Schicksalen schon 1772 Gouverneur von Bengalen, kurz darauf General-Gouverneur von Indien. Seine hohen staatsmännischen Gaben brachten ihn nicht nur rasch auf den höchsten Gipfel der Macht, sondern erzielten auch zunächst die Rettung, dann die Größe seines Vaterlandes. Denn während England zugleich von inneren und äußeren Feinden angegriffen, in allen Erdteilen Verluste erlitt, während die amerikanischen Kolonien sich losrissen und der furchtbare Kampf mit Frankreich alle seine Kräfte in Anspruch nahm, hatte Hastings, mit einer kleinen Schar auf sich allein angewiesen, nicht nur der Ostindischen Kompagnie das ihm anvertraute Land erhalten, sondern durch Unterwerfung von Staaten und Fürsten ein Reich gebildet — größer als das Mutterland der vereinigten Inseln selbst. Durch Klugheit, Mut und Ausdauer hatte er alle die Gärungen beschwichtigt, welche auf dem Boden Indiens von so furchtbarer Wirkung zu sein pflegen. Wie groß auch seine Aufgabe war und erschwert durch Friktionen jeder Art: er zeigte sich ihr vollauf gewachsen und blieb Sieger allerwärts — im Rate wie auf dem Schlachtfelde.

Aber die Mittel, welche Hastings anwendete, und der Vorgang, den er einschlug, waren nicht die der Gerechtigkeit, der Treue, der Humanität. Zum Vorteile der geldgierigen Kompagnie scheute er keine Erpressungen. Er vermietete förmlich die englische Armee an den Nabob von Aude zur Unterjochung des freien und blühenden Stammes der Rohillas und machte ihre schönen Täler „zu einem Feuerbrande und zu einer Dampfwolke". Er brandschatzte den Nabob von Benares in unerträglicher Weise und suchte durch List und Gewalt, durch Hunger und Folter Witwe und Mutter des Nabob von Aude zur Herausgabe ihrer Schätze zu bewegen. Unversöhnlich gegen die Feinde seiner Herrschaft, ließ er den ersten Brahminen Nuncomar auf Grund einer mehr als zweifelhaften Anklage und unter rechtlichen Formen, die auf Indien keine Anwendung haben konnten, einkerkern und hinrichten.

Nach einer 13jährigen Regierung zurückberufen, hinterließ Hastings Ostindien in Ruhe, geordnet und zufrieden. Aber während er daheim warme Anerkennung gewärtigte, fand er sich im Gegenteile bald unter eine furchtbare Anklage gestellt. Nach langen, heißen Debatten hatten die Gemeinen dieselbe beschlossen und der Verfassung gemäß verwandelte sich dabei das Haus der Lords in einen Staatsgerichtshof. Die Wichtigkeit der Sache an sich, die Schwere der Anschuldigungen, das hohe Tribunal, die weltberühmten Namen der Ankläger, die allgemeine Teilnahme, welche sich bald in Äußerungen des Hasses und Abscheues, bald in solchen des Mitleides, ja der Bewunderung, kundgab — alles vereinigte sich, um den Prozeß zu einem großen, eindrucksvollen Ereignisse zu machen. Zweiundzwanzig Punkte brachte die Anklage vor und vier Tage dauerte die Einleitungsrede der öffentlichen Ankläger, deren Liste die ersten Redner Englands: Burke, Fox, Sheridan, Windham, Lord Grey, umfaßte.

Der Name Burkes insbesondere ist mit dieser Gerichtsverhandlung für alle Zeiten untrennbar verknüpft. Die Tiefe der Gedanken, die Kraft des Ausdruckes, der asiatische Bilderreichtum, die lichtvolle Anordnung des Stoffes und die einschneidende Logik seiner Reden haben ihn in die erste Reihe der öffentlichen Männer gerückt und um sein Haupt den hellsten Glanz gebreitet. Mit den glühendsten Farben kennzeichnete er den verderbten und entarteten Charakter des Angeklagten und schilderte die Tragweite des Prozesses mit ergreifendem Ernste. „Nicht jener Schuldige," sagte er, „steht vor Gericht; es ist das Haus der Gemeinen, über welches Gericht gehalten wird, er ist das Haus der Lords, es ist die britische Nation, über welche Gericht gehalten wird im

Angesichte aller anderen Nationen und vor einer langen, langen Nachkommenschaft." „Diese gerichtliche Verfolgung," fuhr er fort, „hätte nie vor die Schranken dieses Hauses gebracht werden sollen, wenn sie kraftlos eingeleitet und schlecht ins Werk gesetzt worden wäre. Da sie aber nun vor unser Forum gebracht ist, so hat die Nation die Verantwortlichkeit dafür übernommen und der leiseste Anschein von Schwanken würde uns auf immer entehren." Sich gegen die Einwürfe Hastings wendend, welcher behauptet hatte, daß der Maßstab für die Moralität des Verfahrens in Asien ein anderer sein müsse als in Europa, meinte Burke: „Wir werden nie und nimmermehr jene Auffassung zugeben, welche die Pflichten des Mannes nicht von den Beziehungen zum großen Beherrscher des Weltalls und zum Menschengeschlechte, sondern vom Klima, von Längegraden und Parallelen abhängig machen will. Wir erklären feierlich, daß die Gesetze der Moral überall dieselben sind und daß jede Handlung, die in England als eine Tat der Erpressung, des Unterschleifes und der Bestechung anzusehen ist, auch im übrigen Europa, in Asien, Afrika, auf der ganzen bewohnten Erde als eine solche betrachtet werden muß." „Ehemals," setzte er hinzu, „wurde das Volk Englands getadelt und vielleicht mit Recht, daß es eine mürrische, ungesellige, kalte, unangenehme Menschenrasse sei, und ebenso veränderlich wie das Klima, in dem es lebt. Aber niemand verweigerte der Nation das Zeugnis, sie sei eine offenherzige, freimütige, schlichte, aufrichtige Nation: lauter Eigenschaften, welche tausend Fehler gutmachen würden, die sie etwa hätte. Aber wenn ihr, indem ihr diese Unterschleife duldet, dem Volke ein hinterlistiges, engherziges, mißtrauisches Vorgehen zeigt, wenn ihr es in Eigenschaften unterweiset, welche denjenigen, durch die es sich bis jetzt auszeichnete, geradezu entgegensetzt sind, wenn ihr es zu einer Nation von Hehlern, zu einer Nation von Heuchlern, zu einer Nation von Lügnern, zu einer Nation von Fälschern macht, meine Lords, wenn ihr es mit einem Worte zu einer Nation von ‚Banians' umwandelt: so wird der Charakter von England, jener Charakter, dem wir mehr zu danken haben, daß wir eine große Nation geworden, als unseren Waffen und unserem Handel, so wird Englands Charakter verschwunden und verloren sein." Mit einer nie vernommenen Kraft der Stimme und des Ausdruckes schloß der Redner so: „Ich klage Warren Hastings großer Verbrechen an. Ich klage ihn an im Namen der Gemeinen von Großbritannien, deren parlamentarischen Vertrauen er verraten hat. Ich klage ihn an im Namen des indischen

Volkes, dessen Gesetze, Rechte und Freiheiten er umgestürzt, dessen Eigentum er zerstört, dessen Land er öde und trostlos gemacht hat. Ich klage ihn an im Namen jener ewigen Gesetze der Gerechtigkeit, welche er verletzt hat. Ich klage ihn an im Namen der menschlichen Natur selbst, welche er in beiden Geschlechtern, in jedem Alter und Range, in jeder Lage und in jedem Verhältnisse des Lebens grausam beleidigt, geschmäht und unterdrückt hat."

Derart war die Begabung und der Feuereifer der Gegner Hastings'. Und obgleich die Wahl seiner Verteidiger durchaus nicht glücklich ausfiel, obgleich es an Gründlichkeit des Verfahrens nicht fehlte, da der Prozeß acht Jahre hindurch dauerte, lautete das Verdikt doch, gebilligt von der allgemeinen Stimme, auf „Nicht schuldig". Noch mehr — als im Jahre 1813 der 81jährige Hastings als Zeuge vor die Schranken des Unterhauses gerufen ward, empfingen ihn die Gemeinen mit lautem Freudenrufe, standen auf und entblößten die Häupter, da er sich entfernte. Die Nation sprach in letzter Instanz die Ehrenrettung des Greises aus. — So zeigte es sich auch hier — es ist dies ein sehr markanter Fall — daß der Staatsmann sein Verfahren nicht unbedingt an die strikte Moral zu binden vermag, da er sich häufig in Lagen versetzt findet, in denen er nur die Wahl hat zwischen der vollen Erhaltung seiner persönlichen Integrität und dem, was ihm zumeist und zuhöchst obliegt, der Größe und Ehre seines Landes.

Dieser gewissermaßen anti-ethischen Anschauung hat, meine Herren, die ganze antike Welt fast ausnahmslos gehuldigt und allgemein ward im klassischen Altertum die Moral der Politik unterordnet. Die tüchtige, die bewehrte und schlagfertige Faust war da alles; die Klage des verletzten Rechtes und der erlittenen Unbill nichts. Dies tritt insbesondere in der römischen Geschichte hervor, deren großartiger Zug und ausgesprochenes Gepräge in der Verbindung von Klugheit und Festigkeit bestanden, erprobt in Glück und Unglück, wachsend mit der Größe der Aufgabe und eben in äußerster Gefahr und Not ihren Gipfelpunkt erreichend. Die römischen Staatsmänner, denen das Heil des Landes als das oberste Gesetz galt, zeigen in der Wahl ihrer Mittel und der Art ihres Vorgehens sich stets ohne jedes Bedenken; ihre Politik ist ebenso hinterlistig wie gewalttätig. Sie bedienen sich des einen Volkes, um das andere zu bekriegen und so den Feind durch den Feind aufzureiben. Sie verletzen Treue und Wort, wo immer es ihnen zweck-

mäßig dünkt und ihre Bundesgenossenschaft ist zuweilen nicht minder gefährlich, als ihre Gegnerschaft. Ihre Milde sowie ihre Grausamkeit ist von ihren politischen Erwägungen abhängig. Die Friedensverträge, welche sie schließen, bedeuten fast immer nur Waffenstillstände, darauf berechnet, allmählich den Staat zu vernichten, der sie annahm; der besiegte Feind muß alles Kriegsmaterial ausliefern, Geiseln stellen, sowie römische Besatzungen in seine festen Plätze aufnehmen, und ist er derart geschwächt und jeder Widerstandsfähigkeit bar, dann besteht keine Schranke mehr für die weitgehendsten und unerträglichsten Forderungen. Innere Unruhen werden bei den Gegnern gefördert und alle Anstrengungen gemacht, im fremden Staate eine Partei zu bilden, die nicht das Wohl ihres Vaterlandes, sondern lediglich den Willen Roms als höchste Richtschnur ansieht. Die politischen Ansichten der Römer kommen am besten in jenen kurzen, gedrungenen, epigrammatischen Sätzen zum Ausdrucke, welche der lateinischen Sprache einen so eigentümlichen Reiz verleihen. „Divide et impera!" (Teile und herrsche!); „Fac et excusa!" (Handle und entschuldige!); „Oderint, dum metuant" (Hassen mögen sie, wenn sie nur fürchten); „Parcere subjectis et debellare superbos" (Die Unterworfenen schonen und die Stolzen demütigen): solche Worte finden hier die vollste Anwendung auf dem Boden praktischer Staatskunst. Daraus erklären sich wohl zu großem Teile die mächtigen Erfolge des lateinischen Stammes, dies verschafft ihm auf geraume Zeit hinaus die Herrschaft über den Erdkreis und läßt, wie Mommsen sagt, den rohen römischen Soldaten an die Stelle des hochbegabten griechischen Denkers treten.

Auch in der modernen Welt gelangen Grundsätze solcher Art nicht minder voll und scharf zur Geltung. Die Ansicht von der Unvereinbarkeit der Moral mit der Politik führt in letzter Linie und in ihrer höchsten Ausbildung zu jenem schamlosen und widrigen Systeme, das wir gemeinhin den Machiavellismus zu nennen pflegen. Macchiavelli, welcher als der geistreichste und konsequenteste Verfechter dieses Systemes erscheint, wendet sich entschieden von der idealen Politik ab, stellt sich auf den Boden der vorhandenen Tatsachen und entwickelt seine Grundmaxime dahin, daß man kein Mittel zu scheuen habe, wenn es sich um die Erreichung des Zieles handle. Da es zur Beschönigung des Verfahrens niemals an Gründen fehlen würde, solle man sich nicht um die Moral, sondern vielmehr nur um die Zweckmäßigkeit desselben kümmern. Den Menschen müsse man entweder schmeicheln oder sie verderben. „Keine Treue," sagt Macchiavelli, „denn das

gegebene Versprechen war ein Bedürfnis der Vergangenheit, das gebrochene Wort ist ein Bedürfnis der Gegenwart; keine Schonung, denn, wo Arzneien nicht helfen, da helfe das Eisen, wo das Eisen nicht hilft, das Feuer; keine sittlichen Bedenken überhaupt, denn eine Schande ist nur Wollen und Nichtkönnen."

Nun, meine Herren, eine solche Theorie war nun allerdings danach angetan, die Gefühle allgemeiner Scham und allgemeiner Entrüstung zu erwecken. So kam denn eine ganze Flut von Entgegnungen. Aber sonderbar bleibt es immerhin, daß der ausgesprochenste Gegner jenes Systemes Friedrich II. war, ein Fürst, dem man, wie sehr man auch seinen großen Regenteneigenschaften Gerechtigkeit widerfahren lasse, eine skrupulöse Moralität seiner Politik nicht nachsagen kann. Sein Antimacchiavell erschien im Jahre 1740 und begann friedlich und freundlich mit Worten des markantesten Rechtsgefühles. „In früheren Zeiten," sagt Friedrich II., „zog man den traurigen Ruhm des Eroberers der Sanftmut, der Billigkeit und aller Tugend vor. In unseren Tagen schätzt man die Menschlichkeit höher. Ich frage, was kann einen Mann dahin bringen, seine Macht vergrößern zu wollen? Was für Ansprüche hat er, kraft deren er sie bauen will auf das Elend und die Vernichtung anderer Menschen?" Aber während Friedrich II. dies schreibt, bereitet er schon den Plan zur Bekämpfung Österreichs mit der ihm eigentümlichen Geistesstärke, Energie und Zähigkeit vor, und während die Welt noch den philanthropischen König preist, fällt er trotz Verträgen und Zusicherungen Österreich an, das fast wehrlos einer ganzen Welt in Waffen gegenübersteht. „Wenn Fürsten Krieg wollen," so schreibt Friedrich II. rückhaltslos, „beginnen sie ihn und lassen dann einen arbeitsamen Rechtsgelehrten kommen, der beweist, daß es also Recht sei", und weiters· „Wenn ein Vorteil daraus erwächst, ehrbar zu sein, seien wir es, und wenn nicht, nicht!"

Es wäre überhaupt befremdend, wenn die Erklärung hierfür nicht so nahe läge, daß eben die Eroberer gerne von ihrer Milde und Menschlichkeit sprechen, sowenig ihre Taten solchen Worten sich anbequemen. So schreibt auch Bonaparte 1797 an Erzherzog Karl: „Haben wir nicht genug Leute getötet und Leiden genug verhängt über die trauernde Menschheit? Sie erhebt Einspruch von allen Seiten. Was mich betrifft, so würde ich mit weit größerem Stolze auf die Bürgerkrone blicken, als auf den trüben Glanz kriegerischer Triumphe."…. Nun wir wissen wohl alle, wie solche Worte zu verstehen sind, und von 1797 bis 1815 gab es

wohl noch eine beträchtliche Menge solcher Bürgerkronen zu erringen.

Wie sehr ich aber auch, meine Herren, gestützt auf die reichlichen Belege, welche die Geschichte fast auf allen ihren Blättern bietet, der Überzeugung bin, daß das Verfahren der Politik nicht unbedingt an die Gesetze des Rechtes und der Moral gebunden sei, so liegt es mir doch ferne, diese Behauptung dahin zu erweitern, daß jene Gesetze durchaus keinen Einfluß auf das internationale Leben besitzen. Es widerstreitet dem die allgemeine Anschauung und das Volksgewissen in hohem Grade, so daß eine Politik ohne jedes Recht und ohne jede Moral auf lange Epochen hinaus kaum mehr wirkliche Erfolge zu erringen vermag, und daß sie, wenn auch nicht auf aktiven Widerstand, doch gewiß auf Unwillen oder mindestens Unmut im eigenen Volke stoßen mag. Die Zeiten sind wohl vorüber, wo man rücksichtslos der Empfindung aller ins Gesicht schlagen darf, wo die nichtigsten Vorwände Veranlassung zu den weitgehendsten feindlichen Maßnahmen geben, wo man etwa, wie es einst die Spanier mit den Amerikanern taten, ein Eroberungsrecht daraus ableitet, daß „diese Leute ihre Vorräte an Krebsen und Schnecken in Körben aufbewahren, Tabak rauchen und den Bart in eigentümlicher Weise tragen".

Die politische Klugheit gebietet es aber namentlich dann, den Vorwurf des Rechtsbruches und der Immoralität abzuwehren, wenn die eigenen Mittel bis zum äußersten Maßstabe anzuspannen sind, die Teilnahme erregt, die Begeisterung geweckt und opfervolle Hingebung erzielt werden soll. Denn, wie ich bereits andeutete, tief im Herzen des Volkes lebt ein Etwas, das sich der rücksichtslosen Verletzung des ethischen Momentes mit Macht entgegenstemmt, und wie wenig empfänglich das Volk für subtile Erwägungen und haarscharfe Unterscheidungen sein mag, so täuscht es sich doch äußerst selten über die rechtliche wie sittliche Zulässigkeit des eingeschlagenen Verfahrens. Selbst für den Fall demnach, daß die Politik eines Staates, höheren Rücksichten folgend, eine widerrechtliche, gewalttätige ist, wird das Bemühen der leitenden Staatsmänner dahin gerichtet sein müssen, die Sachlage von einer günstigeren Seite darzustellen, sie als etwas anderes erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist. So ergibt sich denn auch die Trennung zwischen Ursache und Vorwand, welche zwar nicht immer vorhanden sein mag, aber die bei der Anwendung gewaltsamer Mittel gemeinhin eine bedeutsame Rolle spielt.

Hierzu tritt noch der Umstand, daß die mildere und menschlichere Auffassung unserer Zeit die zivilisierten Nationen zu einer Be-

schränkung im kriegerischen Verfahren geführt hat, und daß heutzutage selbst bei der nachdrücklichsten Aktion die Rücksicht der Humanität doch einigermaßen vorwaltet. Demnach wirken Recht und Moral immerhin als Hemmschuh für den Exzeß in der Wahl des Zieles und im Gebrauche der Mittel. Selbst historisch tritt diese Anschauung schon in früheren Jahrhunderten zutage, und wenn ich mir ein Beispiel dafür anzuführen erlauben darf, so gestatten Sie mir, wieder in die englische Geschichte — weitaus die großartigste, entwickeltste und lehrreichste — zu greifen. Als Großbritannien jenen verhängnisvollen Krieg führte, dessen Ziel die Erhaltung seiner amerikanischen Kolonien war, da brachte die besondere Tragweite des unternommenen Kampfes die höchste Erbitterung mit sich. Die englische Regierung trug kein Bedenken, für ihre Aktion die Hilfe der wilden Eingeborenen, der Rothäute, in Anspruch zu nehmen. Damals war es, daß im Hause der Lords Graf Suffolk die Notwendigkeit jener Maßregel verteidigte und behauptete, daß man von allen Mitteln Gebrauch machen müsse, welche Gott und die Natur verliehen hätten. Da stand Lord Chatham auf. „Ich bin erstaunt," sagte er, „und empört, solche Grundsätze in diesem Hause und in diesem Lande bekennen zu hören, welche dem Throne nicht nahen und das Ohr der Majestät nicht beflecken sollten. Sie empören mich als Freund des ehrlichen Krieges, als Feind der grausamen Mordlust und fordern, daß ich meinen Abscheu vernehmlich ausspreche." *) Bedenken wir, daß die Rede von den Lippen eines Staatsmannes kam, des bedeutendsten seiner Zeit und des leitenden Ministers in den Tagen höchster Bedrängnis. Ihre Wirkung war grandios, ihr Erfolg sofortige Abstellung jener grausamen Maßnahmen.

Und so oszilliert gewissermaßen — lassen Sie mich die heutige Betrachtung mit diesem Resümee schließen — wie die Geschichte, d. h. die Politik der Vergangenheit auch die Politik der Gegenwart zwischen den entgegengesetzten Polen: der Gewalt und dem Rechte, der Macht der Verhältnisse und der Stimme des öffentlichen Gewissens, und wahrhaft glücklich die Gemeinschaft, der es gegönnt ist, zwischen den ragenden Klippen hindurchzuschiffen, sich kraftvoll zu erweisen bei Hochhaltung des Rechtes und der Sittlichkeit, diese aber auch nicht erkaufen zu müssen durch Ohnmacht und Sturz!

---

*) In weiterer Ausführung siehe Seite 242.

V. Das Verfahren der Politik.

Indem ich, meine Herren, nunmehr daran gehe, das Verfahren der Politik in den Kreis meiner Erörterungen zu ziehen, gelange ich zu dem gewichtigsten und schwierigsten Teile des ganzen Stoffes.

Angemessen den Gesetzen der Logik werde ich mich zunächst mit der Wahl des Zieles, der Richtung also, welche dem Verfahren im allgemeinen gegeben werden soll, beschäftigen.

Ich unterscheide absolute und relative Ziele. Während die ersteren das unter allen Umständen zu Erstrebende, gewissermaßen das Minimum der Anforderungen darstellen, sind letztere, was ihre Zulässigkeit betrifft, in strenger Abhängigkeit von den obwaltenden Verhältnissen zu denken. Jene repräsentieren das Notwendige, diese das Nützliche. So ist, um zu exemplifizieren, die Integrität des Staates unbedingt aufrechtzuhalten. So muß die Ehre eines Staates unter allen Umständen intakt bleiben. Dagegen ist die Erweiterung des Gebietes eine Angelegenheit, bei der die Opportunität sehr in Betracht kommt.

Rücksichtlich der absoluten Ziele gibt es sonach keine freie Wahl; ihre Verfolgung ist mit Existenzberechtigung und Existenz des Staates unlösbar verknüpft; ein Paktieren, ein Ausweichen und Schwanken kann da niemals gut sein. Und ein Volk, dem in dieser Richtung empfindlich nahe getreten wird, tut wohl daran, in männlicher Entschlossenheit sein Äußerstes aufzubieten, selbst den ungleichen, den gefährlichsten Kampf einzugehen, und wenn sonst nichts erübrigt und jeder andere mit seiner Würde verträgliche Ausweg verschlossen ist, die Waffe in der Faust in tödlichem Ringen ruhmreich zu erliegen. Wenigstens auf daß es sich die Bewunderung der kommenden Geschlechter und in den Blättern der Weltgeschichte ein ehrenvolles Angedenken sichere! — Im Gegensatze hierzu findet bei den relativen Zielen eine freie Wahl statt, bei der unter allen Momenten der Erwägung in erster Linie die zur Verfügung stehende Kraft in Betracht kommt.

Richtige Schätzung der eigenen Hilfsmittel ist somit die Grundbedingung für ein zweckmäßiges Verfahren. Es ist dies nun allerdings eine Sache, die keineswegs so leicht ist, als sie zu sein scheint. Nur zu häufig geschieht es — wir können diese Tatsache bis zur jüngsten Zeit herab konstatieren — daß man sich über das Maß seiner Kraft beträchtlichen Täuschungen hingibt, sie bald weitaus zu niedrig, bald — was noch gefährlicher ist — weitaus zu hoch anschlägt. Den Grund dieser auffallenden Erscheinung

müssen wir darin suchen, daß die Hilfsmittel des Staates, von ihrer intellektuellen und moralischen Seite her betrachtet, kaum als kommensurable Größen anzusehen sind. Ein rein äußerliches, ein mechanisches Abwägen führt daher niemals zu richtigen Ergebnissen; es ist eine Art von intuitiver Erfassung der Stärkefaktoren erforderlich. Dies um so mehr, als die überragende Bedeutung der innerlichen Kraftelemente für den denkenden Menschen außer Zweifel steht. Wie anders wären auch sonst eben jene Ereignisse zu erklären, auf die wir immer mit hohem Interesse blicken und welche wir stets hervorsuchen, so oft wir zu unserer Genugtuung darlegen wollen, daß Zahl und Masse allein in den Geschicken der Völker und Reiche keineswegs den Ausschlag geben? — Ereignisse beispielsweise von der eigentümlichen Gestaltung, daß die Hunderttausende bewehrter und kriegerischer Perser sowohl bei deren Eroberungszuge, als auch bei der Verteidigung des eigenen Landes einer verhältnismäßig kleinen Schar der Hellenen und Makedonier erliegen; daß das unansehnliche Rom in relativ kurzer Frist die apenninische Halbinsel und mit deren Kräften fast den ganzen bekannten Erdkreis unterwirft; daß ein Häuflein Spanier einen der räumlich ausgedehntesten Erdteile unterjocht und eine kaufmännische Gesellschaft das völkerreiche Indien unter ihre Botmäßigkeit bringt. — Alle diese Erfolge aber, wie wunderbar sie sich auch anlassen, geschehen auf dem natürlichen Wege; sie sind das notwendige Resultat geistiger Überlegenheit und moralischer Übermacht. Bei der Abmessung der Kraft kommen somit nicht nur die rein materiellen, die greifbaren Faktoren, nicht nur die Größe des Landes und seine geographische Lage, die Zahl und Dichtigkeit der Bevölkerung, deren Wohlstand und Betriebsamkeit zur Geltung; auch die Beschaffenheit der Staats- und Heeresorganisation, das dem Volke eigentümliche Gepräge, beruhend auf seinem Ursprunge und dem Gange seiner Geschicke, vor allem jedoch seine Eintracht und Geschlossenheit fallen schwer ins Gewicht. Diese Elemente mit wahrer Liebe zu pflegen, insbesondere aber den nationalen Charakter bis zur vollen Reife zu entwickeln, seinen starken und edlen Seiten Nahrung zuzuführen, ist eben auch eine Aufgabe der Politik, wenngleich mehr der inneren, und eine um so bedeutungsvollere, als ihre Lösung ein reiches Ausmaß an Zeit und damit an Voraussicht, Geduld und eherner Folgerichtigkeit bedingt.

Allein mit der Erkenntnis der zur Verfügung stehenden eigenen Kraft ist es nicht abgetan; auch die fremde Kraft, insoferne sie zur Erreichung des Zieles herangezogen werden kann, oder in-

sofern sie als den Gegenstrebungen dienend sich darstellt, muß richtig und vom Grunde aus gewürdigt werden. Die Schwierigkeit der Schätzung steigert sich hier beträchtlich: Das Entfernte in seinen wirklichen Proportionen zu erfassen, sich in den Geist verschieden gearteter und von den eigenen Einrichtungen abweichender Institutionen hineinzudenken, dabei aber — was so selten geschieht — sich auch frei zu halten von allen phantastischen Vorstellungen, zu denen Hoffnung oder Furcht Veranlassung geben, ist immerhin ein höchst kompliziertes, somit schwer zu bewältigendes Problem.

Was namentlich die Kraft verbündeter Staaten betrifft, so ist zu erwägen, daß der Gebrauch fremder Hilfsmittel selten völlig uneingeschränkt und es daher vollkommen unzulässig ist, ihnen den Wert zu erteilen, der gebührendermaßen den eigenen zukommt. Denn es werden hier bei aller Identität der Meinungen und Interessen mannigfache Reibungen sachlicher und persönlicher Art früher oder später zum Ausdrucke gelangen, es werden örtliche und zeitliche Hindernisse der vollen Ausnützung der Kraft in den Weg treten — Ängstlichkeit und Mißtrauen werden häufig dem Entschlusse seine Festigkeit, der Aktion ihren Nachdruck nehmen. Und dies ist erfahrungsgemäß gerade dort am meisten der Fall, wo enges Zusammenschließen erforderlich ist, wo es allein Bedingung und Bürgschaft des Erfolges gewährt. Die Geschichte, ganz besonders die Kriegsgeschichte, erweist zur Genüge, wie nötig es sei, die Unverläßlichkeit von Verbündeten, ihr Schwanken, ihren Abfall, ja sogar ihre plötzliche und deshalb um so gefährlichere Gegnerschaft in Rechnung zu ziehen; und wenn diese Erwägung natürlicherweise nicht dahin führt, auf das Heranziehen fremder Hilfsmittel zu verzichten, so warnt sie doch vor dem übermäßigen Vertrauen auf selbe — ein Vertrauen, das eben oft arg getäuscht worden ist. Die eigenen Hilfsmittel sind es demnach, in denen vornehmlich die Aktionen des Staates zu wurzeln haben.

Sobald nun aber das Kalkül über die Faktoren der Kraft feststeht, läßt sich auch mit jenem Grade von Sicherheit, der in umfassenden und verwickelten Angelegenheiten überhaupt zu erlangen ist, über die Durchführbarkeit der Ziele im allgemeinen urteilen. Und diese Seite der Frage muß allerdings, als die wesentlichste, in erste Linie gerückt werden, wenn anders man es vermeiden will, Zeit und Kraft an das Unmögliche zu setzen und dadurch die möglichen Ergebnisse problematisch zu gestalten. Immerhin ist jedoch, bei der genauesten und vorsichtigsten Abwägung der Kraftmomente, für den auf dieser Grundlage zu fassenden Entschluß

eine gewisse Kühnheit erforderlich, ohne welche große Dinge niemals Formen erhalten, ins Leben treten, gedeihen können. Neben der allgemeinen kommt aber auch die spezielle Durchführbarkeit der Ziele mit Rücksicht auf die obwaltenden Umstände sehr in Betracht. Namentlich ist es die Zeit, welche bald fördert, bald hemmt. Sie bringt die wesentliche Unterscheidung zwischen freier und gebundener Kraft zum Ausdrucke. Sie läßt zuweilen auch Wagnisse verhältnismäßig leicht gelingen, zuweilen anscheinend wohl fundierte Unternehmungen kläglich zugrunde gehen. Sie macht oft die Kraft des Schwachen erstarken und erschüttert bisweilen die des Mächtigen bis an ihre tiefsten Wurzeln. Ihre voraussichtliche Einwirkung ist somit bei der ganzen Anlage des Verfahrens sorgsam ins Kalkül zu ziehen.

Allein die Ziele sollen nicht nur durchführbar, sondern auch an sich vernünftig sein. Diesem Postulate wird nun aber entsprochen, wenn man sich vor einer Aktion hütet, die das allgemeine und bleibende Interesse teilweisen und flüchtigen Vorteilen opfert, wenn die notwendige Anspannung der Kraft im richtigen Verhältnisse zur Größe der zu lösenden Aufgabe steht und wenn man namentlich durch den Erfolg hierbei das Erschließen neuer ergiebiger Hilfsquellen, also eine wahre und wesentliche Erstarkung des Staates, zu erreichen vermag. Nicht jeder momentane Sukzeß nach außen kräftigt, nicht jede Erwerbung bildet einen Gewinn. Im Gegenteile wird ein Staat, der zugreift, wo er nicht zugreifen soll, nur zu leicht in eine falsche Richtung gedrängt und vom Schwerpunkte seiner Machtstellung abgerückt. Er erlangt dann — ein mehr als zweifelhafter Nutzen — „Güter auf Kosten der Kräfte". Besonnene, reife Überlegung ist daher in dieser Beziehung ganz besonders geboten.

Auch eine Vervielfältigung der Ziele bringt zumeist nur Nachteile mit sich. Indem man aus einem Übermaß an Trieb und Strebsamkeit verschiedenes zu gleicher Zeit anfassen will, zersplittert man die Kraft und gefährdet den günstigen Ausgang allenthalben. Und in der Tat, sich in alles mengen, überall das entscheidende Wort führen wollen, ist mit dem vernünftigen Gebrauche abnützbarer Mittel nicht zu vereinbaren. Das allzu beschleunigte Pulsieren zeigt nicht von erhöhter Lebenstätigkeit, sondern von drohendem Erkranken. Wie in der Strategie und aus denselben Gründen wie dort, tut man eben auch in der Politik gut daran, umfassende Aufgaben hintereinander und nicht nebeneinander zu legen.

So sorgsam man jedoch auch bei der Wahl des Zieles vorzugehen Veranlassung hat, so eingehend man das „Für" und „Wider" vor der Entscheidung prüfen soll, so ist nach derselben das unerschütterliche Beharren auf dem einmal Beschlossenen unter allen Umständen die beste Verfahrungsweise. Nur ein vollständiger Umschwung in der Situation, der plötzlich und unvorhergesehen eintritt, kann hier eine Ausnahme zulässig machen. Denn das Schwanken in den grundlegenden Absichten bringt Unsicherheit und Schwäche in das ganze Getriebe, lähmt die Aktion der eigenen Organe, befeuert jene des Gegners und schädigt, ich möchte sagen, den moralischen Kredit des Staates, das Vertrauen auf seine Stärke und Zuverlässigkeit.

Das Ziel jedoch, meine Herren — insoferne es ein vielfach verzweigtes, weit ausholendes, Kraft und Zeit absorbierendes Verfahren erfordert — verwirklicht sich zumeist nicht unmittelbar und nicht auf einmal, sondern löst sich in eine Reihe von untergeordneten Zielen, von Zwecken auf. Diesen kommt zwar auch bis zu einem gewissen Grade ein selbständiges Leben zu; sie sind jedoch immerhin in strenger Abhängigkeit vom Ziele zu denken. In ihrem stufenweisen Vorschreiten vermitteln sie dessen Realisierung. Wie die Glieder einer wohlgeschlossenen Kette hängen sie selbst untereinander zusammen. Sie schmiegen sich innig der vorwaltenden Situation an, erweitern oder verengern sich nach derselben und sind daher — ungleich dem Ziele — veränderlicher Natur. Bei ihrer Durchführung ist ein beträchtlicher Spielraum nötig, Elastizität geboten. Denn der Zweck, den der eine Staat sich setzt, trifft oft direkt oder indirekt auf den Gegenzweck des anderen und nimmt gemäß der zu überwindenden Reibung eine modifizierte Gestalt an. Wenn nur darüber der Zusammenhang mit dem Ziele, dem er dient, nicht verloren geht!

Zur Erreichung des Zieles und der an dieses sich knüpfenden Zwecke kommen die Mittel der Politik zur Verwendung. Für große Aktionen sind die diplomatischen Mittel zumeist nur als die einleitenden anzusehen. Sie bezeichnen die Richtung, welche der Kraft gegeben werden soll, die Tendenz, welche dabei obwaltet; die Durchführung der Absicht, soferne sie auf unbeugsamen Widerstand stößt, bleibt dem Kriege vorbehalten. Diplomatie und Kriegführung sind also völlig nebengeordnet. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, jedem dieser Mittel den ihm eigentümlichen Tätigkeitsraum zu belassen und eine Durchkreuzung desselben zu vermeiden. Man tut gewiß übel daran, sich in blindem Daherstürmen in einen Krieg zu stürzen, ohne ihn diplomatisch gehörig

vorbereitet zu haben; man tut ebenso übel daran — der Fall ereignet sich nicht selten — die militärische Aktion durch unzeitige diplomatische Künste zu unterbinden. In letzterer Beziehung ist namentlich für einen Staat, der politisch sich nur defensiv verhält, äußerste Behutsamkeit geboten, damit ihm nicht gleich von allem Anfange her auch militärisch die Initiative mit ihren gewichtigen Vorteilen entwunden werde. Von jener Phase an, in der die Wahrscheinlichkeit des Krieges nahegerückt ist, muß somit die diplomatische Tätigkeit, die erfahrungsgemäß nur allzu leicht zu bedenklichem Zögern, zum Entschlusse der Entschlußlosigkeit hinneigt, ganz und gar vor den militärischen Erfordernissen zurücktreten; ihr Streben soll dann dahin gerichtet sein, möglichst günstige Vorbedingungen für den Krieg zu schaffen, und sie hat sich in jenem Momente vor nichts so sehr zu hüten, als vor einem Verfahren, das um zweifelhafter diplomatischer Erfolge willen wesentlich und greifbar die militärische Lage kompromittiert. Sie hat genug getan und sie darf sich damit bescheiden, wenn es ihr gelungen ist, einen Teil der dem Widersacher zur Verfügung stehenden Kräfte zu paralysieren, dagegen die eigenen Stärkeelemente nach ihrer ganzen Ausdehnung zu entfesseln, und wenn sie weiters, der Zeit nach, dem Feldherrn einen Vorsprung in jenen einleitenden Maßnahmen gibt, von deren Regelung so oft die ganze Gestaltung des Krieges abhängt. Auch während der Operation muß der diplomatischen Wirksamkeit die Rücksicht auf militärische Förderung und Stärkung — sie allein oder doch sie über alles — zugrunde liegen. Sie darf sich niemals durch Vorwände, welche sich nicht selten unter der Maske der Humanität einfinden, durch nichtssagende Versprechungen oder leere Drohungen in dem ihr vorgezeichneten Gange beirren lassen. Vorsicht und Enthaltsamkeit sollen da ihre Parole sein. Erst wenn die militärische Situation den Frieden zulässig macht oder ihn bedingt, kommt es wieder zu einer selbständigen Aktion der Diplomatie. Das eigene Ziel und das Ziel des Gegners vor Augen wird sie zu erlangen trachten, was bei den bestehenden Verhältnissen, der stattgefundenen Verschiebung der Kraftfaktoren und namentlich unter dem moralischen Eindrucke der Ereignisse nur immer zu erlangen sein mag. Sie wird dabei ebensosehr Überhebung und Maßlosigkeit, als Kleinmut und Schwäche zu vermeiden haben, damit nicht einerseits schlummernde Kräfte des Feindes geweckt werden, anderseits vorübergehende Erfolge desselben bleibende Sanktion erhalten. Sie wird insbesondere auch, ihrem realen Standpunkte gemäß, alle Anwandlungen übertriebener Großmut von sich abzuwehren haben, welche nach vielfachen Er-

fahrungen selten zur Dankbarkeit verpflichten, und, indem sie das oberflächliche Bedürfnis des Augenblickes befriedigen, oft tiefgehende Krisen für die Zukunft verursachen. Niemals aber darf sie den Vorwurf auf sich laden, den sie tatsächlich so häufig verdient hat, das so mühsam mit dem Schwerte Errungene leichthin mit der Feder preiszugeben. Die innige Verbindung, in welcher der Gebrauch der diplomatischen und militärischen Mittel gedacht werden muß, liefert die Erklärung dafür, warum das Zusammenfassen beider in einer Hand fast immer die ansehnlichsten Vorteile erzeugt hat. Das ganze Vorgehen, wie aus einem Gusse entstanden, trägt dann das charakteristische Gepräge einer Person; das „Was" und das „Wie" greifen ineinander, Wille und Kraft, harmonisch wirksam, klingen aus in dem, was ihnen beiden einzig und allein Bedeutung gibt: in der Tat.

Die Verkettung des Zieles, der Zwecke und der Mittel verleiht nun dem Verfahren selbst seine eigentümliche Färbung. Es lassen sich für dasselbe bei der Verschiedenartigkeit der Verhältnisse, dem Wechsel der Umstände, und dem so beträchtlichen Umfange der politischen Gestion schlechterdings nicht bestimmte, unveränderliche und für jede Situation anwendbare Regeln geben. Es dürfte aber auch hier wie auf allen anderen Gebieten der Praxis zureichen, zahlreiche und häufig sich zutragende Fälle ins Auge zu fassen, dabei die Momente, auf die es im wesentlichen ankommen kann, mittels Raisonnement aneinander zu reihen und so induktiv gewissermaßen die „axiomata media", wie Bacon sie nennt, herzustellen. Versuchen wir dies!

Unter den Gesetzen des politischen Verfahrens nimmt jenes der Ökonomie der Kraft einen hervorragenden Platz ein. Es folgt dies zunächst schon aus deren Abnützbarkeit und den Gefahren, die mit ihrem vorzeitigen oder übermäßigen Verbrauche verbunden sind. Um stark zu sein in gewichtigen Angelegenheiten und im entscheidenden Augenblicke, darf man sich nicht um unbedeutender Dinge willen und vorschnell einsetzen. Nicht selten führt geduldiges Abwarten, welches die Ereignisse näherrücken und heranreifen läßt, schon von selbst zum Ziele. Um seinen Gang angemessen zu regeln, muß man seinen Atem sparen. Wer nie zur Ruhe kommt, ist auch einer anhaltenden und anstrengenden Bewegung nicht mehr gewachsen. Außerdem aber mehrt die Sucht, sich ungebührlich hervorzudrängen und sich allerorten einzumengen, nur die Zahl der Gegner und macht selbst die natürlichen Freunde scheu und ängstlich. Weit schwerer fällt das Wort desjenigen in

die Wagschale, der bei berechtigtem Kraftbewußtsein in Gelassenheit und Zuversicht verharrt, als das Wort dessen, der allezeit und ohne zwingenden Grund in der ersten Reihe der Kämpfenden zu erblicken ist. Verhaltene Kraft erweist sich von dem Augenblicke an, da sie wirksam wird, als gesteigerte Kraft.

Allein die Ökonomie der Kraft schließt die Aktivität, eine der unerläßlichsten Anforderungen an den Staatsmann, keineswegs aus. Dieser soll allerdings sich nicht immer etwas zu tun machen, sich nicht allzu geschäftig und übereifrig zeigen. Er soll ebensowenig „tänzeln und trippeln", als in blinder Raserei daherstürmen. Aber der Staatsmann darf auch nicht in den entgegengesetzten Fehler, den einer selbstmörderischen Tatenlosigkeit, verfallen. Zwar ist auch bei der höchsten Besonnenheit, die er an den Tag legt, der Ausgang einer großen Bewegung noch immer zweifelhaft. Die Verhältnisse ändern sich manchmal plötzlich, das Unerwartete geschieht und die schärfste Berechnung schlägt fehl. Und darin liegt allerdings etwas Beängstigendes, etwas, was den Geistern niederer Ordnung und den schwachen Herzen die Aktionsfähigkeit benimmt, sie matt im Wollen, entschlußlos und zum Spielballe ihrer Gegner macht. Allein wer nicht Mut, Seelenstärke und vertrauensvolle Hingabe an das sorgsam Erwogene besitzt, wem nicht in Not und Gefahr die Kräfte wachsen, dem mangelt es eben an einem kardinalen, nimmermehr zu entratenden Erfordernisse des öffentlichen Charakters. Von ihm gilt, was von einem passiven Volke gesagt wird: „Es ist ausgestrichen aus dem Buche der Geschichte." Ruhe mit Bewegung also, Vorsicht mit Entschiedenheit, Beharrlichkeit mit Feuer glücklich zu vereinigen, ist ein großer Teil staatsmännischer Aufgabe und staatsmännischer Kunst.

Die politische Aktion erfordert wie die militärische eine ausreichende Basierung. Sie ist vorhanden, wenn die zur Verfügung stehenden Mittel an die Größe der Aufgabe hinanreichen, die man sich gestellt hat, und wenn man sich überdies rückenfrei, demnach vor unwillkommenen Überraschungen gesichert weiß. In ersterer Beziehung wird man jedoch immerhin gut tun, zu erwägen, daß die Gesamtkraft nicht nur durch die Summe der Teilkräfte, sondern auch durch deren Tendenz repräsentiert wird, im Sinne des Ganzen mit aller Anstrengung tätig einzugreifen. Durch richtige Auswahl, geschicktes Gruppieren und allmähliches Verwirklichen der einzelnen Zwecke wird nach und nach die Erweiterung der Basis erzielt werden können. Man darf in der Politik am wenigsten Sprünge machen wollen; „während der eine Fuß ausschreitet, muß der andere auf dem Boden sein". Die Richtigkeit

dieses Standpunktes erweist wohl zur Genüge die Geschichte. Während in langsamem und besonnenem Vorgehen Staaten sich festigen, sich entwickeln und zur höchsten Machtfülle gelangen, überleben die mit übermäßiger Hast entstandenen Weltreiche der großen Eroberer kaum ihre Begründer. Die römische Herrschaft hält an durch Generationen und Generationen, festgefügt, wie sie ist, trotzt sie den Invasionen des mächtigen Epiroten und des großen Lybiers, sowie den vulkanischen Ausbrüchen gewaltiger innerer Fehden; die Monarchie eines Alexander, des Götterlieblings, des unsterblichen Helden, vergeht, wie ein kurzer luftiger Traum, mit dem Hauche seines letzten Atemzuges.

Schlagfertigkeit ist in der Politik ein Postulat von mächtiger Tragweite. Befähigt, dem ausgesprochenen Willen die ausgesprochene Tat auf dem Fuße folgen zu lassen, sichert man sich alle Vorteile der Überraschung und bewahrt sich zugleich vor deren Gefahren. Durchdrungen vom Gefühle wahrer Stärke, vermag man es sich frei zu halten von leeren Drohungen, deren Wirkung entgegengesetzt derjenigen zu sein pflegt, die man hervorzurufen beabsichtigt. Verbergen der Ziele und Schnelligkeit der Ausführung knüpfen sich leicht an das Bewußtsein vollendeter Schlagfertigkeit und damit auch Selbstvertrauen und kühner Unternehmungsgeist. Auch hier wird des Dichters tiefes Wort zur Wahrheit: „Bereit sein, das ist alles."

Geheimnis bildet zumeist die Seele des politischen Erfolges. Wenn auch im letzten Stadium der Aktion ein Hervortreten mit den eigenen Tendenzen unerläßlich wird, so sollen diese doch nicht ohne zwingenden Grund allzu früh enthüllt und auf Straßen und Märkten ausgeschrien werden. Denn je länger der Gegner im Unklaren bleibt über das Ziel, das wir in letzter Linie verfolgen, die Zwecke, die sich daran reihen, die Mittel, die wir anzuwenden entschlossen sind, die Art endlich, wie wir die Kräfte in Fluß zu bringen gedenken — desto besser steht es um unsere Sache. Jener soll in unsere innerste Werkstätte nicht blicken dürfen. Und uns selbst, wozu taugte uns hier breiter Redestrom? Kommt es doch weit weniger darauf an, was wir sprechen, als wie wir handeln. „Vom Hauch des Wortes verkühlt die Tatenlohe."

Gar häufig tritt an uns das Bedürfnis heran, zu dem passiven Verbergen unserer Absichten aktiv das Täuschen über dieselben zu fügen. Wie der Gegner ohne Bedenken uns gegenüber verfährt, müssen auch wir ihm Finten zu geben und Fallen zu legen wissen. Denn es muß ja sicherlich unser Bestreben bleiben, seine Aufmerksamkeit vom wahren Punkte der Entscheidung abzulenken,

seine Kraft in eine falsche Richtung zu leiten und dadurch seine Aktion erheblich zu schwächen. Die Mühe, die wir auf diese Aufgabe verwenden, ist wohlangebracht und lohnend, die Zeit, die wir ihr widmen, keineswegs verloren. „Vorsicht ist in Wahrheit ein besserer Soldat als Hast."

Auch im politischen Verfahren ist die Vereinigung der Kraft auf dem entscheidenden Punkte und zur angemessenen Zeit eine belangreiche Anforderung. Das Gesetz von der Verwendung der Übermacht gegen Mindermacht, der Stärke gegen Schwäche gilt auch hier. Die Gestaltung der Hauptaktion beeinflußt entscheidend diejenige der Nebenaktionen und keineswegs in demselben Grade umgekehrt. Es heißt daher stets mit wachem Auge und geschärftem Blicke die großen Gesichtspunkte erfassen und kräftig wahren, den sekundären Verhältnissen dagegen nur jene untergeordnete Stellung einräumen, die ihnen, der Natur der Sache nach, gebührt. Wer unter verschiedenen Fällen eine Wahl nicht zu treffen versteht, wird keinem derselben gerecht. „Nirgends ist, wer überall sein will."

Das Prinzip der inneren Linie kommt wie bei der militärischen so auch bei der politischen Gestion zu voller Verwertung. Wie dort, so beruht es auch hier auf dem Hinausschieben der Aktion gegen den einen Teil, während der andere mit überlegener Kraft angefallen wird, und wie dort bildet auch hier hochgesteigerte Tätigkeit und fessellose Energie die Grundbedingung für diese Art des Vorgehens. Mittels einer solchen Prozedur wird es eben möglich, dieselbe Kraft zu wiederholten Malen in Gebrauch zu setzen und sich sonach selbst überlegenen Gegnern gewachsen zu erweisen. Eine weitere Verwertung des Prinzipes der inneren Linie — noch schwieriger in der Anlage und noch erfolgreicher in der Durchführung — besteht darin, den einen Feind geradezu gegen den anderen auszuspielen, indem man klug und geschickt die Gemeinsamkeit ihrer Interessen durchbricht, und den einen Teil zu einem Kampfe mitreißt, welchen er, freilich zunächst unbewußt, gegen sich selbst führt.

Jederzeit steht bei richtigem Verfahren, namentlich wenn ein Gleichgewicht der polaren Kräfte besteht, in erster Linie die Sicherheit des Erfolges, dann erst kommt dessen Größe in Betracht. Eine reale Politik verzehrt sich demnach nicht in weit ausholenden, aber ohnmächtigen Wünschen; sie greift getrost auf das Nahe, das Erreichbare. Ihr gilt, um mich eines oft gebrauchten Gleichnisses zu bedienen, ein Acker in Middlesex mehr, als ein Luftschloß in Utopien. Ist aber einmal ein gewichtiger, ein nachhaltiger

Erfolg errungen, dann wird es allerdings rätlich, ihn, ich will nicht sagen, bis an seine äußersten Grenzen, aber doch soweit es nur immer angeht, auszunützen, und an ihn mit starker Hand den nächsten und wieder den nächsten Erfolg zu knüpfen, bis das Ziel nach seiner ganzen Erstreckung als erreicht angesehen werden darf.

Wie in allen großen und vielfach verschlungenen Angelegenheiten ist auch auf dem Gebiete der Politik Stetigkeit der einzelnen Maßnahmen erforderlich. Freilich darf diese nicht etwa so weit reichen, daß man, um der formalen Folgerichtigkeit zu genügen, an einen falschen Schritt erneuert einen falschen Schritt reiht, und derart in Lässigkeit oder in übel angebrachtem Schamgefühle die Unbequemlichkeit der Gegenwart zur ernsten Gefahr für die Zukunft anwachsen läßt. Die Tradition, richtig erfaßt und verständig interpretiert, hat immerhin ihre praktische Bedeutung, insoferne sie die allgemeinen Momente, auf welche es in einer konkreten Frage ankommt, nahe, übersichtlich und im Zusammenhange vor unser Auge bringt; aber sie darf auch nicht entfernt darauf Anspruch machen, als der einzige oder auch nur als der wesentliche Regulator des Verfahrens zu gelten. Die lebendigen Bedürfnisse unserer Zeit müssen eben schwerer wiegen als die ehrwürdigsten Reminiszenzen der Vergangenheit. Denn nach dem scharfsinnigen Ausspruche eines großen Historikers „zollen wir unseren Ahnen eine schickliche, vernünftige, männliche Ehrfurcht nicht durch ein urteilsloses Festhalten an dem, was sie unter anderen Umständen taten, sondern dadurch, daß wir das tun, was sie in unserer Lage getan haben würden".

Das politische Verfahren soll letztlich möglichst einfach und den natürlichen Verhältnissen des Staates angepaßt sein. Überfeinerung ist da unzweifelhaft von Übel. Je mehr Fäden, desto leichter kreuzen und verschlingen sie sich, bis sie etwa gar zu einem unentwirrbaren Knäuel werden. Auch soll man nicht mit vorgefaßten Meinungen gegen die Natur der Dinge ankämpfen. Jedes Gemeinwesen besitzt zudem seine Eigenart, welche geschont, ja gepflegt sein will. Töricht und gefahrvoll der Versuch, den Staatskörper in eine Art von Prokrustesbett hineinzuzwängen, in dem die Glieder, wenn sie zu kurz sind, künstlich ausgedehnt, wenn sie zu lang sind, gewaltsam gekürzt werden.

Diese Gesetze des Verfahrens, wie ich sie eben dargelegt habe, sind sicherlich nichts weniger als vollständig zu nennen und es würden sich leicht neben ihnen andere entwickeln, aus ihnen andere herleiten lassen. Indem ich jedoch, um Ihre Geduld nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen, diesen Vorgang nicht weiter verfolge, muß

ich denn doch betonen, wie unzukömmlich es wäre, die hier besprochenen fundamentalen Grundsätze isoliert voneinander zur Anwendung zu bringen. Da sie sich nicht nur gegenseitig ergänzen, sondern sich, einer unter der Einwirkung des anderen, beträchtlich modifizieren, so muß man sie in ihrer Gesamtheit, eng verbunden und verknüpft, zu erfassen und zu verwerten wissen.

Daß dieses aber geschehe, wird wesentlich gefördert, wenn man sich von allem Anfange her für jede größere Aktion einen Plan — gewissermaßen eine Verzweigung aus der Wurzel her — entwirft, welcher das Verfahren nach seinen hauptsächlichsten Momenten in bestimmte Grenzen und Formen bringt. Trotz aller Einwürfe, welche sich immerhin dagegen geltend machen, ist ein solches Vorgehen vollauf berechtigt und neben den überwiegenden Vorteilen, die es bietet, schwinden die Schäden, die von mancher Seite, als ihm ädhärierend, angesehen werden. Denn was bedeutet eigentlich das Fixieren eines Planes?.... Daß wir über unseren Willen und unser Vermögen, ihn ins Werk zu setzen, rechtzeitig klar zu sein suchen und es vermeiden wollen, uns einzig und allein von den Ereignissen drängen und schieben zu lassen, weiters daß wir der ganzen Gestion eine einheitliche, charakteristisch ausgeprägte Gestaltung zu geben trachten.

Allerdings kommt im politischen Leben dem Unvorhergesehenen, dem Zufalle, eine ansehnliche Einwirkung zu. Allein dies beweist schlechterdings nichts gegen die Berechtigung eines Planes. Da man es nämlich zum Teile mit bekannten, zum Teile mit unbekannten Faktoren zu tun hat, so wird man der Erkenntnis dessen, was zu unternehmen ist, nicht dadurch näher gerückt, daß man es verabsäumt zu untersuchen, zu welchem Verfahren die bekannten Faktoren bestimmen. Ist man hingegen mit diesen im reinen, dann ergibt sich die Modifikation, welche notwendig durch die bislang unbekannten Momente verursacht wird, verhältnismäßig leichter. Man muß nur dafür sorgen, daß der Plan nicht als etwas absolut Bestes, keiner Veränderung Unterliegendes angesehen werde, und man muß denselben so elastisch halten, so zwischen maximalen und minimalen Grenzen, so zwischen günstigen und ungünstigen Einwirkungen, daß die Korrektur rasch zu finden ist und der Einfluß neu hinzutretender Faktoren gebührend gewürdigt werden kann.

VI. Der Staatsmann.

Indem ich, meine Herren, nunmehr gewissermaßen vom sachlichen Standpunkte auf den persönlichen übergehe, will ich es versuchen, das ideale Bild des Staatsmannes in großen

Zügen und allgemeinen Umrissen zu entwerfen. Es ist dabei für meine Erörterung ohne Belang, ob die Leitung der internationalen Angelegenheiten unmittelbar in der Hand des Souveräns oder eines seiner Räte gedacht wird, wenn nur im letzteren Falle dieser des Vertrauens sich erfreut und den Einfluß besitzt, welche die Tragweite seiner Mission und die Schwierigkeit seines Amtes unbedingt erheischen.

Vor allem ist es naturgemäß, daß in demselben Maße, als außergewöhnliche Anforderungen an den leitenden Staatsmann herantreten, auch außergewöhnliche Gaben bei ihm vorhanden sein müssen. Für die Lösung seiner Aufgabe reichen die bescheidenen und nüchternen Anlagen nicht aus, welche sonst mit Recht vollen Anspruch auf Wertschätzung verleihen. Fleiß und Eifer, Vertrautheit mit den Geschäften, Einsicht und natürlicher Verstand, Pflichttreue und Hingebung genügen hier bei weitem, zumal aber dann nicht, wenn die harten und schweren Tage herankommen — Tage des Kampfes, der Gefahr, der Krisis, in denen es nicht selten die weitgehendsten Entschlüsse zu fassen und die folgenschwersten Maßnahmen zu treffen gilt. Dann namentlich muß in dem Staatsmanne etwas von jener ursprünglichen Kraft vorhanden sein, die, lediglich auf sich selbst gestellt, allen Umständen gewachsen bleibt, ja, die wie mit einem Zauberstabe aus trockenem Felsen neue ungeahnte Hilfsquellen herausschlägt. Der gewichtige Einfluß der Erziehung und der Bildung soll indes damit keinen Augenblick bestritten werden. Sie geben dem Inhalte Form, den Kräften Gestaltung und Reife, verleihen Regsamkeit, Ausdauer, Maß und bringen zu lebendiger Wirksamkeit, was verborgen, gleichsam seiner selbst unbewußt, wie in tiefem Schlummer ruht.

Die Bildung des Staatsmannes muß jedoch überwiegend eine Charakterbildung sein. Der höchste Reichtum an Kenntnissen in einer Individualität vereinigt, befähigt diese auch nicht entfernt noch zur Leitung von Angelegenheiten, die zuweilen jeder Routine spotten und jede Theorie außer Kredit setzen. Die Schule des Lebens ist die wahre Schule des Staatsmannes; der Umgang mit Menschen und die Erfahrung, die er in so reichem Maße gewährt, fördern ihn weit mehr, als die Gelehrsamkeit der Studierstube. Dort behält er die Frische seiner Auffassung; dort gewinnt er Sinn und Blick für das Praktische, die Vertrautheit mit Friktionen jeder Art und die Fähigkeit des raschen und kräftigen Entschlusses. In dieser Schule geprüft und bewährt gefunden, weiß er gleichmütig Glück und Ungemach zu tragen; das erstere reißt ihn nicht fort über die Schranken des natürlichen Erfolges, das

letztere macht ihn nicht kleinlaut, verzagt, tatenscheu. Dort lernt er seine eigene Leidenschaft meistern und die fremde für seine Zwecke nützen. Aus den Nebelbildern der Ideale gelangt er zu gesunden und greifbaren Anschauungen. Auf solchem Boden wird er ein Mann.

Die theoretischen Studien sind indes nicht geringzuhalten, soferne sie entweder den Stoff hergeben, welcher bei der staatsmännischen Tätigkeit in Betracht kommt oder, was noch weit schwerer wiegt, soferne sie geeignet sind, die geistigen Anlagen zu entwickeln. Wenn auch die Probleme der Wissenschaft auf andere Art überwältigt werden, als jene der Tat, so liegt in der Beschäftigung mit ihnen doch sicherlich etwas, was den Sinn für scharfe Unterscheidung, für gründliches Eindringen sowie für unwandelbare Beharrlichkeit erzeugt und festigt und namentlich das lehrt, was im Leben so überaus bedeutsam ist: „Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln.“ Scharfsinn, Ernst und Tiefe bringt die Wissenschaft, nach einer richtigen Methode betrieben, liebevoll dem entgegen, der mit starkem Willen, hellem Geiste und philosophischer Tendenz an sie herantritt. — Ohne daß ich mich über die Grenzen meiner Aufgabe hinaus auf eine ihre einzelnen Zweige umfassende Untersuchung einlasse, will ich doch hervorheben, daß es vorzugsweise die Geschichte ist, welche als das wichtigste Studium für den öffentlichen Mann bezeichnet werden muß. Sie demonstriert, bald positiv, bald durch Negation, das Gesetz der Ursachen und Wirkungen, den Zusammenhang der Ziele und Mittel, die Abhängigkeit von allgemeinen Verhältnissen und die Schranken der individuellen Tätigkeit in lichtvollster Weise. Indem sie — wie ich schon früher zu bemerken Gelegenheit hatte — die überragende Tragweite der moralischen Faktoren darlegt, hebt sie uns gewissermaßen über die Erbärmlichkeit des Tages, den Kreis des Gemeinen empor und wirkt in hohem Stile charakterbildend. Umsichtig zu Rate gezogen, antwortet sie ausreichend auf alle ihr gestellten Fragen. Und es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich meine, wie die Geschichte die geistige Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart erschließt, so löst sie auch willig und bereit die Siegel, welche geheimnisvoll das Buch der Zukunft verschlossen halten. „Sie erwirbt“ in Wahrheit, wie ein Weiser es so präzis ausdrückt, „der Jugend den Verstand der Alten“.

So viel, meine Herren, und nicht mehr, über Bildung und ursprünglichen Entwicklungsgang des Staatsmannes. Denn diese Erörterung, so interessant sie sich auch vielleicht ihrem ganzen In-

halte nach gestalten ließe, fortzusetzen und bis an ihre äußersten Grenzen zu führen, überschritte denn doch den Rahmen meines Programmes weitaus. Ich gehe daher sofort auf die Darlegung der für den Staatsmann wesentlichsten Eigenschaften über und scheide diese zunächst nach ihrer intellektuellen und ihrer moralischen Seite.

In ersterer Beziehung verlangt man sicherlich mit Recht, daß der Staatsmann mindestens auf der Höhe seiner Zeit und seines Volkes stehe. Wer sich ein großes Ziel steckt und für es — nicht ohne hohen Einsatz, nicht ohne Wagnis — erforderlichen Falles die gesamten Mittel seines Reiches in Fluß setzen will, der muß es gründlich verstehen, alle wirksamen Kräfte gehörig abzuwägen, im einzelnen, im Zusammenstreben und in der Gegenhandlung, der muß ihre Dynamik, möchte ich sagen, ganz und voll zu erfassen wissen. Dies aber bedingt unzweifelhaft als eine notwendige Voraussetzung einen gebildeten, von hohen allgemeinen Ideen getragenen und von den besonderen Anschauungen seiner Epoche und seiner Nation erfüllten Geist. Und wie wenig es geboten, ja auch nur geraten sein mag, daß sich der Staatsmann bei seinen Studien in geringfügige und unfruchtbare Details einlasse — er muß über sie hinaus den Weg gefunden haben zu den obersten Wahrheiten der Wissenschaft und zu den praktischen Ergebnissen ihrer Lehren.

Noch mehr! Angewiesen, bevor er mit der Wucht der Aktion hervortritt, sorgfältig zu beobachten, die Verhältnisse zu durchdringen, zu klären, zu sondern und oft eine schwierige Wahl zu treffen, kann der Staatsmann nicht wohl bestehen ohne scharfe Urteilskraft, ohne gesunden und männlichen Verstand, ohne Sagazität und Vernunft. Seine Phantasie darf zwar nicht durch übermäßige Einwirkung die nüchternen Gaben des Geistes zurückdämmen, aber sie muß ihn befähigen, in der Idee den Gestaltungen des Augenblickes voranzueilen und sich mit treffsicherer Voraussicht mitten im Schaffen und Werden das Bild des zu Schaffenden, des Werdenden zu entwerfen. Aber auch das Gefühl, „die lebendige Mutter des gesamten Geisteslebens", bedarf bei dem Staatsmanne einer richtigen Anlage. Es reicht nicht zu, daß er ein vorsichtiger, prüfender, kalter Rechenkünstler sei, dem das Verständnis abgeht für die feineren und zarteren Regungen der Seelenwelt, für alles, was nicht zu greifen und zu wägen ist. Empfindung und Verstand müssen in einem Verhältnisse zueinander stehen, das jede Einseitigkeit ausschließt und ebenso übertriebene Sentimentalität als widrige Gefühllosigkeit fernhält.

Die mannigfachen und oft unerwarteten Lagen zudem, in welche der Staatsmann gerät, erfordern eine große Versalität und Fruchtbarkeit an Hilfsquellen, während die Abhängigkeit von Menschen, der er sich niemals zu entziehen vermag, eine durchdringende Menschenkenntnis bedingt, vermittelt teils durch Intuition, teils auf dem Wege einer besonnenen Beurteilung ihres Wesens. Weite des Ausblickes und Höhe der Anschauung, dabei aber auch ein dem Praktischen zugewandter Sinn und vor allem Maß und Harmonie der Anlagen, die sich gegenseitig ergänzen und verstärken, sind die intellektuellen Gaben des echten Staatsmannes. Hierzu kommt noch, daß bei ihm, dem öffentlichen Manne, sich jene Fertigkeiten vorfinden, welche im mündlichen und schriftlichen Verkehre, im diplomatischen Getriebe, sowie im Parlamente seiner Sprache Nachdruck und Überzeugungskraft erteilen. Denn obgleich die Tat allem anderen weit vorangeht, so kann denn doch der Reiz des gehobenen Wortes, das Wirkungsvolle kampfgestählter, eindringlicher Dialektik, der Einfluß einer natürlichen und schlichten Beredsamkeit — zumal unter den Verhältnissen unserer Zeit — nicht geringgehalten werden.

Ich kehre zurück zu dem, was ich von allem Anfange her als das punctum saliens, als das bezeichnet habe, worauf es zumeist und zuhöchst ankommt — zu dem Charakter des Staatsmannes. Und ich muß auch an dieser Stelle den Standpunkt einhalten, den ich in den früheren Abschnitten meiner Erörterung vielfach betont habe: daß auf dem Gebiete der Politik weit weniger die rein ethischen Eigenschaften, als jene Qualitäten ins Gewicht fallen, welche, geschickt eingesetzt, der ganzen Gestion Erfolg verheißen. Nicht um die Ehrbarkeit, den redlichen Willen, die sittliche Unantastbarkeit des bürgerlichen Mannes handelt es sich also hier — sie werden, soweit sie überhaupt in der Sphäre hoher Staatsangelegenheiten zulässig sind, als existent vorausgesetzt — sondern um das Charaktergepräge des zur öffentlichen Tätigkeit Berufenen, des Mannes großer Ziele und weitblickenden Verfahrens, des ausersehenen Leiters seiner Nation.

Frage ich mich nun aber, welches die einzelnen Teile sind, aus denen sich der politische Charakter in seiner Gänze zusammenfügt, so möchte ich an deren Spitze Ernst, Tatkraft, Festigkeit und Konsequenz stellen.

Der Ernst im Gebaren, wenn er auch nicht bis zur Schwerfälligkeit sich verdichten darf, schließt jenen mit Unrecht als „glücklich" bezeichneten Leichtsinn aus, der nur zu häufig die Merkmale

einer Genialität arrogiert, mit der, wenn man auf den Kern der Dinge sieht, er auch nicht das mindeste gemein hat. Wie er seinen Ursprung aus dem Vollbewußtsein hoher Pflichten und schwerer Verantwortlichkeit herleitet, so führt er auch zu einem festen und raumgewinnenden Ausschreiten — zu einem Gange, der allerdings, um ein Gleichnis zu gebrauchen, sich nicht der Stelzen bedient, aber auch nicht bis zur Notwendigkeit der Krücke gelangt.

Tatkraft ist eine Eigenschaft, der sich Politiker öfter berühmen, als sie selbe bewähren. Das der Politik eigentümliche Wirken aber geht über die Betrachtung hinaus. Dem Staatsmanne „darf nicht davor bangen, derselbe zu sein in Tat und Kraft als im Wunsche", ihm dürfen die Flügel nicht lahmen zum Fluge; er muß seinen Stolz dareinsetzen, Hindernisse über den Haufen zu werfen, welche den Lauf des niedrig und kraftlos angelegten Mannes hemmen und so zuweilen das anscheinend Unmögliche möglich machen. Überlegung, ruhiges Abwarten mit scharfer Observation und verhaltenem Atem sind berechtigt, aber sie sind es nur dann, wenn sie im Dienste der Tat stehen, sich ihr in strenger Abhängigkeit unterordnen.

Aber die Tatkraft wäre gefährlich, ja schädlich, wenn sie nicht Festigkeit und Konsequenz im Gefolge hätte. Eine gewisse Beweglichkeit und Beugsamkeit darf allerdings dem Staatsmanne nicht fehlen; seine Natur muß etwas von der vollendeten Härte und Elastizität des Stahles haben. Nur daß das Unvermittelte, das Sprunghafte, das wilde Schießen von einem Extrem zum anderen in ihr keinen Raum finde! Und fürwahr, wenn das Verfahren des Staatsmannes nicht aus kleinlichen, armseligen Motiven entspringt, wenn es nicht aus Laune und Eitelkeit herstammt, wenn es wohlerwogen ist, nach der Seite des Möglichen hin und der Seite des Wünschenswerten, vorsorglich, umsichtig, übereinstimmend mit den Bedürfnissen der Gegenwart und zugleich die Bürgschaft nachhaltiger Wirkung gewährend — welches höhere Attribut käme jenem zu, als Unwandelbarkeit in Idee und Tat, Treue gegen sich selbst und gegen andere, Vertrauenswürdigkeit für alle, die seiner Fahne folgen? Unter solchen Voraussetzungen — allerdings aber auch nur unter ihnen — trifft den Staatsmann nicht der Vorwurf des Eigensinnes, der Verbissenheit, des starren und stierköpfigen Trotzes; unentwegt und unerweichbar bewahrt er sich jedoch den Kern seiner Eigenart, übt seine Pflicht zugleich gegen Fürst und Volk und krönt sein Wirken zuweilen mit mächtigen Erfolgen.

Zu den charakteristischen Eigenschaften des Staatsmannes gehören auch zugleich Kühnheit und Besonnenheit. Diese

hält ihn davor zurück, sich mutwillig und sinnlos in Gefahren zu stürzen; jene leiht ihm die Fähigkeit, denselben mannhaft entgegenzutreten. Es mag in der Tat nicht allzu leicht sein, in großen Dingen, welche das Schicksal ganzer Generationen beeinflussen, einen endgültigen und unwiderruflichen Entschluß zu fassen; schwere Seelenkämpfe mögen gleich Fieberschauern der Entscheidung vorangehen: aber, wie ein echter Staatsmann, so lange es zu erwägen gilt, die Bürde der Verantwortlichkeit fühlt, so trägt ihn hinwieder, wenn die Zeit der Aktion gekommen ist, der Stolz der Verantwortlichkeit.

Selbstverleugnung ist eine der wesentlichen Vorzüge des Staatsmannes, insoferne es sich darum handelt, vorgefaßten Meinungen zu entsagen, schmeichelnde Wahngebilde aufzugeben und sein ganzes Sinnen und Trachten mit den Gemeinbedürfnissen in Einklang zu bringen. Aber da es von Bedeutung erscheint, individuelle Kraft sorgsam intakt zu belassen, schließt Selbstverleugnung keineswegs Selbstbehauptung aus.

Wenn auch Ruhe und Gelassenheit dem leitenden öffentlichen Manne ziemen und eben sie seinem Kraftbewußtsein und seiner innerlichen Reife Ausdruck geben, so treten denn doch hinwieder Momente ein, in denen Erhebung, ja Enthusiasmus ihm vornehmlich die Schwungkraft erteilen, bis an die äußersten Marken seiner Ziele zu dringen. „Wahre Ruhe ist eben nicht Mangel an Bewegung; sie ist Gleichgewicht der Bewegungen."

Allen Tugenden des Staatsmannes voran, in die erste Reihe und an den vornehmsten Platz müssen wir jedoch die innige Hingabe an das Gemeinwohl, die treue, geläuterte, bedingungslose Liebe zu Land und Fürst stellen. Hier ist, um mit dem Dichter zu sprechen, der angeborene Platz des Staatsmannes, hier sind die Wurzeln seiner Kraft.

Diese Schilderung ist sicherlich eine in sehr lichten Farbentönen gehaltene und der Mann, welcher die anscheinend sich widerstrebenden Eigenschaften, deren ich gedachte, in sich vereinigt und sie in einer für jeden besonderen Fall zutreffenden Weise anzuwenden vermöchte, muß wohl erst gefunden werden. Glücklicherweise genügt es, wenn nur das Belangreichste jener Qualitäten zum Ausdrucke gelangt. Schon in diesem Falle mag es ihm bei einiger Gunst der Umstände gelingen, den eigentümlichen Glanz seines Geistes über das ganze Gemeinwesen auszubreiten und durch seine Wirksamkeit das staatliche Gebäude so zu festigen, daß es allen Stürmen trotzt, und wenn es einmal doch, nach dem Gange allen

Menschenwerkes, verfallen soll, gleich der kyklopischen Mauer nur Stein um Stein zertrümmert werden kann. Die Tätigkeit eines solchen Staatsmannes aber zieht auch mächtige Furchen; seine Geschichte fällt zusammen mit der Geschichte seines Landes; seinen Namen trägt die Bewunderung der Zeitgenossen weit hinaus zu künftigen Tagen und kommenden Geschlechtern!

Zur Haager Konferenz.*)

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig war Professor Dr. Reil, mit der obersten Leitung der preußischen Militärlazarette an dem linken Elbeufer betraut, auf das Schlachtfeld beordert worden, um für die Heilanstalten Sorge zu tragen. Seinem Berichte an den Freiherrn von Stein entnehmen wir folgende Stelle: „Auf dem Wege nach Leipzig begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie die Kälber auf Schubkarren ohne Strohpolster zusammengeschichtet lagen. Noch am 26., also sieben Tage nach der Schlacht, wurden Verwundete eingebracht. In Leipzig fand ich ungefähr 20.000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloseste Phantasie ist nicht imstande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit traf. Die Verwundeten liegen zum Teile in dumpfen Spelunken. Sie liegen geschichtet wie die Häringe in ihrer Tonne, alle noch in ihren blutigen Gewändern. Sie haben nicht einmal Lagerstroh. Die Glieder der Kranken mit zerbrochenen Armen und Beinen sind wie nach Vergiftungen furchtbar angelaufen und brandig, daher der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln. Viele Verwundete sind noch gar nicht verbunden. Die Binden sind teilweise aus Salzsäcken geschnitten, welche die Haut mitnehmen, wo sie noch ganz ist. In einer Stube stand ein Korb mit rohen Dachschindeln zum Schienen der zerbrochenen Glieder. Viele Amputationen sind versäumt, andere wurden von Unberufenen gemacht, die kaum das Barbiermesser führen können. An Wärtern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufzustehen vermögen, faulen in ihrem eigenen Unrate an. Ich schließe meinen Bericht mit dem gräßlichsten Schauspiele, das mir kalt durch die Glieder fuhr und meine ganze Fassung lähmte. Nämlich im offenen Hofe der Bürgerschule fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackt lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden, als wenn sie Mordbrenner gewesen wären."

*) Erschienen am 10. Mai 1899 im „Neuen Wiener Tagblatt".

In der Tat ein Schauspiel, wenn man es so nennen darf, das jedem menschlich gesinnten Menschen kalt durch die Glieder fährt! Und der es darstellte, war, wie wir wissen, nicht etwa ein junger Brausekopf, dem in der Überfülle seiner Sentimente die Lippe überschäumte; es war ein gereifter Arzt realistischer Schule, welchem berufsmäßig eher ein „Zuwenig" als ein „Zuviel" zuzutrauen sein durfte. Sein Bericht zudem steht nicht vereinzelt da; er wird von anderen Schilderungen solcher Art begleitet und zuweilen an Nachdruck überboten. Gemach! wird man einwenden, das hat sich vor 86 Jahren zugetragen, am Anfange unseres Jahrhundertes der „überquellenden Humanität"; heute an seiner Neige und fortan könnte es sich wohl nicht mehr ereignen. Nicht mehr? Es kann und wird, falls man den Dingen einfach ihren Lauf läßt, sich ereignen. In allen Ehren zwar die mannigfachen Vorkehrungen der Menschenliebe, die seither zu gedeihlicher Wirksamkeit heranreiften: die Wohltaten der Genfer Konvention, die segensreiche Einrichtung der Roten Kreuze, die Steigerung der Sanitätskräfte und Sanitätsmaßnahmen für den Krieg! Aber wie geringfügig lassen sich alle diese Samariterwerke an, entgegengehalten den modernen Werkzeugen der Vernichtung: Hinterlader, Repetiergewehr, Schnellfeuergeschütz, rauchschwachem Pulver, Dynamit, Melinit, Ekrasit, Oxyliquid, Lyddit u. dgl. m.! Und droht nicht über lang oder kurz der Krieg aus den Lüften her, welcher den Krieg zu Land und Wasser „so redlich" ergänzt — dieser Krieg, dessen Furchtbarkeit heute mancher zu ahnen, niemand bis zu seinen letzten Ergebnissen zu ermessen imstande ist? Die mächtig angewachsenen Heere zudem, zahlreicher und dabei gelenker als die den Hellespont peitschenden Xerxesscharen — verbreitern und verdichten naturgemäß die Gefechtsfelder, während die intensiv gesteigerte Waffenwirkung nicht nur an sich und absolut die Verluste erhöht, sondern sie auch in gewisse Zonen massenhaft und doch kaum übersehbar zusammendrängt. Und derart macht man sich wohl keiner Übertreibung schuldig, wenn man den derzeit bestehenden Samariterdienst, bei all seiner Ausweitung, doch nur als kläglich unzureichend erachtet.

Nun aber kommen, berufen durch die hochherzige Intention des Kaisers von Rußland, von allen Enden der zivilisierten Welt die Vertreter der Mächte im Haag zusammen, der historischen Friedensstätte. Sie kommen heran, zu raten und zu helfen. Erlesene Diplomaten, Leuchten der Wissenschaft, tüchtige Offiziere finden sich dort ein — Männer, denen man schon kraft ihrer hervorragenden Stellung und ihrer bewährten Fachkunde das Beste zutrauen darf. Was

werden sie zutage fördern? Sie haben ein Programm vor sich, umfassend über die Maßen und doch in jeder seiner Punktationen beachtenswert, mindestens soweit das „Soll“ in Betracht kommt. Stillstand in den Rüstungen und in der technischen Ausgestaltung der Zerstörungsmittel, Schiedsgerichte, Definierung des noch so schwankenden Kriegsrechtes, Humanisierung des Krieges: wer trüge nicht gerne da bei mit Anspannung aller Kraft, wenn es nur ginge? Wenn es ginge! Schon vernehmen wir Zweifel und Einwendungen, und zwar solche, welche sich nicht als ganz und gar grundlos vornehm abweisen lassen. Vorbehalte werden gemacht und anerkannt. Vielstimmigkeit scheint bereits vorzuherrschen, während Einstimmigkeit als durchwegs erforderlich erachtet wird. Die Interessen bröckeln, wie es ja gemeinhin der Gang der Dinge ist, mancherlei von der Idee ab. Je näher man dem leitenden Gedanken tritt, ihm, der fast seit Urgedenken immer wieder aus der Nacht der Jahrhunderte leuchtend hervorbrach: desto mehr weicht er wie ein Schemen zurück in seiner Ausführbarkeit, in der Übertragung des Abstrakten in das Konkrete. Es ist somit leider nicht als gänzlich ausgeschlossen zu erachten, daß viele Mühe hier nutzlos aufgeboten werde. Freilich an tröstlichen Worten wird es in keinem Falle fehlen, welche der Zukunft vorbehalten, was der Gegenwart versagt sei. Aber so wenig Worte schon Taten sind, können inhaltslose Beschlüsse Werterſatz finden in noch so kunstgerechten Formeln. Wie bedauerlich würde es dann sein, ein Werk unverrichtet zu lassen, auf welches die Bezeichnung so recht paßt, daß es gleichmäßig diejenigen segne, die da empfangen und die da geben; zurückzukehren von der Konferenz, wie man zu ihr gekommen, „so klug nur wie zuvor“! Nun man einmal die Idee aufgerüttelt hat, die da schlummerte, kann und darf man sie wieder in langen und tiefen Schlaf versetzen?

Der Ernst der Bestrebungen wird sich wohl unverkennbar darin zeigen, daß man, nach allseitiger Erwägung der realen Verhältnisse, das Programm verengert und vertieft. Man überlasse nur getrost die Scheu vor dem Kriege, das „Waffen nieder!“ den erlesenen Kreisen, die hierfür eine vorläufig fruchtlose, aber immerhin dankenswerte Propaganda betreiben! Man verzichte vorerst auf die Abrüstungsidee, die, sobald man den verschiedenartigen Lebensinteressen der Staaten nähertritt, keine Aussicht baldiger Verwirklichung gewährt, und wie schon heute bedeutsame Vorgänge zeigen, mindestens die nächste Zukunft in Betracht gezogen, unwahr ist in ihrem innersten Kerne! Man beschränke die Einrichtung der Schiedsgerichte derart, daß diese nicht zur Souveränität der Staaten

in Widerstreit treten, sondern bei drohender Konflagration ein mäßigendes, ausgleichendes Element bilden! Allen Nachdruck hingegen lege man auf die humanitäre Ausgestaltung des Krieges zu Lande und zu Wasser! Hier läßt sich weit kräftiger einsetzen, als man gemeinhin vermeint. Hier steht an der Seite des guten Willens die praktische Ausführbarkeit. Hier liegt, wenn man auf die Genfer Erfolge und die Brüsseler Mißerfolge blickt, das Beispiel und mit ihm die Richtschnur zur Hand, was zu unternehmen sei und was zu unterlassen. Schon werden sehr diskutable Vorschläge der Schweiz kundbar. Sie wären noch mancher Ergänzung fähig. Namentlich käme die Anregung Henry Dunants in Betracht bezüglich des festzustellendes Prozentsatzes zwischen Ärzten und Streitbaren, wobei die deutsche Feldorganisation (ein Arzt auf 170 Kombattante) als Grundlage dienen könnte. Desgleichen sollte die rasche und gründliche Perlustrierung des Gefechtsfeldes geradezu als eine Ehrenpflicht des Siegers erklärt werden, deren er sich nie und nimmer entschlagen dürfte.

Manches wäre auch betreff der Methode des Verfahrens bei der Konferenz zu erörtern. Eines aber soll mindestens hier betont werden: Fachmänner im guten Sinne des Wortes sind nicht diejenigen, die sich in ihrem Fache engherzig hinter den tausend „Wenn und Aber" verschanzen, sondern die, gestählt durch ihr Wissen, aus ihrem Fache heraus frei und mutig in den Zusammenhang der Dinge blicken, aus der niederen Begriffsreihe in die höhere.

Möge sonach in der Konferenz nicht die Skepsis obsiegen, vielmehr in der Reibung scharfsinniger Geister der Gedanke sich klären, der sie in Bewegung setzt! Möge bei aller diplomatischen Vorsicht niemand nach dem Ruhme geizen des „silent senator"! Möge letztlich der genius loci die Triebkraft beschwingen des Haags, in dem einst der Oranierfürst seine tiefen Entwürfe ausgebrütet hat, durch deren besonnene und zugleich entschlossene Ausführung er Holland zu retten und England zu befreien vermochte!

Die Idee des ewigen Friedens vor dem Richterstuhle der Gegenwart.*)

„Ich habe vor vielen Jahren eine alte, ehrliche Frau gekannt, die, wenn sie in ihrer Stube nichts mehr zu tun fand, anfing die Fliegen auf der Gasse totzuschlagen. Die Arbeit war leicht, nur daß es eine ewige Arbeit war. Ich glaube, sie schlägt noch tot." An diese scharfsinnige Allegorie Lessings fühlen wir uns nur zu

*) Erschienen 1904 in der „Deutschen Revue".

sehr gemahnt, wenn wir der Friedenspropaganda, wie sie sich in unseren Tagen so lebhaft bekundet, nähertreten. Denn Krieg ist ja zu allen Zeiten fast geführt worden, auswärts und daheim, zu Land und zu Wasser, von barbarischen Stämmen und zivilisierten Nationen, unter einigermaßen haltbaren Gründen oder schlechterdings nichtigen Vorwänden; er ist gewissermaßen eine lässige, eine Gewohnheitssünde geworden, die man nicht los wird, und für die man nur so weit Buße verrichtet hat, als diese nicht gar zu wehe tut.

Anderseits ist die leuchtende Idee des ewigen Friedens, so stürmisch sie nun an unsere Pforte pocht, keineswegs als originär zu erachten; ihre Umsetzung in die Tat vielmehr häufig, wenn auch nicht in ununterbrochener Kontinuation, versucht worden. An dieser geradezu verführerisch lockenden Aufgabe hat sich ja bekanntlich die Machtfülle des römischen Imperators Probus, des Papstes Urban II. und des Königs Heinrich IV. von Frankreich nicht in durchgreifendem Erfolge zu bewähren vermocht und auch Immanuel Kant, so wenig sonst die Blätter seiner grundlegenden Vernunftlehre vergilbt sind, hat denn doch seinen „Traktat zum ewigen Frieden" eher für die Gelehrtenstube als für das Leben geschrieben. Immer und immer klingt noch der uralte heisere Gesang der Parzen, modern vielleicht mit dem Ausdrucke „Kampf ums Dasein" zu identifizieren, und sofern man lediglich — was man allerdings, als zu einem Trugschlusse verleitend, nicht soll — von der Vergangenheit auf die Zukunft schlösse, würde wohl dauernde Befriedung nur auf den „Inseln der Seligen" ihre segensreiche Stätte finden und auf der „Asphodeloswiese im Erebos" — nirgends anders.

Aber stellen wir die Ereignisse selbst uns gegenüber und urteilen wir über sie, wie es sich ziemt, kühl und ruhig! Ja, die pazifizierende Haltung der großen Mächte im näheren Oriente, konkret in deutlichem Ausdrucke bekundet, diese behutsame Selbstbescheidung bei überquellender Kraft, steht gewiß nicht völlig außer Konnex mit der abstrakten Idee des zu stabilisierenden Friedenszustandes; wahre Kriegsbereitschaft, so seltsam dies anmutet, geht fast allenthalben Hand in Hand mit vorsichtiger, ja ängstlicher Bewachung des Friedens auf der Balkanhalbinsel. Anderseits dürfte die schiedsgerichtliche Schlichtung des jüngst zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika hervorgetretenen Venezuelakonfliktes nicht entfernt die symptomatische Bedeutung haben, die man ihr in vorzeitig und überlaut aushallendem Jubel beigemessen hat. Nüchtern erwogen, gilt hier wohl dasselbe, was im Jahre 1872 von der

sogenannten „Alabamafrage" galt, die auch anfangs den Horizont der westlichen Hemisphäre in Flammengewölk hüllte, während sie letztlich geschäftsmäßig kühl mit einer von England entrichteten Geldentschädigung friedlichen Ablauf fand. In beiden Fällen kamen eben nicht internationale Streitfragen schweren Gewichtes in Betracht und so und deshalb übertönte die Stimme der kaltblütig abwägenden Vernunft den Kampfruf wilderregter Leidenschaft.

Ganz anders aber jetzt. Wo ist nun, so muß man die allerdings stark suggestive Frage stellen, der ewige Friede, der heißersehnte? Und die einzig zulässige Antwort ist geradezu eine Verspottung unserer idealen Ziele. Denn sie lautet: Aus Kanonenrohren erdröhnt er. Die Kosaken verkünden ihn an ihren Lanzenspitzen. Die nach Asien flutenden Heere Rußlands bringen ihn mit. Er hält ganz Europa in fieberhaftem Atem. Ja — und diese Frage schließt sich der vorangegangenen enge an — ist es denn nicht wirklich eine an Ironie grenzende Erscheinung, daß die kriegerischen Konflikte unmittelbar vor der Haager Konferenz und seit Ablauf derselben sich, im Vergleiche zu früheren Zeiten, beträchtlich gemehrt haben? Wir verzeichnen ja, freilich nicht in Europa selbst — die Welt ist, wie man sagt, größer geworden — vier Kriege von Belang: den spanisch-amerikanischen, den englischen in Südafrika, den chinesischen gegen alle großen europäischen Mächte und vollends nun den russisch-japanischen, dessen Eingrenzung zwar erhofft, aber mit voller Sicherheit nicht gewärtigt werden kann. Zwei der freiheitlichst entwickelten und dabei militärisch relativ zurückgebliebenen Staatswesen: die Vereinigten Staaten von Nordamerika und England haben nicht nur den Krieg geführt, sondern auch die Frucht ihrer Siege reichlich in Tenne und Speicher gebracht. Und erlegen ist dabei, was der Kultur widerstrebt hat: Spanien, in den Sünden der Reaktion ergraut, und Südafrika, zwar durchaus ehrbar und biderbe, aber dem breiten Strome des Fortschrittes nicht zugänglich. Und nun hat auch der Kaiser von Rußland, der Anreger der modernen Friedensidee und unverkennbar friedliebend in Herz und Nieren, sich gezwungen gesehen, seinerseits den Krieg aufzunehmen. Ja, „Blut ist ein ganz besonderer Saft"!

Wie dies jedoch gekommen sei? Es ist gekommen, wie es allezeit kam, seit Menschen sich staatlich zusammengefunden haben. Wie stets bislang, wandten auch noch in unserer Zeit vor den Interessen die Ideen ihre Fersen. Vernunft und Gleichmut hielten nicht länger stand als sonst. Man schätzt, so scheint es, den

Acker von Middlesex noch immer höher als das Lustschloß in Utopia. Noch mehr als dies — nicht einmal eine gehörige Vermittlung, wie man sie bei den Konflikten vor der Haager Konferenz schon aus einem gewissen Schamgefühle ins Werk gesetzt hat, ist ernstlich versucht worden. Man besaß nicht einmal die Entschlußkraft bescheidenster Intervention. Schürte man auch das aufgeloderte Feuer nicht, zu löschen hat man es keinesfalls unternommen. Man ließ sich daran genügen, sich selbst abseits des Flammenherdes zu begeben. Wo wäre dabei also der Fortschritt der Friedensidee, mit dem man so großtat, wahrzunehmen? Ja, im Kriege gegen China allerdings hielten die Mächte, insgesamt bedroht und verletzt, ihre Solidarität bis zum Friedensschlusse aufrecht und erzwangen dadurch den Erfolg. Aber auch nur bis zum Friedensschlusse. Dann trat die alte Rivalität wieder in ihre vorgeblichen Rechte, und aus dem, was jener Krieg gezeitigt hat, aus der leidigen Mandschureifrage, erwuchs geradezu der eben ausgebrochene Krieg. Es scheint denn doch, mit Ingrimm muß man es konstatieren, die Beute zu sein, um die es sich handelt. Sonderlicher Humanität dürfen jene Kriege sich auch nicht berühmen. Die Frauen und Kinder in den Standlagern der Engländer wissen davon zu erzählen. Was an Zerstörungsmitteln zur Anwendung gelangen konnte, ward eifrig und skrupellos angewendet. Die Kriegsleiden waren nicht geringer als in früheren Kriegen. Selbst der männliche Widerstand der Buren, der an jede Faser menschlicher Empfindung appelliert, fand bei den Völkern zwar sympathische Anerkennung, aber keine wie immer geartete Förderung bei den Höfen und Regierungen. Der antike Ehrenspruch: „Victrix causa placuit Diis, victa Catoni“, verträgt, so scheint es, keine Übertragung in die Moderne.

Die Propagation der Friedensidee ging indes in thesi ungestört ihren Gang. Sie fand immer bessere Ausgestaltung. Sie ward international im vollen Sinne des Wortes. Eine fest geschlossene und gut gegliederte Vereinigung solcher Tendenz umspannte mit ihren Fäden gleich dem Seidenwurme, der dieselben aus dem eigenen Leibe zieht, Menschen edler und opferbereiter Humanität. Und nun! Soll man, angesichts der unerfreulichen Tatsachen der Gegenwart, jene Idee gleichsam wieder in die Erde scharren? Nein! Glücklicherweise reicht die Propaganda, auf so erstrebenswerte Ziele gerichtet, hinaus über Zeit und Raum; sie lebt fort ewig und unvergänglich trotz Siegern und Besiegten, Triumphen und Niederlagen. Man heißt sie eine Schimäre. Aber was unser Jahrtausend für eine Schimäre ansieht, verwirklicht vielleicht das nächste Jahrtausend. „Das mächtige Fahrzeug durch-

schneidet die Wogen der kommenden Zeiten, und während es rollt und stampft, wer möchte es aufzuhalten vermögen?" Darum ziemt den Freunden des Friedens Beharrlichkeit und Selbstvertrauen; daß ihre Ideen „sich hart im Raume stoßen" werden, mußten sie von allem Anfange her gewärtigen, und eben in ihren ebenso unermüdlichen als mühsamen Bestrebungen liegt das Verdienst, dessen sie sich berühmen dürfen.

Es kommt, sicher kommt endlich die Zeit, da der Krieg selbst den Krieg entwurzeln wird. Vielleicht, ja wahrscheinlich erst viele Generationen nach der unserigen. Dann wird der rastlose Fortschritt exakter Wissenschaft die Wirksamkeit der Kriegsinstrumente bis ins Unendliche steigern, dem Land- und Seekriege wird sich der Krieg in den Lüften beigesellen und entsetzliche Verheerungen, bewirkt durch unscheinbare Apparate, die unheimlich geräuschlos ihr fluchwürdiges Werk verrichten, werden uns in eine Atmosphäre von Greueln versetzen, deren Intensität wir heute nur mit Schaudern ahnen. Die bittere Not, die uns dann bedrängt, die Verzweiflung in extremis wird wohl eindringlicher in ihrer Argumentation sein, als es leider die reine Vernunft von jeher gewesen ist, und sodann werden die bleibenden kulturellen Erfordernisse obsiegen über die vergänglichen, die vermeintlichen Interessen des Augenblickes. Bis dahin jedoch werden wir voraussichtlich gemäß dem trüben Ausspruche Humboldts den Menschen gegen den Menschen gerüstet finden und über den weiten Erdkreis, über Meer und Land hinaus das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechtes erblicken.

Was wir derzeit wahrnehmen, ist eine Phase und nichts als eine Phase. Man sehe also zu, man warte ab! Die Zukunft gehört trotz allem der Vernunft und Mäßigung. Sie werden sich schon ihren Weg zu bahnen wissen. Denn Ideen, sofern sie der ewigen Wahrheit entströmen und der Menschheit und Menschlichkeit zugleich dienen, überleben sicherlich weitaus uns armselige Menschenkinder!

Die Grundzüge der politischen Entwicklung Englands.*)

In verhältnismäßig kurzem Zeitraume hat sich das Volk von Britannien aus geringen, ja unscheinbaren Anfängen zu der gebietenden Machtstellung und der kulturellen Hochentwicklung emporgerungen, die es, allseits erkennbar, gegen-

*) Vortrag, gehalten 1895 im Wiener Wissenschaftlichen Klub.

wärtig besitzt. Über alle Himmelsstriche erstreckt sich sein Gebiet und alle Kontinente hat es besiedelt; es überragt an Bevölkerungszahl die antiken wie modernen Kolossalreiche. Sein Ackerbau gedeiht, seine Industrie blüht, sein Handel ist grandios entfaltet, seine maritime Stellung beherrschend. Extensiv und intensiv eine Machtfülle wohl sondergleichen!

Dabei ist die britische Nation keineswegs in Kunst und Wissenschaft zurückgeblieben. Zwar die Wundertaten des Cinquecento haben sich unter Englands Himmel nicht begeben, und was die Tiefe der Wissensforschung anlangt, behaupten in mancher wesentlichen Richtung rivalisierende Nationen den Vorrang. Um indes die Leistungen des englischen Volkes auf diesen Kulturgebieten festzustellen, braucht man nur weniger Männer unvergänglicher Glorie zu gedenken: William Shakespeares mit seiner befruchtenden Einwirkung auf die schöne Literatur der germanischen Stämme insgesamt und seinem nie welkenden Schönheitsreize; Bacons von Verulam, der aus den entlegenen Fernen der Transzendenz die Philosophie in erreichbare Nähe gerückt und sie zu dem gemacht hat, was sie in Wahrheit sein soll: „Wissen um unser Wissen"; und Isaak Newtons, dessen Gravitationslehre auch geistig den Schwerpunkt der Naturwissenschaft verlegt hat und nun das Wurzelgeflechte für ihren markerfüllten Stamm bis an seine höchsten Auszweigungen bildet.

Was aber sicherlich noch weitaus schwerer wiegt und worin das Volk von Britannien, ich will nicht sagen, einzig, doch in einsamer Größe dasteht, ist seine politische Entwicklung in ihrer stolzen Eigenart, ihrem organischen Heranreifen, ihrem unlösbaren Konnex zwischen dem Gedanken, der sie trägt, und den Taten, in denen sie sich bekundet. Sie hat in sich Elemente des hellenischen Weltkulturgeistes und des römischen Staatsimperiums aufgenommen, Modernes mit Antikem glücklich verschmolzen und derart ein Gebilde erstehen lassen der Kraft und Gesundung, der Reife und Haltbarkeit. — — Und wie nun dieser Riesenbau zustande gekommen sei, dessen Fundamente sich immer tiefer und tiefer eingraben, während seine Glieder, bei edler Einfachheit des Gefüges, sich stets reicher ausgestalten, ist, wie ich meine, wohl ein Gegenstand, wert der Betrachtung denkender Geister und jedes Studium lohnend, wie weit es auch auszugreifen hätte.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Wanderer, der nach langem, ermüdendem Marsche endlich sein Ziel: die ragende Höhe, erreicht und nun frei in der kräftigen Luft aufatmet und gehobenen Sinnes das blühende Gelände

ringsum überschaut — wie leicht vergißt er die Länge des Weges, den er durchmaß, die Beschwerden der Reise, Ermattung und Entmutigung, die ihn zuweilen überkamen..... Ähnlich könnte es dem ergehen, der in unseren Tagen auf die politische Gestaltung Großbritanniens blickt. Angesichts seines gegenwärtigen Zustandes, der in so reicher Fülle die Bedingungen der Wohlfahrt in sich schließt: Ruhe bei impulsiver Beweglichkeit, friedlichen Ausgleich der Gewalten, den Geist echter Duldung, immer wachsenden Wohlstand bei Zivilisierung entlegenen und weiterstreckten Erdgebietes, möchte, sowenig dies den Tatsachen entspricht, möglicherweise da und dort die Meinung aufkommen: Was Generation um Generation das Werk unablässiger, harter Arbeit gewesen, das edle Ziel der besten Männer, sei leicht und mühelos emporgewachsen, nicht gehemmt durch Gegenstrebungen, nicht zuweilen ernstlich bedroht, ja gefährdet. Und doch wissen wir alle und wissen es aus der ungetrübten Quelle pragmatischer Geschichte, die Entwicklung des englischen Gemeinwesens sei die Lösung eines Problems, dessen Bewältigung höchstes Anspannen des Geistes und Gemütes erforderte: einen mit der Gefahr wachsenden Mut, eine nie zu erschütternde Beharrlichkeit, den Genius entfesselter Gestaltungskraft.

Die Wohlfahrt Englands entsprang in der Tat schweren Kümmernissen. Noch sind die Blätter der englischen Historie nicht vergilbt, aus denen uns markerschütternd Menschendrang und Menschennot entgegenschauern. Wach und lebendig ist noch das Andenken an die Märtyrer für bürgerliche und religiöse Freiheit — derer mit gefalteten Händen und derer mit geballter Faust.

Und es gab eine Zeit, da urkundlich bis an die höchsten Schichten hinauf und bis hinab an den morastigen Pfuhl Geist und Herz des englischen Volkes dem Siechtum trüber Vorurteile rettungslos verfallen schienen. Kein Aberglaube, fast bis an die Grenze des Wahnwitzes, der nicht seine Gläubigen und Eiferer gefunden hätte. Keine noch so leise Regung dämmernder Erkenntnis, die man nicht in Hohn zu ersticken gewillt war. Verfolgung in all den verächtlichen Formen, die sie nur jemals und irgendwo gezeigt hatte, rastlos, ja gierig betrieben: Verfolgung nicht nur der Tat, nicht nur des Wortes, sondern auch des Gedankens, welchen insidiöse Nachstellung aus der Tiefe der Brust hervorzulocken sich mühte. Verfolgt ward der Gläubige wie der Zweifler, verfolgt, wer den Primat des obersten Kirchenfürsten anerkannte, wie wer ihn leugnete, der Zelot des Dogmas und der Ethiker, der es geringhielt. Alles schien darauf hinauszugehen, das Wahrzeichen mensch-

licher Würde: die Individualität herabzudrücken, ja zu ertöten. Es gab Hexen, und wenn auch nicht in so fachmännisch gelehrter Weise wie an den deutschen Hochschulen, sorgsam instruierte Hexenprozesse. Da und dort flammte auch das so beliebte, das unfehlbare Mittel zu überzeugen: der Scheiterhaufen.

Zu den äußeren Kriegen, zuweilen leichthin begonnen und ruhmlos beendet, gesellte sich fast unaufhörlich der Schrecken des Bürgerkrieges. England gegen Schottland, England gegen Irland und England gegen England selbst, gegen Frankreich und die Kolonien in Waffen und im Panzerkleide! Es gab Verschwörungen, es gab Aufruhr, es gab verbrecherische Attentate jeder Art..... Die Gerechtigkeitspflege erwies sich oft willkürlich und hart; an die Stelle der ordentlichen Gerichte traten eine Zeitlang, furchtbaren Andenkens „Sternkammer“ und „Hoher Gerichtshof“. Der richterliche Hermelin ward durch einen Lord Jeffreys befleckt. Die Hinrichtung des edlen Russell und Sidney, die blutigen Assisen, die grausame Verurteilung der Frauen Lisle und Gaunt sind eine Flammenschrift, unauslöschbar aus dem Herzen des englischen Volkes. Delatoren wie ein Titus Oates erinnerten nur zu sehr an die Zeit und an die Verhältnisse, welche der große römische Geschichtsschreiber in Ausbrüchen erhabenen Unwillens gebrandmarkt hat. Die Tortur, gesetzlich unzulässig, war dennoch zeitweise in Gang. Die verhängten Strafen grenzten oft an Brutalität.

Ein düsteres Nachtbild fürwahr!

— — — — — — — — — — — — — —

Verfolgen wir nun, denn aus dem Werden sieht man ja deutlich das Gewordene, in großen Zügen den Entwicklungsgang der englischen Institutionen!

Ihre Rudimente finden sich schon in grauer Vorzeit; sie waren längst vorhanden, als sich die Vereinigung der Stämme vollzog. Schon bei den alten Sachsensippen gehen Recht und Pflicht Hand in Hand. Man erkürt frei die Oberhäupter, denen man den Treuschwur leistet. Willig unterwirft man sich gemeinem Brauche und gemeiner Satzung. Das Gefühl der Manneswürde ist allenthalten rege. Man hält öffentliches Gericht ab, fordert den Spruch von Seinesgleichen. Die kleinen Versammlungen in Dorf und Anger mit ihren geringfügigen Deliberationen sind die Urzellen des hohen, des gebietenden Parlaments von Großbritannien. — Unverkennbar hat aber auch die christliche Kirche wohltätig auf den National-

charakter eingewirkt: Sie bahnte den Anfang eines Rechtsschutzes an, milderte die Sitten, förderte die Beseitigung der Leibeigenschaft, verrichtete in der Armenpflege und in der Tröstung der Gebeugten wahre Wunder barmherziger Liebe.

Wirren und Nöten, Druck und Weh werden dann nach und nach die Mittler erweiterter Rechtsansprüche und popularer Gesetzgebung. Ein engherziger und gewalttätiger Fürst aus dem Hause Anjou bekundet sich seltsamerweise als der erste Liberator des englischen Volkes — von Johann ohne Land stammt der früheste Freibrief Englands: die Magna Charta, im Jahre 1215 auf einer Insel unweit Windsor an einem einzigen Tage erörtert, gewährt und unterzeichnet. Sie umfaßt vorwiegend nachdrückliche Bestimmungen des Schutzes der Untertanen und zugleich, aber nur nebenher und schüchtern, die Zusage der Heranziehung ihrer Vertreter zu den öffentlichen Angelegenheiten des Staates. „Kein freier Mann,“ heißt es in der Magna Charta, „soll ergriffen, eingekerkert, seines Eigentums verlustig oder in die Acht erklärt, noch in irgend einer Weise geschädigt werden, es sei denn nach rechtsgültigem Urteile Seinesgleichen oder auf Grund der Landesgesetze.“ .... „Keinem Menschen,“ heißt es weiters, „wollen wir Recht oder Gerechtigkeit verkaufen, verweigern oder verzögern.“ .... „In unserem Lande,“ wird ausdrücklich betont, „soll kein Schildgeld und kein Hilfsgeld auferlegt werden, außer durch die allgemeine Reichsversammlung.“ Das großherzige Gepräge dieser alten Urkunde ist mit Recht als ihr höchstes Wertmoment bezeichnet worden. „Euren Vorfahren,“ sagte Lord Chatham im Hause der Lords, „den Baronen Englands haben wir unsere Konstitution zu danken. Ihre Tugenden waren roh und unkultiviert, aber groß und echt. Ihr Verstand war so wenig überfeinert, als es ihre Sitten waren; aber sie hatten Herzen, Recht von Unrecht zu unterscheiden, sie hatten Sinn für die Wahrheit und Mut und Festigkeit, sie zu behaupten.“ *) Mit der Magna Charta indes erging es so, wie es fast immer mit lästigen Einschränkungen der Gewalthaber ergeht; sie ward fortwährend verletzt und verleugnet — man erneuerte sie innerhalb einer Generation beispielsweise nicht weniger als dreimal; nur harte Notlage einerseits und der ernste Wille des Volkes anderseits sicherte endlich die Einhaltung der Fundamentalrechte, welche sie statuiert.

Was nun die Teilnahme des Volkes an der Verwaltung anlangt, so bekundete sie sich schon sattsam in frühen Zeiten und

*) In weiterer Ausführung S. 238.

das Selfgovernment des eingepfarrten Dorfes, des Kirchsprengels und der Grafschaft im Vereine mit den Volksgerichten war wohl ein höchst wirksames Mittel erleuchteter Nationalerziehung. Dagegen erstand die Beteiligung des Volkes an der Gesetzgebung und höheren Regierungsgewalt langsam und in Mühen, ward Schritt für Schritt abgerungen..... Was Graf Simon Montfort inaugurierte: die Berufung von Kaufleuten und Handwerkern neben den Rittern, Baronen und Bischöfen ins Parlament, vervollständigte und legalisierte König Eduard I., welcher jenem auch die Steuerkontrolle eingeräumt, überdies die Gerichtsbarkeit statuiert und die Friedensrichter systemisiert hat. Nach und nach schied sich das Parlament in das Haus der Lords und in das Haus der Gemeinen; der in der Folge überragende Einfluß des letzteren rührt von seiner besonderen Ingerenz auf die Bewilligung von Lasten jeder Art her. Der Krone gegenüber war die Haltung des Parlaments anfangs demütig, über die bescheidensten Vorstellungen kaum hinausreichend; allmählich erst, insbesondere vom Beginne der Lancaster-Dynastie an, steigerte sich sein Selbstgefühl und hob sich sogar, zuerst gelegentlich, dann zeitweilig systematisch sein Ton bis zu den Akzenten trotziger Forderung.

Nach der Beendigung der Rosenkriege jedoch, welche den Hochadel nahezu vernichteten, die Kirche schwächten und soziale Unruhen hervorriefen, schien geraume Zeit hindurch die Freiheit Englands fast erloschen und das Wirken des Parlaments kaum mehr als eine Sache bloßer Form. Heinrich VII. häufte Schätze auf, und da er des Parlaments selten bedurfte, so rief er es auch selten zusammen. Heinrich VIII. versuchte die Magna Charta zu umgehen, indem er zu dem famosen Systeme der erzwungenen freiwilligen Beiträge, der sogenannten „benevolences" griff. Als dies aber zu arg wurde, riefen, wie Macaulay berichtet, Hunderttausende, sie wären Engländer und keine Franzosen, freie Männer und keine Sklaven. So beschied sich denn auch jener gewalttätige Fürst; er nahm seine Verfügung zurück und dankte seinen Untertanen für ihre berechtigte Vorstellung. Auch Elisabeth behandelte ihr Parlament nicht eben glimpflich; sie forderte Mitglieder desselben vor, mahnte, warnte, nahm Widerspenstige in Haft. Aber schon damals entwuchs gerade diesen Übergriffen der Keim des Parlamentsrechtes: Unantastbarkeit der Privilegien, Immunität in Rede und Abstimmung. Der Versuch überdem, durch Erteilung von Monopolen der Krone, unabhängig vom Parlamente, reiche Geldmittel zu erschließen, mißlang auch der Königin, in der seit der Zerstreuung der großen Armada — „adflavit Deus et dissipati

sunt!" — das englische Nationalgefühl sich geradezu verkörperte; den Finger, sozusagen, immer auf dem Pulse ihres Volkes, entsagte sie bei dessen Sträuben und Murren dem eigenwilligen Verfahren, das die Nation, fest in dem Grundsatze: „Principiis obsta!" fast einhellig zurückgewiesen hatte.

Unter den Stuarts verschärfte sich der Konflikt zwischen Krone und Parlament beträchtlich. Als letzteres erklärte, daß die Freiheiten, Gerechtsame und Privilegien das alte, unbestrittene Geburtsrecht der Engländer, daß die schwierigen und dringenden Angelegenheiten in Staat und Kirche, die Erhebung von Beschwerden, die Gesetzgebung geeignete Gegenstände der parlamentarischen Beratung seien und die Redefreiheit gesichert bleiben müsse, erwiderte König Jakob I.: „Ich will in Übereinstimmung mit dem öffentlichen Wohle, nicht mit dem öffentlichen Willen regieren." Karl I. setzte sonder Bedenken alle Mittel in Bewegung, die Krone vom Parlamente unabhängig zu machen. Aber weder der hochbegabte Wentworth noch der finsterblickende Laud, seine Räte, die Rat und Verrat mit dem Leben büßten, vermochten bis zu diesem Ziele durchzudringen und das trübe Geschick Karls bildet eine Episode der englischen Geschichte, deren auch die sieghaften Empörer sich keineswegs zu berühmen hätten. Wentworths Verurteilung aber zeigte und zeigte für alle Zeiten, daß die Verantwortlichkeit der Kronräte nicht eine tote Formel sei, vielmehr bitterer, ja blutiger Ernst und dies so sehr, daß man bei dem Prozeßverfahren sogar über die strengen Schutzformen des Gesetzes hinweggehen zu dürfen vermeinte. Eben unter der Regierung Karls I. ward die Habeas corpus-Akte erlassen, „das Herzblut der englischen Verfassung", wie Sheridan sie nennt. Niemand sollte mehr anders denn auf richterlichen Befehl verhaftet und Angeschuldigte sollten schon am nächsten Gerichtstage vor die Geschworenen gestellt werden..... Nach einer Epoche nun wilder Gärung, der Königslosigkeit einer nichts weniger als republikanisch gesinnten Nation, der Ohnmacht des schmachvoll behandelten Parlaments, der Diktatur des Heeres unter Oliver Cromwell kam bald nach dessen Tode das englische Verfassungsleben wieder zu Ehren und der Enthusiasmus, mit dem das Volk Karl II. empfing, erwies deutlich, daß die Königstreue untrennbar mit dem Charakter der Engländer verbunden sei. Wenn trotzdem wenige Jahre nachher Jakob II., von allen verlassen, in die Fremde flüchtete, so gab niemand mehr Anlaß dazu als er selbst: Der König hatte die Landesreligion und die Hirten der Kirche vergewaltigt, sich von Louis XIV., dem Bedroher Europas und Erbfeinde Englands, abhängig gemacht und die Verfassung planmäßig zu untergraben gesucht.

Vergleicht man die Wirksamkeit der Tudors und Stuarts, so sieht man, daß zwar beide Dynastien darauf bedacht waren, die Volksrechte zu schmälern; im Gegensatze jedoch zu den Stuarts schonten die Tudors, welche auch das Verdienst der religiösen Reform für sich in Anspruch nehmen durften, die popularen Anschauungen und legten sich bei ernstem, parlamentarischem Widerspruche Entsagung, ja Verzicht auf.

Erst mit Wilhelm III. beginnt die englische Verfassung sich zu konsolidieren und ihre Wurzeln tief in das Herz des Volkes zu senken. Die Nation, für die er ein Fremder blieb, stand ihm zwar kühl gegenüber, aber sie beugte sich vor seiner Verstandeshelle, Tatkraft und Treugesinnung. Die Deklaration des Rechtes, unter Karl I. erlassen, ward zur Bill des Rechtes. Diese statuiert, daß der König fortan nicht vom Gesetze entbinden oder außerordentliche Gerichte einsetzen, daß er ohne Zustimmung des Parlaments weder ein Heer erhalten noch eine Steuer erheben solle, daß grausame Strafen sowie unerschwingliche Bürgschaften nicht mehr verhängt werden dürfen, daß das Parlament häufig einzuberufen und die Freiheit der Wahl, der Petition und der Rede niemals zu beschränken sei.

Das Haus Braunschweig-Hannover hält den großen Grundzügen nach an dem Systeme Wilhelms III. fest. Wie dieser sind die ersten zwei Könige jener Dynastie der englischen Nation fremd und zudem besitzen sie nicht die hohe Geisteskraft und das staatsmännische Gepräge des großen Oraniers; mit Georg III. jedoch beginnt die Reihe eingeborener Könige, eng verwachsen mit Britanniens Anschauungen und Interessen. Unerwähnt darf es nicht bleiben, wie tief die Korruption des Parlaments, insbesondere unter dem Ministerium Walpole, Ansehen, Kraft und Unabhängigkeit desselben herabgedrückt hatte, so daß das Haus der Gemeinen, ohnedem nach der Art seiner Zusammensetzung kaum mehr als eine Vertretung des Volkes zu erachten, fast willenlos in die Hände der Kronräte geriet. Die Folge hiervon war weitreichende moralische Depravation und Einbuße an nationaler Würde und Ehre. Die Streitfrage der Middlesexer Wahl des Mr. Wilkes brachte jedoch das Volk zum Bewußtsein dessen, was auf dem Spiele stand; aus der durch einen verkommenen Agitator und seinen gewaltigen Vorkämpfer „stat nominis umbra" (Junius) hervorgerufenen Gärung erwuchs Erkenntnis, Umkehr, Besserung.

Amerika aber ging verloren, weil Britannien den kardinalen Grundsatz des Rechtes der Selbstbesteuerung verleugnete und seine Söhne jenseits des Ozeans, Söhne nicht nur seines Fleisches, son-

dern auch seines Geistes, geradezu als enterbte Bastarde zu behandeln sich vermaß. „Wir können Amerika nicht erobern," rief damals vergeblich warnend der Staatsmann, dem als ein Ehrennamen für alle Zeiten das Attribut des „großen Gemeinen" geblieben ist. „Was wir können," fuhr er fort, „ist, Adressen votieren. Wir können die Sorge des Augenblickes einschläfern und die Gefahr der Zukunft verhehlen. Lassen Sie uns auf dem Wege, den wir eingeschlagen haben, innehalten! Stürzen wir uns nicht wie wahnwitzig in gesteigertes Elend, in unentwirrbare Verwirrung!" *)

Fast wäre es England in Asien ähnlich ergangen. Aber noch zur guten Stunde ward das große ostindische Reich, die Beute verwegener Abenteurer, den Händen einer korrupten Gesellschaft entrissen und dem britischen Staatskörper enge angegliedert. Der Prozeß W. Hastings' **), vom Parlamente selbst eingeleitet und geführt, gibt ungeachtet der Freisprechung des Angeklagten ein leuchtendes Zeichen englischer Hochgesinnung und brachte namentlich die Anschauung zum Durchbruche, daß in der Politik die Machtfrage zwar prävaliere, aber denn doch auch ihre Schranken habe.

Im ganzen Verlaufe der letzten zwei Jahrhunderte hatte Britannien schwere Kämpfe zu bestehen. Es war in der Vorderreihe der gewaffneten Mächte zu finden, als es sich im Spanischen Erbfolgekriege um das Gleichgewicht in Europa, als es sich dann um die Abwehr der Universalmonarchie Napoleons und als es sich um die Erhaltung des Osmanischen Reiches handelte. Es hatte furchtbare Aufstände in Ostindien zu bewältigen. Der Kolonialbesitz, auch nach der Einbuße in Amerika noch so mächtig, ward ansehnlich erweitert. Die Union mit Schottland und Irland vollzog sich. Das grüne Erin jedoch, oft zu Boden geworfen und in einseitiger Betätigung der englischen Interessen gewaltsam niedergehalten, ist auch heute noch die klaffende Wunde am Herzen des Inselreiches. Auch sonst gab es im Innern vielfach Gärung und Konvulsion. Es gab Zerwürfnis in der königlichen Familie, es gab den monströsen Prozeß des Prinz-Regenten gegen seine Gemahlin. Es gab Arbeitsnot und Brotmangel. Es fehlte nicht an Verführern und Verführten, an Widerstand gegen Gesetz und Obrigkeit, an Tumult und Aufruhr.

Aber mitten in all diesen Wirren und Bedrängnissen schreitet Großbritannien ruhig und stetig in seiner Entwicklung vor, festen Ganges und unverrückbaren

*) Siehe S. 240. **) Siehe S. 192.

Zieles. Seine Reformen vollziehen sich bedächtig, aber unaufhaltsam. Es hat die Freiheit der Presse statuiert, welche schon Junius das Palladium aller bürgerlichen, religiösen und politischen Rechte der Engländer nannte. Es hat, insbesondere durch Beseitigung der faulen Flecken und stärkere Vertretung der Industrie, das Haus der Gemeinen gereinigt und gehoben; es hat das Wahlrecht innerhalb der Grenzen vernünftig staatsmännischer Erwägung erweitert. Es hat den schmachvollen Sklavenhandel ausgetilgt und durch die Kornbill die hart schaffenden Schichten der Bevölkerung einigermaßen entlastet. Es hat, den leuchtenden Spuren aufklärender Wissenschaft folgend, den fluchwürdigen Religionsstreit beendigt und dem Wesen nach die Glaubensbekenntnisse insgesamt politisch gleichberechtigt. Allen Anfechtungen zum Trotze hat es seine Asylfreiheit aufrecht erhalten..... Die soziale Frage, so recht das Kind der Schmerzen, ist zwar in Britannien so wenig gelöst als anderswo; aber früher als irgendwo anders sind auf dem Boden Englands die Postulate dieser nimmermehr zu umgehenden Frage erhoben, ihre Gefahren erkannt, Palliative der Besserung angewandt worden. Hier hat man mit der Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, der Abkürzung der Werkstunden, den Schutznahmen und Unfallversicherungen, der Ausdehnung des Elementarunterrichtes, der Vorsorge für Nahrung und Wohnung der Arbeiter löbliche Wohlfahrtseinrichtungen getroffen. Hier hat man aber auch weise ermessen, daß politischer Einfluß außer Zusammenhang mit Besitz, Erwerb und Wissen kaum denkbar und jedenfalls überaus bedenklich sei. Ohne die Hände apathisch in den Schoß zu legen, hat man in solchen Fragen der Zeit überlassen, was, wofern überhaupt eine gedeihliche Lösung möglich sein sollte, radikal nur die Zeit zu lösen vermag.

In Drang und Sturm haben Englands Institutionen sich gehärtet. Die Erkenntnis ihres Hochwertes hat sich überall Bahn gebrochen — daheim und auswärts, so in den Prunkgemächern der Großen, so in den Hütten der Armen und Beladenen. Und dabei ruht — es fehlt eben diesem edlen Menschenwerke auch des Himmels Segen nicht — seit mehr als einem halben Jahrhundert Britanniens Herrscherstab in der Hand einer Fürstin, die in zarter Jugend des Alters Reife und mit gebleichtem Haar die Kraft der Jugend betätigt hat, die, immerdar eins mit ihrem Volke, eine Stütze der Guten und ein Hort der Schwachen gewesen ist, einer Fürstin, deren wahrhaft königliche Tugend das strahlende Diadem auf ihrer Stirne weitaus überstrahlt!

— — — — — — — — — — — — — —

Es erübrigt nun noch, bei dem geschilderten Entwicklungsprozesse von den Wirkungen auf die Ursachen zurückzugreifen und damit dem Kausalgesetze Raum zu geben.

Um es gleich vorwegs zu betonen, sich, sich selbst, sich allein verdankt das Volk von Britannien, was irgendwie des Dankes wert ist; es dürfte von sich sagen, berechtigter und in edlerem Sinne, als es anderswo wirklich gesagt worden ist: „L'état c'est moi." Wohl gab es auch — wer möchte es verkennen — in erheblichem Grade äußerliche Momente der Förderung: die insulare Lage des Landes, welche Störungen Fremder fernehielt und die Nähe des Ozeans, der die Berührung mit den Welten leicht vermittelt und in großem Sinne Unternehmungslust und Tatkraft wachruft. Immerhin ist es ganz vorwiegend der Nationalcharakter, der hier schaffend, erhaltend, belebend, der als des Werkes wahrer Werkmeister hervortrat.

Das englische Volk ist, unberührt durch die Blutmischung, die es so reichlich erfuhr, durch und durch ein germanisches Volk geblieben und die Eigenschaften dieses urkräftigen Völkerstammes finden sich bei ihm in der ausgesprochensten Weise. Die Engländer sind kühn und besonnen zugleich, minder beweglich als beharrlich, treu sich selbst und treu gegen andere. Unermüdlich in der Arbeit, unerschrocken in Gefahren, eher stolz als eitel, weniger großmütig als gerecht, sind sie in strenger Selbstzucht emporgewachsen, die ihr Verhalten mäßigte und es darum so erfolgreich gestaltet hat. Mit Recht berühmen sie sich ihres gesunden Menschenverstandes. Was sie unternehmen, beginnen sie ruhig; sie sparen Atem und Kraft. Sie achten die Autorität und lieben die Libertät. In ihren Gesetzen und Rechtssprüchen sehen sie nichts als den Ausdruck ihres eigenen geklärten Willens. Die Engländer gruben die Wurzeln ihrer Verfassung tief und so wuchs sie denn auch hoch und stark empor, derart, daß sie, wie Charles Fox sagt, nicht bloß für Festtage und für Sonnenschein paßt. Sie sind auch nicht leichthin geneigt, von dem behutsamen und überlegenden Geiste abzuweichen, der in ihrer Konstitution obwaltet; sie hassen, nach dem Ausspruche eines ihrer größten Denker, das beständige Geschwätz von Widerstand und Revolution und, so unbeugsam sie sich in Wahrung ihrer wesentlichen Rechte erwiesen haben, ertragen sie es nicht, die letzte Arznei des Staates in sein tägliches Brot verwandelt zu sehen. Aller Utopie abgeneigt, kümmern sie sich nicht, wie ihre geistreichen und leichtbeweglichen Nachbarn jenseits des Kanals, um eingebildete Menschenrechte, verzichten sie nicht in einer warmen

Augustnacht auf ihr überkommenes Erbe, wechseln sie nicht nach der Mode des Tages ihre Anschauungen: sie besitzen das Gehaben echter Männer, begabt mit kräftigen Muskeln und gesunden Nerven. In diesem Nationalcharakter also liegt das Geheimnis des Nationalgedeihens.

Eine Verfassung, derart fundiert, bedarf auch kaum mehr der papierenen Schutzwehren, die ja vielmehr der Ausdruck sind als die Bürgschaft politischer Wohlfahrt. Zugleich aber verleiht den englischen Institutionen ihr Alter Ehrwürdigkeit, während ihr Vermögen der Anpassung an die obwaltenden Verhältnisse ihnen die Kraft der Jugend beläßt. Und eben weil diese staatlichen Einrichtungen tief mit den Volksanschauungen verwachsen sind, handeln die Gesetzgeber der Nation gut, wenn sie der Weisheit der Natur nachahmen, welche, wie man richtig bemerkt hat, bei der Pflanze die alte Hülle stehen läßt, bis die neue Zeit und Kraft zu ihrer Vollendung gewann.

— — — — — — — — — — — — — — —

Was Britannien im Laufe der Jahrhunderte geworden ist, sehen wir; was aus ihm nach Jahrhunderten werden wird, wer ermißt es? Den Schleier der Zukunft, wenn Sterbliche dies vermöchten, zu heben, würde denn auch an den Geschicken ganz und gar nichts ändern, die England vorbehalten sind, und seien es noch so trübe — auch in Ilions heiligen Hallen tönte ja vergeblich der Weheruf der Kassandra! Mögen jedoch die Lose des Volkes von Britannien wie immer fallen: es hat der Welt ein denkwürdiges Beispiel gegeben der Bewährung auf sich selbst gestellter Kraft, der redlichen Arbeit, die ihren Lohn findet, der Selbstbefriedung, welche, die Sorgenfalte glättend, aus innerster Brust hervorquillt.

Darum Ehre dem Volke von Britannien und möge insbesondere britische Freiheit, die Freiheit des Gesetzes und der Ordnung, deren goldiger Strahl nun fast die ganze zivilisierte Welt durchleuchtet, diese Freiheit, gereift und gemäßigt, wie sie Männer anmutet, möge sie, in ihrem wahren Wesen begriffen, Geschlecht um Geschlecht überdauern! Esto perpetua!

William Pitt, Earl of Chatham.*)

Shakespeares antithetischer Ausspruch: „Vom Hauch des Wortes verkühlt die Tatenlohe“, auf dem Gebiete politischen

*) Vortrag, gehalten 1896 im Wiener Wissenschaftlichen Klub.

Raisonnements von niemand Geringerem als dem Fürsten Bismarck, wenn auch in etwas veränderter Form wieder aufgenommen, trifft bei William Pitt, dem großen Gemeinen von England, schlechterdings nicht zu. Denn Pitt ist ein Parlamentarier erlesenen Schlages gewesen und zugleich ein Staatsmann höchsten Ranges. Als er, so jung noch an Jahren, in das Kabinett trat, dessen Seele er bald werden sollte, erschien England an Macht und Ehre tief herabgekommen; wenige Jahre seines Wirkens langten zu, dem Inselreiche den Glanz wiederzugeben, der es in Elisabeths und Wilhelms III. Tagen so goldig bestrahlt hatte.

Es ist nun keineswegs meine Absicht, die staatsmännische Aktion W. Pitts, bereits so vielfach erörtert, eines näheren darzulegen. Genügen doch wenige Momente zu ihrer Charakterisierung.

Eine Reihe von Demütigungen bezeichnet Pitts beginnende Laufbahn: so durchbricht auch die Sonne im Aufgehen erst nach und nach ihre Nebelhülle. Man entließ den jungen Dragonerkornett, sobald er sich politisch regte, aus dem Heere, nahm ihm auch bald die Amtsstelle, welche Henry Pelham ihm überwiesen hatte. Nach Newcastles Rücktritt zum Staatssekretär ernannt, demissionierte er infolge der königlichen Ungnade schon nach vier Monaten seiner Amtswirksamkeit. Aber auf die Länge der Zeit und in der Not des Landes vermochte man William Pitt nicht zu missen.

Ob wir nun die Ziele Pitts betrachten oder die Mittel, die er bereitete und anwandte, oder das Verfahren, welches er einschlug, immer blicken uns die Züge eines kühnen, bahnbrechenden Genius entgegen. Er wollte groß und handelte groß. Nicht in kläglichem Ränkespiel vergeudete er die Kraft seines Geistes. Nicht nach ephemeren Erfolgen gelüstete es ihn. Armee und Flotte wuchsen unter Pitts fester Hand und Armee und Flotte beschritten, befeuert durch seinen Starkmut, auf allen Kontinenten und Ozeanen die Siegesbahn. Preußen, von England unterstützt, behauptete sich gegen eine Welt in Waffen. Die Franzosen wurden aus ihrem amerikanischen und asiatischen Besitz vertrieben. Clive führte den triumphalen Zug aus, der im fernen Osten Britannien ein Reich erschloß, weitaus größer als das vereinigte Mutterland selbst. „England hat lange Zeit gebraucht," rief Friedrich II. aus, „aber es hat endlich einen Mann hervorgebracht."

Der unvergängliche Ruhm Pitts beruht jedoch vorwiegend auf seiner Aktion im Innern. Noch brannten die Wunden, welche die antinationale Politik der Stuarts dem Lande geschlagen. Noch sah man in den Fürsten aus dem Hause Braunschweig Fremdlinge.

Noch war das rechte Einvernehmen zwischen den großen Staatsgewalten nicht hergestellt und die uralten Freiheitsrechte der Engländer, wenn auch sorgsam verbrieft, zeigten noch vielfach rudimentäre Formen..... Die leidenschaftlich tiefe Verehrung Pitts für die Institutionen seines Vaterlandes, sein konservativer und darum nicht minder reformatorischer Sinn, das lebendige Gefühl für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, ihm so hervorragend eigen, strömten in die Seele des englischen Volkes über und erschlossen ihm in einer Epoche schwankenden Glaubens und materiellen Übergenusses die Erkenntnis der wahren Größe, deren Keime es in sich trug.

Eine in damaligen Zeiten fast beispiellose Reinheit der Gesinnung trat bei Pitt zutage. Der Korruption, welche unter Walpole wie ein schleichendes Gift die edelsten Organe des Staates angegriffen und selbst das Haus der Gemeinen käuflich und verächtlich gemacht hatte, rief er ein gebieterisches „Hands off" zu. Er seinerseits, obgleich vermögenslos, verschmähte es als General-Kriegszahlmeister, außer seinem Gehalte, wie es sonst unangefochtener Brauch war, irgend eine Nebengebühr anzunehmen.

Pitt liebte England, wie der Sohn die Mutter liebt, die ihn gesäugt und großgezogen hat; aber England war ihm nicht ein geographischer Begriff, durch Längengrade und Breitegrade abgegrenzt, sondern die Heimstätte kühner Herzen und freien Mannessinnes, das Land, das, verwachsen mit seinen Volksrechten, das Selbstgefühl in dem „Rule Britannia" ausströmte — die kostbare Inselperle in des weitgegürteten Meeres Riesenmuschel.

Nicht liebenswürdige Eigenschaften erwarben Pitt die populare Anerkennung, deren er sich, wenn auch nicht ununterbrochen, erfreute — seinen Zeitgenossen erschien er vielmehr rauh und gallig, stolz bis zur Unnahbarkeit, ein einsamer Mann auf einsamer Höhe. Die Anforderungen Pitts an des Volkes Opferwilligkeit waren groß, niemals jedoch scheute er — es bezeugt dies sein Verhalten in den Angelegenheiten des Admirals Byng, Butes und Wilkes' — den Ausschweifungen der Menge fest, ja trotzig entgegenzutreten. Aber alt, gebrechlich, schwer leidend und unfähig, fürder die Geschäfte zu führen, erglühte Pitt noch im nationalen Enthusiasmus, welchen das Volk stets zu würdigen weiß, und obschon auch ihm gegenüber, so recht nach Menschenart, zuweilen dem „Hosiannah" das „Kreuzige" folgte — Kern und Blüte der Nation bewahrten ihm hochherzig ihre Treugesinnung.

Der stolzen Eigenart Pitts entsprang seine Unabhängigkeit nach allen Seiten. Da man ihm zuerst ein hohes Staatsamt

ibot, sagte er: „Ich werde nicht an den Hof gehen, wenn ich nicht ie Verfassung mitbringen darf.“.... „Selbst Ihr Stuhl,“ rügte r den Sprecher des Hauses der Gemeinen, „richtet sich zu oft nach St. James hin.“.... Den Demagogen Wilkes stellte er durch Worte iefster Verachtung an den Pranger..... Er geißelte das Unterhaus, als es in die Rechte der Wähler eingriff..... Den Lords, da sie Miene machten, die unmenschliche Kriegführung in Amerika gutzuheißen, rief er zu: „Die Amerikaner sind, was ihr selbst seid — Englands Söhne, nicht Englands Bastarde.“.... Vor dem Gluthauche seiner stürmischen Diatribe hielt kein Vorurteil, kein Klasseninteresse stand.

Die politische Voraussicht Pitts — „prévoir c'est gouverner“ — grenzte an das Wunderbare. Alles, was er rücksichtlich der Unantastbarkeit der Habeas corpus-Akte und der Meinungsfreiheit, als ein wahrer Konservator englischen Geistes kündete, hat die Geschichte der folgenden Generationen als deren vitale Anforderungen ermessen. Seine weit aussehenden ostindischen Pläne, die man als verächtliche Utopie bezeichnete, haben sich in aller Realität verwirklicht. Pitt verwarf die eigenmächtige Besteuerung der amerikanischen Kolonien und die Kolonien fielen ab, als man sie eigenmächtig besteuerte. Pitt prophezeite die Unmöglichkeit, Amerika mit den Waffen zu bewältigen, und an den so notdürftig, so lose gefügten amerikanischen Milizen zerscheiterten Englands Waffen.

Die Beredsamkeit Pitts — dieses ἄναξ ἀνδρῶν — hat kaum je ihresgleichen gehabt. In mancher Hinsicht stand sie hinter der Beredsamkeit seines Sohnes, der von Burke, Charles Fox oder Canning zurück. Sie war nicht stilgerecht, nicht immer ausgeglichen in der Form. Seine vorbereiteten Reden klangen emphatisch; Spötter meinten, es gebe da reichlich Theaterdonner und Kolophoniumblitz..... Sobald jedoch Pitts Gemüt sich erregte, entfuhr seiner Lippe ein Feuerstrahl. Sein Ungestüm riß auch kalte Naturen mit sich fort. Fast, möchte man sagen, das Geheimnis seiner rednerischen Allgewalt war in dem einzigen Worte gelegen: Indignatio. Niemals buhlte Pitt um die Gunst seiner Zuhörer. Aus seinen Zornesflammen sprach die Liebe zu Land und Volk. Schonungslos riß er oft den Verband von den Wunden herab, aber er beträufte sie dann auch mit linderndem Balsam. Unter den vernichtenden Streichen, die er führte, krümmten sich seine Gegner; er selbst glich der edlen Palme, die, wenn man sie fällen will, ihre Wipfel stolz erhebt. Gestalt, Tonfall, Mienenspiel förderten seine Rede.

Wie auf dem Schlachtfelde ist William Pitt erlegen. Dem Tode nahe, ließ er sich in das Haus der Lords tragen und stöhnend und ächzend gab er seinem Unwillen über einen schmachvollen Friedensschluß in unvergänglichen Worten Ausdruck. An seinem Sterbebette las ihm sein Lieblingssohn und Geisteserbe die Stelle Homers vor, in der die Leichenfeier Hektors und Ilions Verzweiflung geschildert sind. Sein Tod, sowenig als der seines Sohnes, ist das gewesen, was die Griechen „Euthanasia" nennen; denn beider Herz war durch den Gram über das sinkende Ansehen des Vaterlandes beschwert — nun ruhen sie, Vater und Sohn, zusammen in der Ruhmeshalle der Westminster-Abtei und leben fort, als wahrhaft Unsterbliche, so lange noch ein Laut der englischen Sprache erklingt.

Diese unvollkommene Skizze des großen Commoners mögen die folgenden Bruchstücke aus seinen Redetorsos ergänzen. Nicht für die englische Nation allein sind jene aufbewahrt geblieben. Sie mögen überall eine Heimstätte finden, wo ideale Güter noch Anwert haben und der Besonnenheit die Begeisterung würdig zur Seite steht. Hier sind sie!

Die Magna Charta.

Euren Vorfahren, Mylords, den Baronen Englands haben wir unsere Konstitution zu danken. Ihre Tugenden waren roh und unkultiviert, aber groß und echt. Ihr Verstand war so wenig überfeinert, als es ihre Sitten waren; aber sie hatten Herzen, Recht von Unrecht zu unterscheiden, sie hatten Sinn für die Wahrheit und Mut und Festigkeit, sie zu behaupten.

Mylords! Die Geschichte hat diesen Baronen meines Erachtens nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Als sie jene große Urkunde, in der des Volkes Rechte anerkannt wurden, als sie die „Magna Charta" vom Könige erbaten, sagten sie nicht, dies sollen die Rechte der Barone, dies die Rechte der Prälaten sein. Nein, Mylords, sie sagten in dem schlechten Latein jener Zeiten: „Nullus liber homo"; sie sorgten für den geringsten Untertan ebenso angelegentlich wie für den größten. Diese drei Worte: „Nullus liber homo" klingen für ein durch klassische Lektüre gebildetes Ohr nicht wohl; aber sie verdienen unseren Gemütern eingeprägt, sie verdienen oft in Erinnerung gebracht zu werden: Die ganze klassische Literatur hat keinen größeren Wert.

Der Schutz des Hausrechtes.

Der ärmste Mann in England kann in seiner Hütte allen Mächten der Krone Trotz bieten. Sie mag dem Zusammensturze

nahe sein, ihr Dach mag wanken, der Wind mag durch und durch dringen, der Sturm mag Einlaß finden, der Regen mag sich einen Weg hineinbahnen: aber der König von England kann sich nicht Einlaß verschaffen; mit all seiner Macht darf er es nicht wagen, die Schwelle der elenden Behausung zu überschreiten.

Die Besteuerung der amerikanischen Kolonien.

Sie müssen diese Beschlüsse widerrufen und Sie werden es. Ich verbürge mich dafür, daß Sie selbe widerrufen. Ich setze hierfür meinen guten Ruf zum Pfande. Man mag mich für schwachsinnig halten, wenn Sie schließlich diese Beschlüsse nicht widerrufen.

— — — — — — — — — — — — — —

Und wenn die Minister fortfahren, des Königs Majestät zu mißleiten — ich sage nicht, daß sie der Krone die Zuneigung der Untertanen entfremden werden; wohl aber sage ich, daß sie die Krone dann des Tragens nicht mehr wert machten. Ich sage nicht, daß der König verraten, aber ich sage, daß das Königreich verloren sei.

Die Ausstoßung des Mr. Wilkes aus dem Hause der Gemeinen.

Das Haus der Gemeinen, sagt man, sei in seiner Gerichtsbarkeit inapellabel. Mylords, ich bin ein schlichter Mann und bin in geradezu religiöser Verehrung unserer einfachen englischen Gesetze erzogen; durch welche sophistische Künste man sie nun verdreht und verdunkelt, ist zu erklären meine Sache nicht..... Die Grundsätze unseres Rechtes aber sind klar genug, sie sind in der Vernunft gefestet und ein Meisterwerk englischen Geistes; sie bedürfen zu ihrer Auslegung weder eines Kommentars noch eines Kommentators.

Der edle Lord (Mansfield) aber meint, er kenne keinen Kodex für das Parlament; das Haus der Gemeinen verfahre nur nach seiner Weisheit, seine Entscheidungen seien Gesetz und man könne von ihm nur an die himmlische Macht appellieren. Wenn dem so ist, Mylords, wie fruchtlos waren die Anstrengungen unserer Vorfahren, wie unnütz ihre Bemühungen, zu einer festen Satzung zu gelangen!

Und sollen wir, die wir die königliche Willkür beschränkten, uns der willkürlichen Gewalt des Hauses der Gemeinen unterwerfen müssen? Tyrannei verliert nicht ihren hassenswerten Charakter, wenn eine Schar von Menschen sie verübt. Indem das Volk seine Vertreter erwählt, will es

sicherlich nicht, daß sie das Recht verletzen und die Freiheit mit Füßen treten. Die „Weisheit" des anderen Hauses ist in dem vorliegenden Falle nur seine „Willkür". Richterliche Entscheidung in unklaren Fällen ist noch nicht Gesetz, ist lediglich Gesetzerläuterung. Ihre Autorität ist nichtig, wenn sie die Vernunftgründe beiseite setzt, wenn sie dem Gesetze selbst offenkundig widerspricht, wenn sie dem Geiste der Verfassung Gewalt antut. Und alle diese Merkmale treffen hier zu. Nein, Mylords, der Beschluß des Unterhauses über die Middlesexer Wahl ist kein Beschluß, dem man virtualiter zuzustimmen vermag.

Der Krieg mit Amerika.

Mylords! Diese verderbliche und schmachvolle Lage, in der wir weder mit Erfolg handeln noch mit Ehre leiden können, ruft uns auf, mit der starken und lauten Sprache der Wahrheit Seine Majestät von den Täuschungen loszulösen, die an sein Ohr klingen und Gehör finden.

Der verzweifelte Zustand unserer Armee im fernen Lande ist zum Teile bekannt. Niemand hat vom englischen Heere einen höheren Begriff als ich: Ich liebe und ehre es, ich schätze seine Vorzüge. Was überhaupt zu vollbringen ist, wird es vollbringen; aber Amerika wird es nicht erobern — dies ist eine Unmöglichkeit.

Wir können Amerika nicht erobern. Sie mögen, Mylords, Ihre Anstrengung hierfür bis zum äußersten steigern, Sie mögen von deutschen Fürsten, die ihre Untertanen für fremden Dienst auf die Schlachtbank liefern, Hilfskräfte weiterhin erhandeln und erfeilschen: Ihre Mühe ist eitel und die Art Ihres Verfahrens reizt nur den Feind zu unauslöschlicher Verbitterung. Welche Art ist dies?.... Ihn zu überfallen mit gedungenen Söldnern und deren Raubsucht seinen Besitz schonungslos preiszugeben. Fürwahr wäre ich ein Amerikaner, sowie ich ein Engländer bin, ich würde niemals, nie, nie die Waffen niederlegen, solange irgend ein fremder Soldat auf meinem Heimatsboden stünde.

Unsere eigene Armee, Mylords, ist nunmehr von der Demoralisation der Miettruppen angesteckt. Plünderungssucht hat sich in ihr verbreitet. Ihre Disziplin ist gelockert. Ich weiß dies authentisch, wenn auch der edle Graf, der die Adresse einbrachte, hiervon nichts wissen zu wollen scheint..... Und während wir derart sinken, wächst und blüht Amerika; während unsere Manneszucht und kriegerische Kraft abnimmt, steigt die unseres Gegners.

— — — — — — — — — — — — — —

Was nun aber die Haltung der fremden Mächte betrifft, welche die Thronrede uns als so friedlich und freundlich bezeichnet, wollen wir doch mehr nach Tatsachen urteilen, als nach Beteuerungen. Wir sehen die Beihilfe, welche Frankreich unablässig den Amerikanern leistet. Wir bemerken die Rüstungen des Hauses Bourbon zu Land und zu Wasser, von Dünkirchen bis zur Meerenge und die Gefahr des Überfalles, der uns droht. Und wir, wie wehren wir den Feind ab?.... Nicht 5000 Soldaten sind in England, kaum 3000 in Irland. Die 20 Linienschiffe, über die wir verfügen, sind in einem solchen Zustande, daß kein Admiral von Ruf den Befehl über die Flotte übernehmen würde. Der Tajo ist im Besitze des Gegners. Seine Kaper durchfegen die Meere; unser Handel ist dadurch tief herabgebracht..... In dieser gefährlichen Krisis finden wir daheim Schwäche, auswärts Unheil; wir sind von unseren Nachbarn beschimpft und unfähig dagegen aufzutreten, und wenn wir auftreten, der Niederlage sicher — welcher Mann hat die eherne Stirn, uns in solcher Lage Erfolg zu verheißen? Wo ist der Mann? Mich verlangt es, dem Manne ins Angesicht zu blicken!

So können Sie, meine Lords, durch die Maßnahmen, die man Sie zu billigen auffordert, Amerika weder bezwingen noch versöhnen, dem Feinde weder Frieden bieten noch wirksamen Krieg. Was können Sie denn?.... Adressen votieren können Sie. Sie können die Sorge des Augenblickes einschläfern und die Gefahr der Zukunft verhehlen. Aber es wäre wohl an der Zeit, nicht länger die glatte Salbe serviler Nachgiebigkeit und blinden Vertrauens in Gebrauch zu nehmen. Ich meinerseits würde mir gerne das Hemd vom Leibe streifen, um es für einen Krieg darzubieten, der gerecht und notwendig ist, der Ehre und Rechte meines Vaterlandes wahrt. Aber nicht eine einzige Anstrengung will ich machen, nicht das geringste Opfer will ich bringen für einen Krieg wie diesen: so unlauter in seinen Beweggründen, so unpolitisch in seinen Mitteln, so verderblich in seinen Folgen!

— — — — — — — — — — — — — —

Mylords! Ich habe pflichtgemäß Ihnen meine Ansichten offen dargelegt. Ich habe Ihnen den Verfall unserer Macht, die Befleckung unseres Rufes, die Zerstörung unserer Zucht, den Niedergang unserer Sitten — alle die Trübsale daheim und auswärts, die unser sinkendes Reich überwältigen, nahe vor Augen gerückt. Unsere teuersten Interessen, Freiheiten und Satzungen wanken in den Grundfesten. Und diese Gefahr und dieses Elend sind nichts als die Folgen des unglückseligen Krieges. Lange sind wir getäuscht,

ja betrogen worden. Lassen Sie uns rasch innehalten! Jetzt ist die Krisis da, jetzt vielleicht der günstige Wendepunkt..... Und wenn wir auch nun, was Gott verhüte, in eigensinniger und törichter Verblendung verharren, wenn wir die peremptorischen Worte der Billigung, die uns vorgelegt worden sind, sklavisch nachsprechen: dann vermag wahrlich nichts mehr dieses Land vor seinem gänzlichen Untergange zu retten; wie wahnwitzig stürzen wir uns dann in vielfach vermehrtes Elend, in unentwirrbare Verwirrung!

Die Grausamkeit im amerikanischen Kriege.

Mylords! Ich bin erstaunt und entrüstet, solche Grundsätze in diesem Hause und in diesem Lande bekennen zu hören, welche dem Throne nicht nahen und das Ohr der Majestät nicht beflecken sollten.

„Die Gott und die Natur in unsere Hände legten!"*) Ich weiß nicht, welche Begriffe jener Lord von Gott und Natur haben mag, da er ihnen die Schlachtungen des indianischen Skalpiermessers beilegt, ihnen das Verfahren jener Wilden, welche die verstümmelten Schlachtopfer ihrer hinterlistigen Überfälle foltern, morden, rösten und verzehren — buchstäblich, Mylords, verzehren.

Solche Anschauungen empören mich als Freund des ehrlichen Krieges, wie als Feind der grausamen Mordlust und heischen, daß ich laut und nachdrücklich meinen Abscheu ausspreche. So fordere ich denn die heiligen Diener der Schrift auf, die frommen Hirten der Kirche, unsere Religion zu verteidigen. Ich fordere die Richter auf, die unbefleckte Reinheit ihres Hermelins zu wahren. Ich rufe die Ehre eurer Herrlichkeiten an, daß ihr die Würde eurer Vorfahren achtet und die eure schützt. Ich rufe den Geist und die Menschlichkeit meines Vaterlandes auf und beschwöre den Genius unserer Verfassung.

Von den Wänden dieser Halle herab zürnt der unsterbliche Ahnherr jenes edlen Lords**), unwillig über die Schmach seines Landes. Umsonst führte er eure siegreichen Schiffe gegen die prangende Armada Spaniens, verfocht er die Ehre, die Freiheit, die Religion Englands gegen

*) Minister Graf Suffolk verteidigte es, daß man gegen die Amerikaner die Hilfe der Indianer in Anspruch nehme. Er meinte, daß Gott und die Natur diese Waffen in die Hände der Engländer gelegt haben.

**) Lord Howard von Effingham.

die willkürlichen Grausamkeiten der Inquisition, wenn diese mehr als inquisitorischen Missetaten unter uns geduldet und zur Satzung werden.

Spanien ließ seine Bluthunde los, um die unglücklichen Völkerschaften Amerikas zu vernichten und wir übertreffen noch die spanische Verruchtheit. Wir hetzen jene wilden Bluthunde gegen unsere Brüder und Landsleute, die mit uns eine Sprache, ein Gesetz, eine Freiheit und Religion haben, die unser sind durch das Band der heiligsten, menschlichen Gefühle. Mylords! Ich bin alt und schwach, aber mein Unwille war zu stark, als daß ich weniger hätte sagen können. Ich hätte diese Nacht keine Ruhe in meinem Bette zu finden, hätte mein Haupt nicht auf das Kissen zu legen vermocht, wenn ich nicht meinem ewigen Abscheu gegen so ausgeartete, so ungeheuerliche Grundsätze Ausdruck gegeben haben würde.

Gegen den schmachvollen Friedensschluß mit Amerika.

Mylords! Seine Majestät erbte ein Reich, nicht nur groß in seinem Umfange, sondern auch unbefleckt in seiner Ehre. Sollen wir nun den Glanz dieser Nation trüben, indem wir ihre Rechte und ihr Eigentum preisgeben? Soll dieses stolze Reich, das die dänischen Verwüstungen, die schwedischen Einfälle, die Eroberung der Normannen überdauerte, das der spanischen Armada sieghaft widerstand — soll es nun vor dem Hause Bourbon demütig in den Staub sinken?

Wahrlich, unsere Nation ist nicht mehr, was sie ehedem war. Vor siebzehn Jahren noch der Schrecken der Welt, rufen wir jetzt unserem Erbfeinde zu: „Nimm alles, alles, was wir haben, und gib uns nur den Frieden!"

Mylords, es ist unmöglich!

— — — — — — — — — — — — — —

Einen langen Zeitraum hindurch hat Britannien fast ununterbrochen Politiker und Redner ersten Ranges besessen, Männer entschlossener Tat und Männer bezwingenden Wortes, Helden und Dulder geschichtlicher Bedeutsamkeit.

Aber, wie Macaulay mit Recht sagt, unter all den ausgezeichneten Männern, deren sterbliche Überreste die ehrwürdige Westminster-Abtei birgt, hat kaum einer einen fleckenloseren Ruf und niemand einen strahlenderen Namen der Nachwelt überliefert, als William Pitt, welcher der Graf von Chatham geworden und geblieben ist für alle Zeiten der große, der gewaltige Gemeine von England!

Die französische Revolution.*)

Hundert Jahre ungefähr sind es her — der Feuerschlund der großen Umwälzung in Frankreich hatte, sengend und verheerend, seine Lava in weitem Umkreise ergossen und die Welt schien aus ihren Fugen zu gehen: als in England, der Stätte starkmütiger, aber besonnener Freiheit, Edmund Burke mit seinen „Betrachtungen über die französische Revolution" an die Öffentlichkeit trat.

Es ward dies als ein denkwürdiges Ereignis erachtet. Denn der da mit offenem Visier auf dem Kampfplatze erschien, war ganz und gar nicht ein homo ignotus, ein Emporkömmling und Streber, lüstern die Augen aller auf sich zu ziehen: es war der erste Redner des Hauses der Gemeinen; es war ein Schriftsteller tiefster Anlage und bahnbrechender Ursprünglichkeit. Und zugleich war es ein echter Fortschrittsmann, dessen edle Humanität die Anklage des Warren Hastings, dessen geläuterten Freiheitssinn seine umfassende Staatsreformvorlage und dessen stolze Unabhängigkeit sein ganzes Leben, unberührt auch nur vom geringsten Makel, bekundete. Er hatte sich auch die Achtung seiner Gegner erzwungen und die Freunde suchten seinen erleuchteten Rat; zu seinen Füßen war Charles Fox gesessen, der, wie er großherzig selbst erklärte, ihm das Beste zu danken hatte, was an ihm sei und daure.

Was für Akzente waren es aber auch, die Edmund Burke in seiner Schrift anschlug!.... Eine Sprache, nicht mehr vernommen seit den Catilinarischen Indignationsreden des altrömischen Konsuls; eine Sprache überwältigender Kraft und lodernder Glut, überreich an Argumenten, die, so anfechtbar sie schienen, doch in Wahrheit unwiderlegt geblieben sind: die Sprache des bis auf den Grund aufgewühlten Gemütes und einer Eindringlichkeit sondergleichen.

Hören wir, es lohnt dies auch heute noch reichlich die Mühe, aus einigen Stellen der zu einem Werke herangewachsenen Schrift heraus, wie Burke die Zustände des Nachbarlandes beurteilte!

„Wenn ich," beginnt er, „den Geist der Freiheit aufgeregt sehe, so sehe ich eine furchtbare Kraft in Bewegung — und dies ist für geraume Zeit schlechterdings alles, was ich darüber sagen kann. Der wilde Dampf ist nun herausgelassen — aber unser Urteil müssen wir aufschieben, bis das erste Aufbrausen sich gelegt hat, bis die Mischung klar geworden ist, bis wir etwas Tieferes als die Wallungen einer schäumenden Oberfläche erblicken. Bevor ich

*) (1893).

es wage, Menschen Glück zu wünschen, muß ich hinlänglich versichert sein, daß ihnen wirklich Glück widerfahren ist. Ich muß also meine Freudensäußerung über die Revolution in Frankreich so lange aussetzen, bis ich unterrichtet bin, wie seine Freiheit mit Sittlichkeit und Religion, mit der Festigkeit des Eigentumes, mit Ruhe und Ordnung, mit bürgerlicher und gesellschaftlicher Sitte zu vereinbaren sei — ohne sie wird die Freiheit von keiner Dauer, und solange sie dauert, keine Wohltat sein."

„Ich gestehe es frei," fährt er fort, „ich habe dieses beständige Geschwätz von Widerstand und Revolution immer gehaßt; ich kann es nicht ertragen, daß man die letzte Arznei eines Staates in sein tägliches Brot zu verwandeln sucht. Merkurialmittel werden so nach und nach als gewöhnliche Speise gebraucht und Kantharidentränke zur Anfachung der Freiheitsliebe wie gemeines Wasser verschluckt."

„Laßt uns," haranguiert Burke, „einen Blick auf diese tyrannisierten Tyrannen werfen! Zum Gaukelspiel leerer Beratungen verdammt, fassen sie ihre Beschlüsse unter dem eisernen Zepter einer unerbittlichen Notwendigkeit. Sie sitzen in der Mitte ihres Reiches, als säßen sie im Mittelpunkte einer fremden Republik. Sie sind umringt von einer Armee, die, weder der Wille der Krone, noch der ihrige zusammenberufen hat, und von der sie, wenn es ihnen einfiele, sie abzudanken, auf der Stelle selbst abgedankt werden würden. Da sitzen sie nun, nachdem alles unter ihnen, was noch Mäßigung kannte, vor einer Mörderbande geflohen. Da sitzen sie aller Gesetzgebung zum Spott und wiederholen in ihren Dekreten die Worte derer, die sie verabscheuen und verachten. Es ist weltkundig, daß alles, was sie beschließen, schon beschlossen ist, ehe sie es erörtern. Es ist außer jedem Zweifel, daß die Furcht vor Bajonetten und Laternenpfählen und die Pechfackel, die ihren Häusern droht, sie zwingt, alle die verzweifelten Maßregeln anzunehmen, die ihnen die Klubs, ein scheußliches Gemisch aus allen Ständen, Zungen und Völkern, vorschreiben. In diesen Klubs gebieten Männer, denen gegenüber ein Catilina gewissenhaft und ein Cethegus gemäßigt erscheinen würde."

„Man sagt gemeinhin," ruft Burke entrüstet aus, „wir Engländer erhielten unsere Sitten von den Nachbarn jenseits des Kanales und kleideten uns in die abgetragenen französischen Gebräuche. Wenn dem so ist, haben wir die neue Pariser Mode noch nicht genug studiert, um eine sonderliche Feinheit darin zu finden, daß man dem Gebeugtesten aller Gebeugten auf dieser

weiten Erde versichert, es sollen aus der Ermordung seiner Diener, aus den Attentaten gegen ihn selbst und seine königliche Frau, aus seiner Beschimpfung und Erniedrigung dem Staate wesentliche Vorteile erwachsen. Bei uns würde der gemeinste Kriminalrichter zu menschlich sein, um sich eines solchen Trostgrundes selbst gegen einen Verbrecher am Fuße des Galgens zu bedienen. Ich sollte meinen, selbst der Pariser Scharfrichter, namentlich seitdem ihn die Nationalversammlung zu Ehren erhoben und ihm Rang und Wappen im neuen Diplombuche der ‚Rechte des Menschen‘ angewiesen hat, müßte zu großmütig, zu wohlerzogen sein, um von diesem schneidenden Troste gegen einen der Unglücklichen Gebrauch zu machen, welche die beleidigte Nation unter die Werkzeuge seiner exekutiven Gewalt bringt.“

„Ich höre,“ fährt er fort, „und ich bin froh zu hören, daß die Königin von Frankreich die Einschränkung der Freiheit ihres Gemahls, ihre eigene Gefangenschaft, die Verbannung ihrer Freunde, die ganze Last ihres gehäuften Elends mit heiterer Geduld erträgt, derart, wie es sich für die Tochter der durch Mut und Standhaftigkeit ausgezeichneten Kaiserin ziemt, daß sie den edlen Stolz ihrer Mutter geerbt hat, daß die Gesinnungen einer römischen Matrone in ihrer Brust wohnen, daß sie in der letzten Not wenigstens der letzten Schmach entrinnen, und, wenn sie fallen soll, mit hoher Ehre fallen wird. Es sind sechzehn Jahre, als ich die Gemahlin des Dauphins zu Versailles sah und nie hat wohl dieser Erdkreis eine holdere Erscheinung begrüßt. Ich sah sie funkeln gleich dem Morgensterne, voll des Lebens, der Schönheit, der Hoffnung. O welch eine Verwandlung! Wie könnte ich in schnöder Unempfindlichkeit einen solchen Fall von solcher Erhebung betrachten! Damals als sich zu allen ihren Ansprüchen auf schwärmerische, stille, anbetende Liebe das Anrecht auf Verehrung eines Volkes gesellte: damals konnte ich wohl nicht ahnen, in einer Nation, die sonst die Inkarnation der Ehre, der Galanterie und der Rittertugenden gewesen, solche Schmach über eine solche Frau kommen zu sehen. Ich hätte gemeint, zehntausend Schwerter müßten aus ihren Scheiden fahren, um einen Blick zu bestrafen, der sie zu beschimpfen drohte.“

Und an die heimischen Zustände erinnernd, bemerkt Burke: „In England spüren wir noch und lieben und bauen in uns jene zarten Urgefühle der Natur, welche die treuen Hüter unserer Tugend, die immer wachen Aufseher unserer Taten und die wahren Stützen aller edlen und männlichen Sittlichkeit sind. Wir haben alles, was in uns sein soll, noch wirklich in uns. Wir haben uns

durch keine Quacksalberoperation ausleeren und auftrocknen lassen, um nachher wie ausgestopfte Vögel in einer Naturaliensammlung mit Stroh und Lumpen und schmutzigen Papierschnitzeln von eingebildeten Menschenrechten wieder gefüllt zu werden. Aberwitz und Treulosigkeit haben nicht unsere schönsten Empfindungen wegvernünftelt. In unseren Busen schlagen wahre Herzen von Fleisch und Blut. Wir fürchten Gott, wir ehren die Könige, wir lieben die Parlamente, wir gehorchen der Obrigkeit, wir sehen die Geistlichkeit mit Ehrerbietung, den Adel mit Hochachtung an. Fragt ihr, warum?.... Darum, weil des zivilisierten Menschen Natur will, ja heischt, daß solche Gegenstände solche Gefühle hervorbringen, weil alle anderen Gefühle unecht und trügerisch sind, weil sie unser Herz verderben, unsere moralischen Grundsätze verunreinigen, uns für vernünftige Freiheit unbrauchbar machen, weil sie nichts weiter vermögen, als den Geist einer pöbelhaften, blinden, zügellosen Frechheit in uns zu wecken, die uns ein paar Festtage hindurch belustigt und nachher unser ganzes Leben zu einer schmählichen, zu einer unvermeidlichen und wohlverdienten Knechtschaft verdammt."

So vor hundert Jahren Edmund Burke!

Eine Kundgebung solcher Art, so aus dem tiefsten Gemüte heraus, so gehobener Gesinnung und feierlicher Haltung mußte die Geister wie mit einem elektrischen Schlage berühren. Sie fand begeisterte Zustimmung, fand trotzige Entgegnung. Von den Finsterlingen ward sie über die Maßen ausgenützt. Anderseits beschuldigte man Burke der Leidenschaftlichkeit, ohne die es ja wohl keine Genialität gibt, beschuldigte ihn egoistischer Tendenz, ihn, der von sich mit Recht rühmen durfte, „er sei nie ein Werkzeug der Macht, nie ein Schmeichler der Hoheit gewesen, und nun, da er altere, wahrlich nicht gesonnen, die Grundsätze seiner Mannheit zu verleugnen". Und als die plausiblen Erklärungen für den anscheinenden Gesinnungswechsel Burkes versagten und man seine Auffassung weder einfach beiseite zu lassen, noch in ihrem Wesen zu widerlegen vermochte, brachte man die Meinung auf, der Geist dieses großen Mannes, so ohnegleichen in seiner Eigenart, sei durch Familienleid getrübt, ja umnachtet worden.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun aber, da seit der Darlegung Edmund Burkes drei Generationen erstanden und dahingegangen sind, tritt wieder ein ernster Forscher in die Arena, welcher den bislang nicht endgültig entschiedenen Meinungsstreit von neuem und mit neuen Waffen aufnimmt. Die Größe der Angelegenheit erlaubt, erfordert solches. Es ist dies Hyppolyte Taine, als Mann der Wissenschaft

bereits vielfach bewährt und bekannt. Von der schönen Literatur Englands, die er in höchst eigenartiger und bedeutsamer Weise durchforscht und beurteilt hat, wandte er sich der politisch-historischen Entwicklungsgeschichte seines Vaterlandes zu. Und da er vornehmlich die französische Revolution nun zum Gegenstande eingehendster Studien macht, was, fragt man gespannt, stellt er als deren Ergebnis hin? .... Nichts Geringeres, als daß Burkes Schilderung, in Zornesglut atmend, sein „Lasciate ogni speranza!" in ihrem Farbentone noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibe. Und Taine ist schlechterdings kein Mann des Vorurteiles; er sucht Wahrheit und nichts als Wahrheit. Seine Forschungen ruhen auf der sicheren Grundlage induktiver Methode; sie sprechen die nüchterne, aber bis zur Pein genaue Sprache der Ziffer. Hier gibt es keine phantastische Annahme, keine unerwiesene Behauptung, keine Konklusion, deren Prämissen berechtigtem Zweifel unterlägen.

Taines Untersuchungen zeigen zunächst allerdings und zeigen es bis zur Evidenz, daß die Zustände Frankreichs vor der Revolution verrottet und unhaltbar geworden; sie legen dar, wie die oberen Gesellschaftsschichten das Land förmlich ausweideten, wie man „die jagdbaren Tiere beschützte, als wären es Menschen, und die Menschen verfolgte, als wären sie Tiere", wie das Volk hungerte, ja zum Teile buchstäblich verhungerte, während die bevorzugten Klassen an ihren „hübschen Rechten" gar zäh festzuhalten wußten. Aber selbst dies, gibt Taine zu verstehen, könne zwar eine gewaltsame Umwälzung, könne aber nimmer Richtung und Verlauf, Mittel und Verfahren dieser Revolution rechtfertigen.

Die französische Revolution bringt in der Tat — unumstößlich ist es nun erwiesen — nicht den Willen der Mehrheit zur Geltung, sondern einer schwachen Minderheit, nicht den weitblickender Intelligenz, sondern den geistiger Beschränkung, nicht den sittlicher Höhe, sondern den sittlicher Verkommenheit. Sie gibt sich den Anschein, „dem ewigen Rechte zu huldigen", und huldigt „brutaler Gewalt". Die Vertreter einer großen Nation, bahnbrechend auf so vielen Gebieten der Kultur, beugen sich vor Räubern und Mordgesellen, der „Tempel der Freiheit" wird zum „nationalen Schlachthause", die „Wahllokale" sind „Mördergruben", die „Tribüne" entehrt sich durch „Tollhäusleremphase"; Fanatiker sprechen es geradezu aus, „man müsse Frankreich in einen Leichenacker verwandeln". Paris ist das Golgatha der Guillotine geworden, wie es vordem der großmütige Spender der Blutmesse des heiligen Bartholomäus gewesen — der Schaum seiner Bevölkerung verflüchtigt sich, aber deren bittere Hefe bleibt und steigt empor. In rascher Folge führt

der Todeskarren die erlesensten Opfer und dann die entmenschten Henker selbst zum Richtplatze. Ihr Fallbeil wirft die Guillotine auf den Nacken eines gütigen Königs und einer edlen Königin; sie macht die Beredsamkeit eines Vergniaud verstummen; sie wird zuletzt auch der Schrecken der Schreckensmänner. Zum Verdachte wird das Harmloseste und Unverfänglichste, Verdacht wird Anklage und Anklage unwiderruflicher Todesspruch. Massengreuel werden offen organisiert und schamlos gutgeheißen: für die Untaten des 10. August und des 2. September kennt die Geschichte keine Absolution. Freron wütet zu Marseille, nun, wie er sagt, „der Gemeinde ohne Namen“; Barras zu Toulon, wo er „nur in den Galeerensklaven ordentliche Menschen findet“; Tallien in Bordeaux; Carrier und Collot d'Herbois veranstalten die „republikanischen Heiraten“ zu Nantes und die „Mitrailladen“ zu Lyon. Der Zynismus der Sprache wird unsagbar: „Schlagen wir Münzen auf dem Revolutionsplatze,“ meint der Finanzkünstler Cambon, und „reiben wir Rot an!“ ruft der Maler David. Delatorentum und Proskription wuchern üppig. Sicherlich ist die Not des Volkes vor der Revolution groß und ergreifend gewesen, aber wie steigerte sie sich erst durch die Missetaten der Revolution! „Es ist die erste Phase, die Blutphase, jener dreizehn Umwälzungen, die sich binnen acht Dezennien in Frankreich vollzogen.“

So nun begegnen einander Burke und Taine, verschieden nach Nationalität, geistiger Richtung und Methode, in ihrem Urteile: einander fremd, zeigen sie sich da als verwandte Seelen, eine die andere verständnisvoll aus der Ferne grüßend.

— — — — — — — — — — — — — —

Ist die französische Revolution derart ein Groteskgemälde in schreienden Farben, die Linien der Zeichnung losgelöst von Maß und Harmonie, so verzerrt es sich noch mehr, wenn man ihr das Bild der englischen Revolution*) — wohlverstanden, der von 1688 — in seinen scharfen Strichen und in seiner abgetönten Kolorierung entgegenhält. Diese beiden Umwälzungen sind geradezu Antithesen in großem Stile.

Das Endziel der englischen Revolution ging nach Freiheit, jenes der französischen nach Gleichheit. Die erstere hielt sich an die konkreten Verhältnisse, die letztere an luftige Abstraktionen; jene hatte es mit lösbaren Problemen zu tun, und sie löste sie, diese mit Problemen, deren Lösbarkeit, mindestens auf absehbare Zeit hinaus, völlig in Frage steht. Die englische Revolution ist da-

*) Ich folge hierbei im wesentlichen der scharfsinnigen Darlegung Macaulays.

her längst abgeschlossen, die französische, wenn man genau zusieht, gewissermaßen noch in Fluß.

Bei der englischen Revolution ward aus Willkür Recht, bei der französischen aus Mißbrauch der Gewalt abermals Gewaltmißbrauch; erstere verteilte die Prärogative und schränkte eines durch das andere gebührend ein; letztere hingegen legte Autorität um Autorität nieder, bis sie dann im natürlichen Kreislauf der Dinge von neuem zur Autorität des nackten Zwanges, zur Tyrannis gelangte. Das Bestreben der ersteren war, die mittleren Schichten des Volkes emporzuheben, das der letzteren, lediglich seine höheren Schichten zu erniedrigen.

Die Engländer halten zwar die Errungenschaften ihrer Revolution unverbrüchlich fest, sie sind auch hierin zielbewußte Männer, aber auf den Akt der Revolution selbst, auf diesen Fieberschauer, sehen sie gemeinhin noch jetzt mit einer gewissen Verschämtheit; während die Franzosen, gehobenen Selbstgefühles, sich ihrer Revolution mit allen ihren Schrecken und Konvulsionen ernstlich berühmen. Für jene war eben die Revolution nur Mittel zum Zwecke, für diese das Ding an sich, der Zweck selbst.

In der englischen Revolution finden sich, eng vereint und dicht geschart, die Wohlmeinenden, entschlossener Haltung, zusammen, während in der französischen die besseren Elemente nur zu reichlich durchsetzt sind vom Auswurfe der Menschheit; dort gibt es nicht wie hier Pöbelherrschaft, Massenmord, Verwüstung und Verheerung, es gibt keine Ungeheuer unter dem tönenden Namen der „Volksfreunde", keine Köpfe, im Triumphe auf Piken herumgetragen, keine Laternenpfähle mit zuckenden Menschenleibern.

Dabei kann ein wesentlicher Umstand nicht außer Betracht fallen. Die französische Revolution hatte es mit einem gütigen, wohlgesinnten Monarchen zu tun, der nur zu bereitwillig auch auf unmäßige, ja widersinnige Forderungen extremer Parteien einging und darüber Freiheit, Thron und Leben einbüßte; und im Gegensatze hierzu hatte die englische Revolution einen König vor sich, der in hartnäckigem Trotze die Rechte der Landeskirche und die Fundamentalinstitutionen des Reiches zu unterhöhlen suchte, und dessen grimme Verfolgungssucht auch die gemäßigten Elemente an Leib und Leben bedrohte.

Die Engländer, kühl und vorsichtig und nie ganz und gar aufflammender Leidenschaft dahingegeben, gingen nicht über das, was sie lediglich für Notwehr hielten, hinaus, sie wußten rechtzeitig einzuhalten und einzulenken; die Franzosen hingegen erlagen einem

wilden Taumel und haben wohl auch heute noch nicht den ruhigen Atem gefunden.

Die Engländer haben sich auch hier trotz aller Blutmischungen als echte Sachsen erwiesen, die Franzosen sind ganz die alten Gallier geblieben, sprühenden Geistes, aber leichtbeweglich und veränderlich über die Maßen.

„Freiheit," ruft die Vernunft, „Freiheit" die wilde Begierde — in beiden Umwälzungen wird der weise Dichterspruch lebendig.

Dasselbe Wort aber, das Wort „Revolution" deckt so Begriffe durchgreifender Verschiedenheit und verwirrt das Urteil derer, die gewohnheitsmäßig sich statt an die Sache, an den Namen der Sache halten. Und ist dies nicht geradezu von Übel?

Der Prozeß Hone (1817).*)

Zwanzig Jahre hindurch fast unablässig und unermüdlich hatte Großbritannien zu Wasser und zu Lande in allen Himmelsstrichen erbitterten Kampf wider Napoleon Bonaparte geführt und im Vereine mit den Mächten des Kontinents endlich entschiedenen und bleibenden Erfolg erstritten. Der Welt, politisch und sozial bis an ihre Grundfesten durchwühlt, war zunächst die heißersehnte Ruhe eines ehrenvollen und haltbaren Friedens gegeben.

Groß waren die Opfer gewesen, die England zu bringen hatte, und groß somit seine Verdienste um die allgemeine Sache, in die es allerdings mit nie versagendem Geschicke seine besonderen Interessen einzufügen wußte.

Rauschende Festlichkeiten folgten dem blutigen Waffengange. In Englands Hauptstadt fanden sich Fürsten und Feldherrn der verbündeten Staaten ein, umdrängt und bejubelt, und dem eisernen Herzog, der in den Wechselfällen des Krieges, auch den schwersten, das eigenartige Gepräge seines Volkes: ruhiges Blut und eherne Beharrlichkeit, unentwegt bewahrt hatte, brachte das rege Dankgefühl der Nation Ehren und Güter in Fülle.

Die Machtstellung Großbritanniens nach außen war gewichtiger denn je. Nicht nur, daß es den Verlust seiner amerikanischen Kolonien wettzumachen vermochte, sondern es wuchs mitten im Kriege beträchtlich an. Seine Besitzungen in Westindien hatten sich vergrößert, Niederlassungen waren im Süden und Westen Afrikas gegründet und in Ostindien Landstriche erworben worden, raumgreifender und bevölkerter, als das Mutterland in seiner ganzen Erstreckung. Zudem vermochte nach den Siegen bei Abukir und

*) Erschienen 1891 in der „Neuen Freien Presse" als Feuilleton.

Trafalgar und nach Zerstörung der feindlichen Flotten niemand mehr England die Herrschaft zur See streitig zu machen.

Im Innern des Staates hingegen zeigten sich die Zustände minder erfreulich, ja sie gaben zu ernsten Besorgnissen Anlaß. Der Krieg mit seinem Drange nach Krafteinigung hatte der Regierung die Diktatur aufgenötigt und das beim Friedensschlusse an der Spitze der Geschäfte stehende Tory-Ministerium Liverpool-Castlereagh-Eldon schien sie aufzugeben nicht gewillt, so lange sie sich noch behaupten ließ. Die Nationalschuld war auf 900 Millionen Pfund gestiegen; daher gestaltete sich, zumal bei der großen Heeresstärke, der Ausgabenetat hoch und die Besteuerung drückend. Der Markt des Festlandes erwies sich trotz der Aufhebung der Kontinentalsperre nicht mehr so zugänglich als ehemals. Die harten Korngesetze, zugunsten einer bevorzugten Klasse erneuert, machen das Brot teuer. Bei großem Angebote und geringer Nachfrage lohnte die Fabriksarbeit nicht genügend. Es fand eine übermäßige Anhäufung von Reichtum statt ohne dessen angemessene Verteilung. Der Mittelstand, die Blüte des englischen Volkes und das wahre Element besonnener Anschauung, sank sichtlich. Not und Elend griffen weit um sich.

Unter solchen Verhältnissen gewann der Mißmut und mit ihm die Agitation Raum. Vergeblich war der große Gründer der utilitarischen Schule, Jeremias Bentham, für zeitgerechte und durchgreifende Reform eingetreten. Auch die gesetzlichen Bestrebungen liberaler Whigs, eines Earl of Grey, eines Burdett und Romilly, erschienen unzureichend und erfolglos. So entstand denn auch auf englischem Boden eine demokratische Partei und Demagogen, wie Hunt und Cobbett, sonder Bedenken in der Wahl ihrer Mittel und in ihrem Verfahren zum äußersten entschlossen, erhielten entschieden das Übergewicht. Es kam zu Tumulten, zum Aufruhr und zu den traurigen Folgen, die sie unfehlbar nach sich ziehen. Es fanden Verurteilungen zu schwerer Kerkerhaft statt.

Die Regierung ihrerseits ließ unter Zustimmung des Parlaments es an kräftigen Maßnahmen nicht fehlen. Sie suspendierte die Habeas corpus-Akte, erneuerte das Gesetz gegen geheime und aufrührerische Versammlungen, bedrohte die Verführung von Soldaten mit der Todesstrafe und dehnte das Hochverratsstatut Eduards III. auf Anschläge wider den Regenten und auf Versuch der Einschüchterung des Parlaments aus. Der freien Rede ward ein Zaum angelegt. Polizeigewalt betätigte sich allenthalben. Niedrige Angeberei kam zu Ehren. Man bediente sich, wie es nachgerade erwiesen wurde, der Dienste tief verächtlicher Schürer und

Hetzer. Lord Sidmouth, der Staatssekretär des Innern, erließ an die Lordleutnants der Grafschaften ein Rundschreiben des Inhaltes, daß die Friedensrichter jede Person, die vor ihnen eidlich der Veröffentlichung einer aufrührerischen oder gotteslästerlichen Schrift beschuldet wurde, verhaften mögen, ohne erst, wie es sein sollte, die Versetzung derselben in den Anklagezustand durch den Spruch der großen Jury abzuwarten. Bei solchen Eingriffen in Wesen und Kern der Verfassung schienen die finsteren Zeiten der Stuarts wieder gekommen zu sein. Gewalt ging vor Recht. Die Bestürzung hierüber war allgemein. Cobbett, der einflußreiche Herausgeber eines weitverbreiteten Volksblattes, floh nach Amerika, um, wie er sagte, eine Geschichte des letzten Tages der englischen Freiheit zu schreiben.

Und nun verfolgte die Regierung unerbittlich die Verfasser und Verkäufer oppositioneller Druckwerke. So kam es denn auch zum Prozesse Hone. Wer war dieser?.... Ein Buchhändler und Antiquar, der nebenher auch literarisch arbeitete. Ein Mann ohne Grade und Würden, dessen Geschäfte schlecht gingen, der in seinem Leben schon vielerlei versucht hatte, ohne es zu irgend einem Erfolge gebracht zu haben. Ein Gewerbetreibender minderer Gattung, der bereits im Schuldgefängnisse gesessen, dürftig, ohne Aussicht auf Emporkommen, dabei Vater vieler Kinder. Vergraben unter alten Büchern, schrieb er in seinem kleinen, dunklen Laden zu Old Bailey für Zeitschriften. Dies war der Mann, der, bisher unbekannt und fast ungenannt, wie von einer plötzlichen Eingebung geleitet, sich mit kühnem Freimute gegen die Machthaber des Landes wendete. Seine galligen Schmähschriften gingen von Hand zu Hand. Es waren Brandfackeln, die sengten und auflodern ließen, was nur immer der Feuerflamme zugänglich erschien. Hone wurde ohne weitere Vorprozedur verhaftet.

Am 18. Dezember kam es wider ihn zur ersten Gerichtsverhandlung. Sie fand in der Gildhalle statt. Abbot, ein Bruder Lord Colchesters, präsidierte. Die Anklage lautete auf Veröffentlichung eines gottlosen Ausfalles gegen den Katechismus, das Glaubensbekenntnis und das Gebet des Herrn; von einem politischen Vergehen, um dessentwillen sie eigentlich erhoben wurde, war darin keine Rede. Der Staatsanwalt Sir Samuel Shepherd betrieb seine Sache mit allem Nachdruck.

Vor die Richter in ihrer reichen Amtstracht und mit ihren feierlichen Mienen trat der ärmlich gekleidete, gedrückte, gleichsam in sich selbst zusammengesunkene Angeklagte. Er war zu dürftig, sich einen Verteidiger zu nehmen. Ungeübt der Rede, nicht gewöhnt

an die Öffentlichkeit und wenig vertraut mit den technischen Formen, die im englischen Rechte so sehr zur Geltung kommen, schien er selbst von seiner Sache wenig zu halten. Anfangs verschüchtert, faßte er sich jedoch bald. Er erhob Beschwerde über die Strenge, mit der man ihn behandle, über die hohen Gerichtskosten, die man ihm zumute, über die Versuche, die Geschworenen wider ihn einzunehmen. In ruhiger, sechs Stunden andauernder Verteidigung bekannte er sich als einen ehrlichen, rechtgläubigen Christen, als einen überzeugten Anhänger der gottentströmten Lehre, deren höchstes Gebot Duldung und Liebe sei. Er erhärtete, daß seine Angriffe der Regierung galten und nicht der Religion. Er berief sich darauf, daß Parodien noch niemals verfolgt worden seien. Er wies auf Luther hin, den Vorkämpfer freier, kritischer Sprache, dem Papst Leo X. durch Verheißung einer reichen Pfründe das Wort habe abschneiden wollen, auf Canning, der unbeanstandet das Buch Hiob travestiert habe. Immer belesener zeigte sich der kleine, unscheinbare, wenig sympathische Mann, immer gewandter, sein Wissen zu verwerten, immer klarer in der Fügung seiner Rede. Staatsanwalt und Richter griffen wiederholt ein, sie unterbrachen den Angeklagten, suchten ihn zu verwirren und einzuschüchtern. Sie erklärten es für eine schlechterdings nicht zu umgehende, für eine heilige Pflicht der Geschworenen, das begangene Verbrechen wider die Religion zu verdammen. Sie überboten einander in Heftigkeit und leidenschaftlicher Parteinahme. Vergeblich! Nur wenige Minuten dauerte die Beratung der Volksrichter und dann sprachen sie William Hone von der ihm beigemessenen Schuld frei.

Doch dabei ließ die Regierung es keineswegs bewenden. Schon am 19. Dezember ward Hone wieder vor Gericht, diesmal vor den Hof der Kingsbench gestellt. Der Lord-Oberrichter Ellenborough selbst übernahm den Vorsitz. Eine Spottschrift mit dem Texte der Litanei, deren Responsen jedoch die Bitte um Erlösung vom Regenten und Parlamente enthielten, bildete nunmehr den Gegenstand der Anklage. Hone verteidigte sich ruhig und gelassen. Er überschritt nie die Grenzen des Ziemlichen. Er stützte sich auf starke Präzedenzien. Er wies nach, daß zur Zeit der Stuarts die Rundköpfe von den Kavalieren in der ungezügeltesten Weise und eben im Wege der Litaneien verspottet worden seien — und dies habe damals der Regierung keineswegs mißfallen. Er räumte ein, daß seine Schriften den herrschenden Klassen recht unbequem sein mögen und von deren beschränktem, illiberalem Standpunkte aus höchst verwerflich; aber sie seien nicht gegen die Gesetze seines Vaterlandes, die er achte, noch weniger gegen die göttliche Satzung,

der er sich in Demut beuge. Der Lord-Oberrichter, sichtlich erzürnt, versuchte es, Hone im Gebrauche seiner Worte einzuschränken; er behandelte ihn rauh und wegwerfend. Die Geschworenen belehrend, stellte er die inkriminierte Schrift als das profanste, allergottloseste Werk eines elenden Pamphletisten hin. Doch die Jury war anderer Ansicht; sie sprach trocken und unumwunden ihr „Nichtschuldig".

Noch immer beharrte voll Haß und Ingrimm die Regierung auf ihrem Vorhaben. Am 20. Dezember hatte sich Hone neuerdings vor Gericht zu verantworten. Eine andere Jury — man hoffte denn doch endlich eine gefügige zu finden — sollte über ein anderes seiner Vergehen urteilen. Die Anklage betraf das „Glaubensbekenntnis des Sinkuristen", als eine schändliche Parodie bezeichnet. Hone schien nunmehr wirklich der Wucht der stets neu heranstürmenden, der unabläſſigen Verfolgung zu erliegen. Er machte den Eindruck eines gebrochenen Mannes. Als er das Wort erhielt, rang er sichtlich nach Besinnung und Atem. Verschüchtert bat er um fünf Minuten Zeit. Ellenborough verweigerte sie und forderte ihn, der nach all den erlittenen geistigen Torturen zu Ende kommen wollte, spöttisch auf, falls er es für angemessen erachte, die Vertagung des ganzen Verfahrens anzusuchen. Da verließ den Angeklagten die Geduld, entrüstet brach er in die Worte aus: „Nein, Mylord, ich stelle dies Gesuch nicht." — Und nun richtet er sich empor, seine Gesichtszüge klären sich, sein Auge flammt und eine mächtige Flut beredter Worte entströmt seinen Lippen. Er klagt über die harte, die unmenschliche Behandlung, ohne Beispiel seit den Zeiten des verruchten Jeffrey, auch eines Lord-Oberrichters, eine Behandlung, die ein englischer Gerichtshof vor englischen Geschworenen einem englischen Vollbürger zu bieten wage. Der selbstbewußte, gehobene Ausspruch: „Civis Romanus sum" klingt vernehmlich aus seiner stolzen Rede. „Meine Mitbürger," ruft er, „haben über mich zu entscheiden. Seine Herrlichkeit ist nicht mein Richter. Sie, meine Herren Geschworenen, Sie und Sie allein sind meine Richter. Seine Herrlichkeit sitzt dort, um Ihren Spruch zu empfangen." Und als im Verlaufe seiner weiteren Argumentation Hone wider die Behauptung der Anklage die Authentizität des anastasiischen Glaubensbekenntnisses bestreitet, führt er voll Hohn als den Zeugen seiner Ansicht, einen Zeugen, den man nicht vornehm bei Seite schieben könne, den Vater Lord Ellenboroughs, den Bischof von Carlisle, an. Da sinkt — die Berichterstatter heben die überwältigende Wirkung des Kontrastes hervor — wie vom Blitze gerührt, der Lord-Oberrichter in seinen Stuhl zurück; er ist es nun, der förmlich und haltlos um Schonung bittet. Die Ge-

schworenen aber sprachen, ohne weiter zu zögern, den Angeklagten jeder Schuld los und ledig.

Hone ward nun wie im Triumphe nach Hause gebracht. Man gab sich der Freude über den Ausgang der Sache unverhohlen und in stürmischer Weise hin. Man bewunderte den Mann aus dem Volke, der, beschränkt auf seine eigenen anscheinend geringen Hilfsmittel, der gewaltigen Macht der obersten Kronräte standgehalten, ohne Beistand eines Gesetzkundigen drei unmittelbar aufeinander folgende Anklagen entkräftet, nie die Ruhe und die Gegenwart des Geistes verloren hatte. Der Lord-Oberrichter, gedemütigt und tief verletzt, nahm seine Entlassung. Man sammelte für Hone und brachte einen reichlichen Betrag auf. Er aber zog sich nun in die Stille des Privatlebens zurück; wenn er auch zu schreiben fortfuhr, hat man nichts Belangreiches mehr von seinem öffentlichen Wirken vernommen.

Derart begab sich der Prozeß Hone. Er ist sicherlich der denkwürdigsten einer. Er verlief nicht nach dem Belieben und nicht zum Wohlgefallen der herrschenden Klasse. Er sollte eine starke Maßnahme des Zwanges sein und er wurde eine starke Handhabe der Freiheit. Er sollte die Gewalt der Regierenden kräftigen und er schwächte sie. Erfolglos setzten die Minister ihre reichen Machtmittel ein. Vergebens wurde gemahnt und gewarnt. Umsonst war es, daß man das so ausgeprägte, an Empfindlichkeit streifende religiöse Gefühl der Engländer anrief, daß man wider den armen, gequälten, in Angst sich verzehrenden Gefangenen alle juristischen Ränke und Winkelzüge rückhaltlos aufbot.

Geht man der Sache auf den Grund, so muß man allerdings billigerweise zugeben, daß es auch im freiesten Gemeinwesen Pflicht der Regierung sei, fest und beharrlich die Ordnung aufrecht zu halten; sie ist in Wahrheit Bedingung und Bürgschaft des staatlichen Gedeihens. Aber auch hierin soll Maß und Mäßigung vorwalten. Selbst die Betätigung der Gewaltmittel erfordert den Geist ehrlicher Gesetzestreue. Darin aber versah es eben das Ministerium. Es machte nicht nur von den ihm willig eingeräumten Vollmachten ergiebigen Gebrauch, sondern es überschritt sie beträchtlich. Es verletzte geradezu die Bestimmung der Magna Charta, dieses unvergänglichen Freiheitsbriefes, welche da lautet, es solle kein englischer Bürger ins Gefängnis geworfen werden, es sei denn nach gesetzlichem Ausspruche seiner Standesgenossen. Es suchte die Schuld des Angeklagten nicht da, wo sie offenkundig lag, zieh ihn um des zu gewärtigenden Erfolges willen auf Schleichwegen eines Verbrechens, das er nicht begangen hatte.

Die überschäumende Gehässigkeit der Anklage fand den stärksten Gegentrieb bei den Geschworenen. Sie sympathisierten schlechterdings nicht mit der Sache des Beschuldigten an sich, sie fanden, wenn sie ihr Gewissen ernst befragten, unzweifelhaft vieles an seiner Handlungsweise, was herben Tadel und strenge Zurückweisung erforderte. Aber sie durchschauten die Tendenz des Verfahrens und traten ihm starkmütig entgegen. Sie erfaßten ihr Richteramt in der Art aufgeklärter, unabhängiger Männer. Sie hielten sich weniger an den Ausfluß des Rechtes als an dessen Urquelle, weniger an die leicht erstarrende Form desselben, als an seinen belebenden Geist.

Die hier erteilte Lehre wirkte. Die günstigen Folgen äußerten sich zwar nicht sofort; noch gab es in den nächsten Jahren Tumulte und Blutvergießen. Aber wie dann auf das unabläßige Andrängen der öffentlichen Meinung das Eingreifen der Regierung sich allmählich ermäßigte, so nahm die Aufregung im Lande nach und nach ab und der gesunde Sinn des englischen Volkes bewährte sich abermals in stürmischen Tagen. An die Abwehr übertriebener Repression knüpfte sich alsbald die durchgreifende Reform des Parlamentes, eine Maßnahme höchster Tragweite, die, heftig bestritten und wiederholt zurückgewiesen, sich doch kraft der sieghaften Macht der Wahrheit unwiderstehlich Bahn brach.

Was aber den freien Ausdruck des Gedankens betrifft, diesen Angelpunkt des hier geschilderten Rechtsverfahrens, hatten die mannhaften Doktrinen Junius', des großen Unbekannten, Gehör und Beachtung gefunden; die Richter aus dem Volke gedachten in wirksamer und beispielgebender Weise bei der Notlage des Landes, mitten unter Wirren und Beängstigungen und unzugänglich jeder Verführung, seiner Worte voll Hebung und Eindringlichkeit: „Let it be impressed upon your minds, let it be instilled into your children, that the liberty of the press is the palladium of all the civil, political and religious rights of an Englishman."*)

Die Stoiker.**)

Die Lehre der Stoa gilt als überlebt. Nur das Buch der Geschichte erzählt eindringlich von ihr. Für die große Menge waren Zenons tief und ernst angelegte Thesen überhaupt nicht gemacht;

*) „Laßt es in eure Seele geschrieben und euren Kindern eingeprägt sein, daß die Freiheit der Presse das Palladium aller bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte eines Engländers ist."

**) Vortrag, gehalten 1897 im Wiener Wissenschaftlichen Klub.

um ihren Reiz herauszufinden, muß man gestimmter Seele ihrer lauschen. Charakteristische Aussprüche hervorragender Stoiker erläutern das Wesen der Lehre besser als weitläufige Raisonnements. Ich rufe hiermit bedeutsame Sentenzen von Anhängern der Stoa, so des Freigelassenen Epiktet, des Neroerziehers Seneca und des Kaisers Marcus Aurelius ins Gedächtnis zurück. Vorher nur wenige Worte der Andeutung!

Das Schwergewicht der Stoa ruht nicht auf ihrer Dogmatik, sondern auf ihrer Ethik. Sie ist keine Schule des leuchtenden Wissens. Sie gibt weniger Stoff als die Kraft, welche den Stoff meistert. Die Selbstsucht, diese geschworene Feindin aller Tugend, mäßigt sie durch Erregung des Mitgefühles. Sie jagt nicht dem Tande äußeren Gutes nach. Epikur rät den Schmerz zu vermeiden, Zenon ihn zu verbeißen. So heißt denn auch das die Stoa charakterisierende Wort: Dulde! Nietzsche mit der ihm eigenen genialen Übernatur im Ausdrucke meint: „Die Stoiker üben sich, Steine und Gewürm, Glassplitter und Skorpione zu verschlucken und dabei gelassen zu bleiben." Immerhin jedoch hier keine stumpfe Dahingabe an das Schicksal, sondern redliche Erfüllung der Menschen-, der Bürgerpflicht. Um Gunst wirbt und buhlt die Stoa nicht; sie gewärtigt nicht Lohn, fürchtet nicht Strafe. Sie hofft nicht in die Weite hinaus; Verzweiflung ist ihr fremd. Ihre Philosophie ist ganz und gar nicht weltmännisch, auch nicht utilitarisch; aber sie ist eine Philosophie des Starkmutes und der Seelenhoheit. Als solche hat sie sich bewährt, da es galt, Worte durch Taten zu beglaubigen: Der Wandel der Stoiker hat niemals ihre Lehre verleugnet. Sie wußten schön zu leben, schön zu sterben. Ihr Haupt senkte sich nicht, ihre Hände waren nicht demütig gefaltet, als der Mordschlag brutaler Gewalt sie traf. Aus den trüben Zeiten des Cäsarenwahnwitzes, der Delatoren und Persekutoren klingt vernehmlich und unvergänglich ihr „non dolet" heraus.

Und nun mögen die Stoiker selbst sprechen!

Vor allem, wie faßten die Stoiker das Verhältnis des Menschen zur Natur auf? — „Nicht die Dinge selbst," sagt Epiktet, „beunruhigen die Menschen, sondern ihre Meinungen über die Dinge."…. „Diese Gurke," erörtert Marc Aurel, „ist bitter, nun so wirf sie weg! Hier sind Dorngesträuche im Wege, weiche ihnen aus! Dies ist genug. Frage nicht noch: Wozu gibt es solche Dinge in der Welt? Sonst würde ein Naturkundiger dich verspotten."…. Und weiters derselbe Marc Aurel: „Die Außendinge berühren die Seele in keinerlei Weise. Sie haben keinen

Eingang zu ihr, können sie nicht in Bewegung setzen, sie nicht umstimmen. Sie selbst, sie allein erteilt sich vielmehr Stimmung und Bewegung."

Wie stellten sich die Stoiker zum allwaltenden Fatum? — „Den Willigen," erklärt Seneca, „führt das Geschick, den Widerstrebenden schleppt es fort."... „Welche Macht," meint Marc Aurel, „doch der Mensch hat! Nichts zu tun, als was den Beifall der Götter nach sich zieht, und alles hinzunehmen, was die Götter ihm zuteil werden lassen."

Betrachten wir die Ethik der Stoiker, zumal auch, was uns so sympathisch berührt, ihre caritas! — „Aufrecht mußt du stehen," fordert Marc Aurel, „nicht aufrecht gehalten werden!"... „Bald wirst du tot sein," fährt er fort, „und bist noch immer nicht lauter, leidenschaftslos, frei von Argwohn, mild gegen jedermann, die Weisheit im Rechte allein suchend."... Und weiters: „Lächerlich, der eigenen Schlechtigkeit nicht aus dem Wege gehen zu wollen, was doch möglich, dagegen der Schlechtigkeit anderer, was unmöglich ist."... Seneca fragt sich selbst, wer der Mächtigste sei, und antwortet getrost: „Der Mächtigste von allen, wer sich selbst in seiner Macht hat."... Epiktet sagt, es klingt dies ganz nach Urchristentum: „Jedes Ding hat zwei Handhaben, eine zum Anfassen, die andere nicht zum Anfassen. Wenn nun dein Bruder dir Unrecht tut, so nimm die Sache nicht von der Seite, daß er Unrecht tat: denn das ist nicht ihre anfaßbare Handhabe, vielmehr von der, daß es dein Bruder ist, der das Unrecht tat; das heißt die Sache da nehmen, wo sie anfaßbar ist."... Anderwärts rät er: „Hinterbringt dir jemand, daß der oder der Schlimmes von dir geredet, so verteidige dich nicht dagegen, sondern sage dir: Der wußte also nichts von meinen übrigen Fehlern, sonst würde er nicht bloß von diesen gesprochen haben!"... Über die Behandlung von Sklaven läßt sich Seneca wie folgt aus: „Es sind also Sklaven? Nein, Menschen sind es. Sklaven? Nein, Hausgenossen. Sklaven? Nein, Freunde niederen Standes und dem Schicksale gegenüber sind wir ja nicht minder Sklaven als sie. Wenn man es ihnen nicht gestattet, vor ihren Herren zu reden, so reden sie hinter ihnen und über sie. Wie anders die, denen man ehrerbietige Ansprache erlaubte! Sie waren oft bereit, für ihre Herren die Nacken darzubieten; sie sprachen beim Gastmahle, aber sie schwiegen auf der Folter."... Marc Aurel meint über Menschenbehandlung und Menschenbeurteilung: „Die Menschen sind für einander geboren. Also belehre oder dulde sie!"... Und weiters: „Wie doch die Menschen verfahren! Ihren

Zeitgenossen verweigern sie das Lob; sie selbst aber schlagen das Lob ihrer Nachkommen hoch an, die sie nie gesehen haben, noch auch je sehen werden."

Gewichtig ist es wohl — es trifft ja den Kernpunkt der Lehre — wie es mit der mens aequa der Stoiker stehe, namentlich wenn sie sich im Leide zu bewähren hat. „Unwissende," meint Epiktet, „klagen andere an, Unreife sich selbst; weder andere noch sich selbst beschuldigt der Weise."‥‥ „Betrage," fährt er fort, „dich im Leben wie bei einem Gastmahle! Man bietet etwas herum und es gelangt zu dir — nimm bescheiden davon! Es geht an dir vorüber — halte es nicht auf! Es will immer noch nicht kommen — blicke nicht aus der Ferne begehrlich darauf hin, sondern warte!"‥‥ „Was für ein Fremdling in der Welt," sagt Marc Aurel, „ist der, welcher über irgend ein Ereignis des Lebens erstaunt," und trübsinnig setzt er hinzu: „Wie schnell doch alles entschwindet, in der Welt die Menschen selbst, in der Zeit ihr Gedächtnis!"‥‥ Seneca erörtert wie folgt: „Zahlreicher sind die Dinge, die uns schrecken, als die uns drücken, und öfter leiden wir in der Einbildung als in der Wirklichkeit. Alles, was Seufzen und Stöhnen auspreßt, ist doch nur unbedeutend und verächtlich. Einiges quält uns mehr als es sollte, wieder anderes ganz ohne Grund."‥‥ Und Marc Aurel rät: „Laß den Wahn schwinden, dann ist auch das Wehe mir! verschwunden, mit dem Wehe mir! vergeht aber auch das Weh."

Der Tod als das Natürliche und Unabwendbare hat für den Stoiker keinen Schrecken. „Allgegenwärtig," sagt Seneca, „ist der Tod. Der Götter Sorge wars, daß jeder uns das Leben, niemand den Tod rauben könne. Tausend Wege stehen zu diesem Heiligtum uns offen."‥‥ „Hippokrates", erläutert Marc Aurel, „der doch so viele Krankheiten geheilt hatte, erkrankte auch und starb. Die Chaldäer hatten manchem den Tod vorhergesagt, doch auch sie raffte hiernach der Tod dahin. Alexander, Pompejus, Cäsar, die so viele Städte von Grund aus zerstört und Tausende und Abertausende in Schlachten getötet hatten, mußten selbst aus dem Leben scheiden. Heraklit hatte über den Weltuntergang durch Feuer so tiefsinnige Betrachtungen angestellt und starb, in Rindsdünger gehüllt, an der Wassersucht. Wozu diese Betrachtungen? — Auch du bist aufs Schiff gestiegen, bist in den Hafen eingelaufen. So steig nun aus!"‥‥ Und weiters: „Wie bald und du bist Asche und Knochengerippe und nur noch ein Name und selbst nicht ein Name mehr. Der Name selbst ist leerer Schall und Nachklang. Und die vielgeschätzten Lebensgüter insgesamt sind nichtig, faul und

den Hunden gleich, die sich herumbeißen, oder Kindern, die sich zanken, bald lachen, bald weinen. Warum also deinem Verscheiden nicht gelassen entgegensehen?"

— — — — — — — — — — — — — —

Solche Gesinnungen, solche Worte als Ausdruck der Gesinnung, wo treffen wir sie mehr in der verjüngten, der alternden Welt? Wir, wir schreiten eben hastig vor; was vergangen ist, scheint uns auch schon abgetan. Gewiß ist zudem die Freude am Leben, die Seelenheiterkeit auch ein Standpunkt voll Gewinn und Berechtigung. Aber wenn mitten im Taumel der Lust, was ja so selten ausbleibt, des Lebens stirngefurchter Ernst an uns herantritt, wenn „bei froh bereiteten Festen wir schon des Gottes Schreiten hören, der sie jammervoll zerreißt": Gedenken wir dann der Stoa und ihrer tröstlichen Lehre der Sammlung und des gefesteten innerlichen Friedens!

Paul Louis Courier.*)

Wer liest heutzutage noch die Schriften des Paul Louis Courier, da sie doch in bequemer Buchform zur Hand liegen, kritisch überprüft, sorgsam gefeilt und eingeführt von niemand Geringerem als Armand Carrel — wer liest sie?.... Die Hand aufs Herz: Fast niemand liest sie.... Und wer sollte sie lesen, sie gelesen haben? Man darf es wohl, ohne der Übertreibung geziehen zu werden, sagen, wer immer politische Bildung, das Wort im weitesten Umfange genommen, sucht, sollte sie, und zwar recht eingehend, lesen, der politisch Gebildete sie gelesen haben.

In diesen Schriften freilich begegnet man nicht auf Schritt und Tritt sensationellen Familiengeschichten mit der Augenfeuchte der Rührseligkeit, nicht naturalistischen Gebresten, nicht den Raffinements glorifizierten Ehebruches, nicht einmal dem „tue la!" und was sonst lüstern die Nerven aufwühlt. Die Genüsse, die sich hier darbieten, sind anderer, sind edlerer Art.

Sieht man in der Tat von Junius ab, dem grimmen Recken politischen Schwertklanges, so kann man, was innere Kraft und grandiose Außenwirkung anlangt, den Episteln Couriers kaum Ebenbürtiges an die Seite stellen. Man hat ihn den politischen Rabelais genannt, den Montaigne seines Jahrhunderts, und Goethe hat in ihm Züge Byrons, Beaumarchais' und Diderots entdeckt. Welch ein ehrender Vergleich, und doch langt er nicht vollständig zu. Den unwiderstehlichen Reiz Couriers bildet eben seine mächtige

*) Vortrag, gehalten 1895 im Wiener Wissenschaftlichen Klub.

Eigenart, die geworden ist, ohne daß man sie werden sah.... Zwingende Logik bei einfacher Darlegung! Die Fäden des Gewebes an sich stark und ganz untrennbar, aber nie verworren ineinander geschlungen! Moderne Auffassung und der Stil der Alten! Empfindungen nationaler Färbung und universellen Anwertes! Freisinn, dem niemals der Freimut fehlt! Menschenliebe bis zur unerbittlichen Verfolgung der .... Verfolger! Die kernigen Ideen dieses Schriftstellers wachsen aus dem Nährboden konkreter Verhältnisse hervor, leisen Trittes schwellen sie mählich an und erheben sich schließlich zu Abstraktionen bedeutsamsten Inhaltes. Nicht eine Spur der Phrase oder Pose! Dafür aber stets an entscheidender Stelle das flammende Wort, dafür die wuchtige Waffe, welche sich bis an das Mark der Knochen einbohrt: die göttliche Ironie, d. i. die Güte des Unwillens, die Wehefrau, die endlich, endlich der schmerzdurchwühlten jungen Mutter lächelnd das Kind reicht — sie, das Wahrzeichen reichster Bildung und vollendeter Gestaltungskraft!.... Dies ist keineswegs die Sprache der Hyperbel. Viel wahrhaftig kann man von Courier lernen, soll man es nicht?

Die Bewunderung jedoch, welche man gerechterweise dem Genius Couriers zollt, erleidet immerhin bezüglich des Tones seiner Agitation eine gewisse Einschränkung. Unmutig und verbittert, ließ Courier zuweilen in heißem Kampfeszorn die Selbstverleugnung und Mäßigung missen, welche dem öffentlichen Manne immerdar zur Zierde gereichen, und seine bis zur Schonungslosigkeit gehärtete Kritik der heimischen Zustände trug nicht wenig dazu bei, die staatliche Ordnung zu gefährden, ohne welche es ein wahrhaft freies Gemeinwesen nie gegeben hat, noch jemals geben wird. Waren sonach die Kundgebungen Couriers nicht immer preiswürdig, so hatten sie — zu seiner Ehre sei es gesagt — auch niemals einen Preis. Seine Ansichten mißfielen, er gab sie nicht auf; sein Wort erregte Unwillen, er schränkte es nicht ein. Keine der Widrigkeiten blieb ihm erspart, welche allezeit den Männern der Opposition so bereitwillig bereitet werden. Die Ortspolizei war ihm beständig an der Ferse. Die Prozesse, die man ihm aufzwang, verschlangen nach und nach fast sein ganzes Hab und Gut. Die Kerkerzelle von Sainte-Pelagie nahm den unbezähmbaren Freiheitsstreiter auf. Er ließ in der Blüte der Kraft sein Leben als ein Opfer fanatischen Meuchelmordes. Der Unsterblichkeit, welche sein geliebtes hellenisches Vorbild, der unerreichbare Altmeister des Frage-Elenchos, auf dem Grunde des Schierlingsbechers suchte, ist er nicht teilhaft geworden. Sein markiges Gepräge jedoch, diese

Inkarnation gereiftester Männlichkeit, blieb ihm bis an sein Ende erhalten: Res invincibilis et invicta!

All dies lohnt wohl der Mühe, Courier näher zu treten. Freilich in gewisser Beziehung doch ein mühsames Stück Arbeit! Denn leicht und glatt wie etwa ein gangbarer Roman liest sich Courier nicht, so anmutend auch beispielsweise seine „Petition" berührt, initiiert mit den Worten: „Messieurs, je suis Tourangeau", und so ergreifend sein Schwanengesang ausklingt: „Le pamphlet des pamphlets"..... Die Speise, die uns gastlich Paul Louis vorsetzt, will ja nicht bloß gekostet sein; sie fordert die volle Tätigkeit der Kauwerkzeuge. Und für das rechte Verständnis Couriers ist gute Information über die Umstände, die seinen Kampf begleiten und gestalten, unerläßliche Vorbedingung.

Zwar im allgemeinen sind die politischen Zustände Frankreichs in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts auch unserer Generation noch zur Genüge erschlossen. Die kleinliche Wirtschaft der damals nun wieder seßhaft gewordenen Emigration kennt jedermann. Die Verurteilung Neys und Labedoyeres, der weiße Schrecken, la chambre introuvable, die Konfiskationsgier des verarmten Altadels, das Wüten des süßen Pöbels, der, wie es ja immer geschieht, so „verständnisinnig" zugreift — wem wären diese Verhältnisse unbekannt? Man weiß ja auch, daß der König den Rat des geriebenen Fouché, „sich ganz ruhig in Napoleons Bett zu legen", in dem Sinne, wie er gemeint war, weder befolgen konnte noch wollte, und daß selbst ihm seine „Guten" manchmal des Guten zu viel getan haben..... Aber sowie man von den allgemeinen Beziehungen auf die besonderen übergeht, findet man in Couriers Schriften eine Fülle minder verständlicher Allusion. Örtliche, zeitliche, persönliche Umstände bedürfen der Erläuterung. Sie zu verwerten, war vom Standpunkte des Autors wohlbegründet, der ja zunächst auf seine Zeit einwirken wollte; für den jener Zeit entrückten Leser sind sie Last und Hemmnis..... Verringert dies jedoch Couriers Bedeutung? Man erwäge, daß man auch die „Wolken" des großen attischen Spötters heute nicht mehr ohne Kommentar liest, die „divina commedia" nicht kommentarfrei zu genießen vermöchte — sie aber sind darum nicht weniger als sie wirklich sind.

Also einen Kommentar. Verhaßtes Wort! Möglicherweise ginge es doch, wie es gehen sollte, ohne Kommentar. Vielleicht täte es, namentlich für Nichtfranzosen, eine B e a r b e i t u n g. Nämlich eine solche, die, indem sie dem Autor manches zu benehmen scheint, dem Autor nichts wesentliches benimmt, die vielmehr den

seinen Geist sorgsam erhält, der aus ihm atmet, und auch das eisenbereifte Gefäß nicht sprengt, aus dem er in Saft und Kraft emporsteigt. Eine Bearbeitung also liebevollen Verständnisses und maßhaltenden Eingreifens, eine solche, der Courier, wenn er darin Einblick zu nehmen vermöchte, wohlgefällig zunicken würde..... Wer aber auch dies zustande brächte? Und doch, man gestatte mir ein Bild aus der Welt der Bilder! Ein Tizian, ein Albrecht Dürer büßen da und dort — „denn Vergänglichkeit ist ja der Könige König" — den Schmelz der Farbe ein: würde ein geschickter Nachbildner, einer, der den Pinsel verständig zu führen weiß und lebendig anempfindet, nicht an seinem Platze sein? Er würde es wohl.

Und so mag in dem, was nun folgt, Ähnliches ersehen werden. Es gilt da ja nur einen kleinen Versuch, eingeschränkt auch mit Rücksicht auf unsere krankhaft erregte Zeit, die überall und auch dort Tendenz wittert, wo es eine Tendenz nicht geben soll noch gibt. Dieser Versuch nun, hier ist er!

Nur alles erhalten!

Die guten Leute, welche die Dinge insgesamt unverrückt erhalten wollen, bedenken wohl nicht, daß zwar der Allmächtige es verstanden hat, aus dem Nichts eine ganze Welt zu erschaffen, wir Sterbliche aber des Stoffes bedürfen, um unsere Erzeugungskraft zu betätigen — und daß somit nichts zerstören soviel heißt als nichts erneuern.

Und wie verhält es sich damit im Leben?.... Einer meiner Landsleute untersagt, einen Baum zu fällen, um den Wald zu schonen; der andere läßt nicht einen Stein seines Steinbruches verrücken — und nun geht und baut! Der Abbé de la Mennais schirmt ängstlich jede Ruine, die Trümmer der Burgverließe, die verfallenden Türme: alles, was nur irgendwie morscht und modert. Wenn man aus dem Schutte alter Gemäuer eine Brücke baut, einen Eisenhammer ausbessert, gerät der Abbé in so begreiflichen Zorn und ruft angstvoll: „Der Aufruhr ist da, der Aufruhr!" Welchen Lärm vollends würde der gute Abbé erst am Schöpfungstage geschlagen haben! Hätte er nicht händeringend aufgeschrien: „Mein Gott, mein Gott! Behalten wir doch lieber das Chaos!"?

Stellenjäger.

Nach einer mäßigen Berechnung gibt es jetzt in Frankreich für jede Stelle zehn Bewerber, also im ganzen zwei Millionen.

Wenn sie sich in den Vorzimmern der Großen umhertreiben, den Hut in der Hand und stets zu tiefen Bücklingen bereit, so tun sie allerdings nichts, was man, mit christlicher Liebe urteilend, geradezu schlecht nennen könnte. Aber freilich, wie Herr Bujault meint, gut ist es auch nicht.

Nur daß Herr Bujault ganz und gar keine Aussicht hat, mit Warnung und Mahnung durchzudringen. Dem widerstrebt ja der Geist der Zeit..... Jedermann will eine Stelle haben, will etwas sein. Wer also einen Kratzefuß machen kann, macht ihn, „er stellt sich vor". Und eigentlich ist man erst etwas, wenn man die Macht hat, anderen Übles zuzufügen. Ein Mann, der mühsam seine Ackerfurche zieht, was ist er? Nichts! Ein Gendarm ist hingegen schon etwas, ein Präfekt viel, ein Bonaparte alles. Nach dieser Skala des Ansehens möchte jeder ein Bonaparte sein, wofern dies nicht angeht, ein Präfekt, mindestens aber ein Gendarm. Dies ist die rühmliche Richtung unserer Zeit und eine Änderung hierin nicht so bald zu gewärtigen. Es ist ja immerhin recht so. Der menschliche Geist darf sich eben nicht zu kühn aufschwingen, dem männlichen Selbstgefühle müssen Schranken gesetzt sein.

Man wende sich somit, wir raten es ganz ernstlich, nur der großen Kunst des Lebens zu, die ja doch offenbar darin besteht, sich klein zu machen, um beliebt zu werden, unterwürfig zu sein, um emporzukommen, sich würdevoll des eigenen Verdienstes zu entäußern, unter dessen Wucht die gebrechlichen Sprossen der Leiter zusammenbrechen könnten, auf der man rastlos emporklimmt zur Höhe einer guten, einer gut bezahlten Stellung!

Der Bauer auch ein Mensch.

Sie beklagen uns Landleute sehr und in der Tat könnte unser Los wohl besser sein. Hängen wir doch von einem Maire und Feldhüter ab, die sich gar so leicht erzürnen. Und Geldstrafe oder Gefängnis ist eben keine Annehmlichkeit.

Bedenken Sie jedoch, bester Herr, daß man ehemals berechtigt war, uns für fünf Sous zu töten. Der Edelmann, der dem Plebejer das Leben genommen, mußte, das Verbrechen zu sühnen, jenen ansehnlichen Betrag auf das Grab des Ermordeten legen. Schade allerdings, daß auch so wohlgemeinte Verfügungen in der Anwendung nicht durchgreifen: meist tötete man unseresgleichen ganz umsonst. Jetzt aber kostet es schon $7^1/_2$ Sous in der Form des gestempelten Papieres, um einen Arbeiter einzukerkern und sogar die Richter mengen sich dabei ein. Man formt Anträge und dann fällt man das Urteil, natürlich nach dem Belieben des Maire

und Präfekten. Haben wir also in fünfhundert Jahren nicht beträchtliche Fortschritte gemacht? Sind wir nicht zu Menschen herangewachsen, die man nicht mehr nach Willkür frohnbar macht, ja nicht einmal zu geringem Preise umbringen darf?.... Das wäre nicht genug, meinen Sie. Gemach, mein Herr! Nach fünf weiteren Jahrhunderten werden wir vielleicht uns es herausnehmen, mit dem Maire ebenso zu sprechen, wie ich etwa mit Ihnen spreche; wir werden das Geld, das er uns schuldet, einfordern dürfen und ihn klagen, wenn er sich an unserem Eigentum vergreift.

Alles geht seinen Gang. Zu Montaignes Zeit ließ ein Leibeigener, den sein Gutsherr erschlagen wollte, sich sogar die Abwehr dessen beikommen. Jedermann war natürlich darüber erstaunt, auch der Gutsherr, dem dergleichen noch nicht vorkam. Dieser Bauer erriet die Menschenrechte. Er ward eingekerkert. Man darf eben nicht seinem Jahrhundert voraneilen wollen.

Unter Louis XIV. entdeckte man, daß der Bauer ein Mensch sei, oder vielmehr es verallgemeinerte sich damals diese merkwürdige Entdeckung, die schon lange vorher von den jungen Nonnen in den Klöstern gemacht worden war — eine Entdeckung, die, wie La Bruyère uns mitteilt, allerdings anfangs nur als eine Art Träumerei der guten Schwestern erschien. „Für Klosterjungfern," sagt jener Schriftsteller, „ist der Bauer ein Mensch" und diese Ansicht gilt auch ihm seltsam. Sie ist jetzt weitverbreitet, und viele Leute denken darüber ganz wie die Nonnen, allerdings ohne dafür dieselben Gründe zu haben.

Von der Anschauung jedoch, daß der Bauer ein Mensch sei, bis zur Verpflichtung, ihn als solchen zu behandeln, ist es noch gar weit. Man wird sich erst nach und nach daran gewöhnen, zuzugeben, daß der Bauer für sich sät und erntet, und wenn er rechtschaffen ist, zu freiem Besitze gelangt. Und gewiß sind solche Neuerungen für die Gutsherren empfindlich: Sie hatten ja nur, um das zu werden, was sie sind, die Mühe, auf die Welt zu kommen.

Die Aufnahme in die Akademie.

Die Akademie der schönen Wissenschaften hat mich nicht der Aufnahme gewürdigt. Ich enthalte mich, darüber zu klagen.

Ein Journal schreibt treffend: „Herr Courier bewarb sich, bewirbt sich, wird sich um eine Stelle in der Akademie bewerben, die ihn einhellig zurückweist. Ja, um in diese berühmte Körperschaft zu gelangen, genügt das Griechische nicht. Man geht eben daran,

Herrn Jomard, den Ritter Durand de le Malle und den Vicomte Prevost d'Irai aufzunehmen — und sie, um es rund herauszusagen, verstehen nichts vom Griechischen, aber ihre Grundsätze sind bewährt." Sei es so! Ich sehe ja nur meines Vaters Vorhersage sich erfüllen, der da meinte: „Aus dir wird nie etwas. Du wirst weiter nichts sein als Paul Louis, das heißt nichts." Ein fürchterliches Wort!

So töricht bin ich nicht, wider das Geschick anzukämpfen. Und doch schien die Sache sich so gut anzulassen. Ich war fast ohne Mitbewerber. Man versicherte mich des Erfolges. Visconti nahm sich meiner an, Millin ermutigte mich, Letronne drückte mir die Hand. Alle sagten mir sonder Vorbehalt: „Dignus es intrare!" Ich hatte also mich nur zu bewerben, ich bewarb mich und erhielt nicht eine einzige Stimme.

Nun ich mache niemandem einen Vorwurf. Nicht persönliches Übelwollen, das System steht mir entgegen, man verstehe wohl, das System..... Der Vicomte Prevost verbringt das Leben auf seinem reizenden Gute; in süßer Träumerei schweißt und leimt er einen Klingklang zusammen. Die Akademie bietet ihm schüchtern einen Sitz an, er willigt ein und wird einstimmig gewählt. Nichts begreiflicher als dies: ist er doch ein Soldat ohne Waffentat und nun ein Akademiker, der gerade das Lesen erlernt hat. Wie sagt doch Molière?.... „Es ist französische Gepflogenheit," sagt er, „daß ein Edelmann nichts zu wissen braucht. Aber jeder Anspruch auf jede Stelle bleibt ihm vorbehalten" — warum nicht auch auf die eines Mitgliedes der Akademie?

Sei's denn! Aber bedachte man auch, was es bedeute, das Griechische förmlich zu ächten? Will man Homer und Plato beiseite lassen? Will man den Parthenon um eines Götzen von Jagarnaud willen, die Aphrodite des Praxiteles um die Steinfiguren von Fo-hin-lan aufgeben? Was wird dann aus der Geschichte, der Kunstgeschichte? Genügt dann etwa die Legende der Fakire, das Rituale des Lamismus?.... Ja, ich errate, was man denkt: Das Studium der Sitten und Gesetze, der unzerstörbaren Denkmale der alten Kulturnationen würde von dem Ziele ableiten, das die Akademie so weise sich gesetzt hat. Colbert gründete sie, um die Tapeten im Schlosse mit Devisen zu versehen, vielleicht auch die Bonbons an der Gasttafel. Dies ist ihre Aufgabe, zu ihr will man also zurückkehren — was soll da das Griechische? Und wenn man es recht erwägt, sind die Pflichten der Akademiker durch wenige Lebensregeln eingehegt, welche die Mönche, ihre Urheber, wie

folgt ausdrückten: „Bene dicere de Priore.“ *).... „Facere officium suum taliter qualiter.“ **).... „Sinere mundum ire quomodo vadit.“ ***) Dieses nur und beileibe nichts anderes. Schade indes, daß unbesonnene Jünglinge sich manchmal für die Wissenschaft begeistern! Denn sie vergraben sich dann in die Bücher, werden Träumer, vergessen ihre wahren Obliegenheiten, d. h. die schuldigen Besuche, die Festgelage, die Zeremonien, und was noch schlimmer ist, sie werden anmaßend, verachten die Standesgenossen, widersprechen den Höheren, vernachlässigen die Gönner und erreichen begreiflicherweise derart niemals G r e i f b a r e s.

Und nun zum Schlusse meine G r u n d s ä t z e, denn ich habe auch welche, wenn auch andere als der Vicomte Prevost, der Ritter Durand oder der edle Herr Jomard! Sie lauten etwa folgendermaßen: „Zwischen zwei Punkten ist die gerade Linie die kürzeste — ja wohl die ‚g e r a d e‘.“.... „Das Ganze ist größer als einer seiner Teile“ — gewiß und „a l s w e l c h e r T e i l i m m e r“..... „Zwei Größen, die einer dritten gleich sind, sind auch untereinander gleich“ — wer wagt diese „E g a l i t ä t“ zu leugnen? Dies also sind die Prinzipien, in denen man mich erzog; nach ihnen will ich leben, mit ihnen sterben. Und was meine Moral anlangt, sie kulminiert in dem einen Satze: „Tue du einem andern nicht, was er dir nicht tun soll!“

So, so bin ich nun einmal. Und ich räume auch freimütig ein, daß Gott mich nicht als zum Mitgliede der Akademie geeignet erschaffen hat, und daß ich übel beraten war, mich um einen Sitz in ihr zu bewerben — i c h, d e r i c h d e r P a u l L o u i s w a r, b i n u n d s e i n w e r d e!

Die freie Presse.

Ich bringe hiermit die Äußerungen meines Freundes, Sir John Bickerstoff, beachtenswert, wie sie mir erschienen, an die Öffentlichkeit. Hören wir!

„Man möge,“ sagt dieser Engländer, „Sie immerhin tadeln, verurteilen, einkerkern; treten Sie dennoch mit dem, was Sie denken, ungescheut hervor! Dies ist mehr als Ihr Recht, es ist Ihre Pflicht. D i e W a h r h e i t s e i a l l e n a l l e s! Sprechen — gut; schreiben — besser; durch den Druck verbreiten .... weitaus am besten. Ein Gedanke, kurz und klar ausgedrückt, wird leicht mit dem Schimpfworte ‚Pamphlet‘ belegt; aber ihn der Welt über-

*) Gut vom Prior reden. **) Seine Pflicht rechtschaffen erfüllen. ***) Die Welt gehen lassen, wie sie geht.

liefern, ist mutig und rühmlich. Denn ist er gut, so nützt er, und ist er schlecht, so verbessert man ihn und er nützt abermals."

„Ciceros Reden, Pamphlete im vollen Sinne des Wortes, sind unvergänglich. Oder war vielleicht sein ‚Cato' nicht eine Schmähschrift wider Cäsar, der seinerseits als ein Mann von Geist zu antworten wußte? Ein anderer Machthaber allerdings, welcher weder Cäsars Schwert noch Cäsars Griffel führte, entgegnete dem Cicero in anderer Weise: er sandte ihm das Todesurteil. So war von altersher Verdammung der Lohn derer, die kühnen Mutes offen sagen, was jeder verstohlen denkt. Und Demosthenes, war er nicht der große Pamphletist der Hellenen? Er machte dem Philipp nach dessen eigenem Geständnisse mehr zu schaffen, als die Heere und Flotten Athens und zu gleicher Zeit erlagen Demosthenes und Hellas Freiheit."

„Gesegnetes Amerika und glücklicher Franklin, der sein Vaterland noch frei sah, für dessen Entkettung er namentlich durch eine berühmte Schrift mehr als irgend ein anderer getan hatte! Zu Beginn der Erhebung schwankten Staaten, Städte, Weiler — die Hoffnung schien geschwunden. Damals erkannte man, was das freie Wort der Presse vermöge. Sie spricht zum Volke, zu allen Völkern. Franklin schrieb und sein ‚gesunder Menschenverstand einigte die Geister und entschied den großen Kampf, der dort und dort für die ganze Welt geführt worden ist'."

„Ihr bezaubernden Franzosen hingegen mit eurer Herrschaft der Schönheit und Grazie, was seid ihr?.... Ein Dienervolk mehr denn je. Alles in Frankreich kriecht. Das Genie der Nation zeigt sich in der Kunst zu gefallen. Der Engländer schifft, der Araber plündert, der Grieche schlägt sich für die Freiheit; der Franzose macht seine Bücklinge, dient, will dienen, würde sterben, könnte er nicht dienen. Ihr seid nicht Sklaven, aber ihr seid Lakaien."

„Du aber, Winzer Paul Louis, der du ein Volksmann zu sein trachtest, wage es nur ein Pamphletist zu sein und dies unumwunden zu erklären! Schreibe Pamphlet auf Pamphlet! — Der Stoff wird dir nicht ausgehen. Steige auf die Dächer, predige dein Evangelium! Man wird auf dich hören, wenn man dich verfolgt sieht. An dir ist es zu sprechen, an dem Staatsanwalt, durch seine Anklage dein Wort eindringlicher zu machen. Wenn man euch nur beide vernommen hat — gleich Sokrates und Anytus, einer den anderen unterstützend — wird jedermann sich bekehren."

Derart rät mir mein Freund Sir John genau das Gegenteil dessen, was M. Bertrand mir rät. Letzterer kennt nichts so

Abscheuliches, ersterer nichts so Schönes als eine Flugschrift. Und merkwürdig, der leichte Franzose liebt nur schwere Folianten, der beleibte Engländer will nur fliegende Blätter!.... Mein Freund, Sir John, der Gute! Er hat eine zu große Meinung von mir, wenn er gewärtigt, daß ich dem Beispiele des Sokrates ganz und gar folgen werde. Nein, man reiche mir nicht den Becher! Der Schierling ist so bitter und die Welt, meine ich, bekehrt sich von selbst, ohne daß ich, Armer, mich darein menge. Ich würde in dem gewaltigen Fahrzeuge, das die Woge durchschneidet, doch nur die Fliege sein, um deren Summen man sich nicht kümmert. Es bewegt sich fort, hört nicht auf, sich zu bewegen. Wenn es uns langsam fortzukommen scheint, ist es darum, weil wir Eintagsgeschöpfe sind. Aber welchen Weg hat es in fünf Jahrhunderten zurückgelegt, und nun, da es rollt und stampft, wer möchte es aufzuhalten vermögen?

König Louis XVIII. an König Ferdinand VII.*)

Wir regieren durch die Gnade des Herrn und nur Gott und den Dienern Gottes schulden wir Rechenschaft. Nie dürfen wir von unseren Untertanen das Gesetz empfangen, nie mit ihnen unterhandeln, und wenn schon, uns keineswegs durch Abmachungen für gebunden erachten, die nach göttlichem Rechte als null und nichtig anzusehen sind. Für Würdenträger unseres Ranges ist es die letzte Stufe der Erniedrigung, unseren Untertanen notgedrungen nachzugeben, wie dies schon unser Ahnherr erklärte, Louis XIV. glorreichen Andenkens, der seine königliche Rolle so gut durchzuführen wußte. Unter ihm hörte man die Franzosen nie murren, welche Bürde sie auch trugen, in welches Elend man sie auch versetzte — das heißt regieren! Karl II. von England machte es ebenso: nach zwanzigjähriger Verbannung wieder zum Throne gelangt, erklärte er offen, sich lieber einem fremden Fürsten unterwerfen zu wollen, als mit seiner Nation zu paktieren, ja auch nur Rates mit ihr zu pflegen.

Ich selbst, lieber Vetter, würde der größte Fürst Europas sein, hätte ich mich je mit meinem Volke verständigen wollen. Nichts war leichter als dies. Der Himmel bewahre mich jedoch vor solcher Demütigung! Der Kongreß, die Souveräne, die Kabinette erteilen mir manche Weisung: ich gehorche. Aber von dem, was mein Volk will, tue ich nichts.

*) Apokryph.

Bewahren wir uns, mein Vetter, unsere alten Vorrechte, regieren wir, wie unsere Ahnen regiert haben! Dies ist die Ehre der Krone.

Soweit teile ich, lieber Vetter, ganz Ihre Gesinnungen, in denen Sie Gott unverrückbar erhalten möge! Dagegen kann ich nicht Ihren Widerwillen gegen jene Art der Regierung begreifen, welche man die „repräsentative" genannt hat, und die ich vielmehr die „ergötzliche" nennen möchte. Mir behagt dieses System vortrefflich, wenn nur immer, wie es bis jetzt der Fall war, ich derjenige bin, der die Volksvertreter ernennt. Da leben wir wie in einem Schlaraffenlande, dazu noch in einer Goldgrube.

Fragen Sie nur meinen Neffen Angoulême — wir rechnen hier nach Milliarden oder, um die ganze Wahrheit zu sagen, wir rechnen gar nicht mehr, seitdem wir die Kammer haben mit ihrer willigen Majorität. Da geht alles wie von selbst: Geld über Bedarf und uneingeschränkte Macht — wir tun lediglich, was uns genehm erscheint.

Ich dachte in der Tat vor meinem Aufenthalte in England gerade, wie Sie noch jetzt denken — ich liebte die konstitutionellen Formen ganz und gar nicht. Aber in dem freien Insellande sah ich deutlich, wie es denn eigentlich mit dieser Art, zu regieren, beschaffen sei, und ich glaube, auch der Sultan könnte, wenn er nur mit dem Stande der Dinge vertraut wäre, ohne weiteres aus seinem Divan ein Parlament mit zwei Kammern bilden.

Versuchen Sie nur desgleichen, mein lieber Vetter! Sie werden bald erkennen, daß Ihr Indien, Ihre Galionen, Ihr Peru armselige Sparbüchsen sind, verglichen mit den Anboten Ihrer Volksvertreter und mit jener vortrefflichen Einrichtung eines diskutierbaren Budgets, für welches jedoch gute Deputierte immer und vorbehaltslos stimmen. Und alle diese Redensarten von Freiheit, Öffentlichkeit, Kontrolle dürfen Sie nicht erschrecken. Dies sind nur Spiegelbilder zu unseren Gunsten und, was man auch sagen möge, ganz ungefährlich.

Bewilligen Sie nur immerhin eine Konstitution und was sich damit verknüpft: Wahlrecht, Preßfreiheit, Geschworenengericht! Unterlassen Sie dabei nicht, dem alten Adel einen neuen Adel aufzupfropfen — eine Beschäftigung, die Sie gewiß in guter Laune und Gesundheit erhalten wird. Überhäufen Sie Advokaten, Literaten, Philosophen — alle diese Schwärmer für Gleichheit mit Orden, geben Sie ihnen alte Titel mit neuen

Pergamenten: dann sehen Sie belustigt zu, wie sie ihre Equipagen mit Wappen verzieren, ihre Schilder in vier Felder teilen, alles scheinen wollen, was sie nicht sind. Dies ist die Posse der Freiheit und für Ihre Untertanen ein beständiger Karneval, für Sie aber eine Komödie voll Lachreiz und nie getrübter Heiterkeit.

— — — — — — — — — — — — — —

So! Dergestalt sind die Pfeile aus dem Köcher Couriers und es gibt deren noch viele und jeder fliegt flugs an sein Ziel, jeder trifft.

Daß doch diesem Köcher — ich denke dabei an die Todeskatastrophe des großen Pamphletisten — auch der tödliche Pfeil für ihn selbst entfliegen mußte: der Partherpfeil — leider, leider!

Heinrich Heines Denkmal.*)

„Du mußt es zweimal sagen!"

Und abermals Heinrich Heine, abermals!

Deutschland also, so scheint es, hat für seinen liederreichen Dichter kein Standbild. Sein Leib verwest in fremder Erde und, wäre es nicht wider den ausdrücklichen Wunsch des Sterbenden gewesen, würde wohl sein Grabstein, dort auf dem Montmartre, ein Epitaph in gallischer Zunge tragen. Deutscher Stein, deutsches Erz findet sich nirgends, die Gestalt des Dichters zu formen, die Leidgestalt. Der Haß hat Recht behalten und nicht die Liebe!

Heinrich Heine! In dem Dreigestirn der Schmerzensſänger, vor ihm Lord Byron, nach ihm Graf Leopardi, nimmt zwar Heine nicht den ersten Rang ein; ihn überragt der Brite in seiner Urkraft, seinem Titanenzorn, dem Hohn, der seine stolze Lippe kräuselt. Wenn man gerecht sein will, und gerecht soll man auch gegen die Toten sein, ob in Glimpf oder in Unglimpf, darf man wohl sagen, daß manches in Heines Schriften äußerlich, gesucht, ja unwahr sei, und der Geist zuweilen das Gemüt enterbe. Aber wäre Heine nur das einzige Lied, und es gibt andere nicht minderen Wertes, entklungen, in dem die Veilchen heimlich kichern und die Rosen einander duftende Märchen erzählen, man müßte ihn, müßte ihn schon einen Dichter von Gottes Gnaden heißen.

Heinrich Heine, sagt man, hat da und dort von seinem Vaterlande mit Hohn gesprochen. Gewiß! Aber was für ein Vaterland war damals das deutsche? Moser gibt hierauf Bescheid. „Wir sind," sagt er, „ein Rätsel politischer Verfassung, ein Raub der Nach-

*) Vortrag, gehalten 1895 im Wiener Wissenschaftlichen Klub und erschienen in der „Deutschen Revue".

barn, ein Gegenstand ihrer Spöttereien, uneinig unter uns selbst, kraftlos durch unsere Trennungen, unempfindlich gegen die Ehre unseres Namens, eifersüchtig auf unser Oberhaupt, ein großes und gleichwohl verachtetes Volk.“.... Und sprach nicht eben aus des Dichters Grimm, seiner Zornesflamme auch die Liebe, die sehnende, die hoffnungslos verzagende? Wie schrieb er doch an Karl Blind? „Er könne sich,“ schrieb er, „des Schauers nicht erwehren, wenn man ihm zumute, sich vom Vaterlande loszulösen. Und die Verse der Franzosen seien doch nur parfümierter Quark. Und so solle denn der Steinmetz — ja, er solle — keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er auf seinen Grabstein die Inschrift meißle: ‚Hier ruht ein deutscher Dichter!‘“ Klingt dies nun etwa, wie die zwei Worte klingen, die herben, in denen Lichtenberg einst den Charakter der Deutschen suchte: „Patriam fugimus“?

Man blicke doch nur aus! Was alles hat, kühn und frei, Voltaire den Franzosen ins Antlitz geschleudert, und die Franzosen, meine ich, besitzen doch auch einigen Stolz. Welchen Hohn hatte er für ihre Nationalheldin und nun bald Nationalheilige — La Pucelle! Rief er nicht und rief ihnen wieder zu, sie seien trotz ihrer gerühmten Zivilisation doch nur entmenschte Barbaren? Schrieb er nicht in jenem denkwürdigen Briefe an d'Alembert, dem Briefe leuchtender Humanität, Frankreich sei von Affen bewohnt, welche sich so oft in reißende Tiger verwandeln?.... Und Paul Louis Courier, nannte er in seiner Indignationsschrift „Le pamphlet des pamphlets“ seine Landsleute nicht ein kriechendes, ein serviles Volk, eine Schar von Lakeien?.... Und H. Taine, wie reißt er die Maske von dem gleißnerischen Antlitze der Revolution herab, welche die Franzosen noch heute die glorreiche nennen! — Gleichwohl wie ehrt, wie preist Frankreich diese Männer!

Freilich liegt historisch auch die Analogie des Hasses nahe. Auch Byron ward verfehmt. Auch sein Leib modert in der Ferne, der Fremde. Die Abtei hat sich ihm nicht erschlossen, in der Englands beste Söhne ruhen. Auch ihm ist in der Heimat kein Denkmal erstanden. — — Aber die Rückflut ist hier nicht ausgeblieben. Britannien schämt sich längst der kleinlichen und kläglichen Haßausbrüche, gehäuft auf den Dichter des Childe Harold und der Hebrew Melodies und der unvergänglichen Verse: „Weep, daughter of a royal line!“ — Und muß denn nun Deutschland gleiche Schuld auf sich laden und dann die Scham der Schuld?

Nein, Düsseldorf ist ohne Zweifel eine schöne Stadt und dem neugierigen Fremden flüstert man wohl dort etwas verschämt

zu, ein Dichter, namens Heinrich Heine, sei auch in den Geburtsmatriken der Stadt zu finden — o Düsseldorf!.... Und Mainz, du alte Kur- und Bischofsstadt, dein Rat ist so klug und bedächtig und so besorgt er denn nun, das Volk stürme erregt daher, als gelte es etwa einen König zu küren, der ihm dräut, und nicht den Dichter der Wallfahrt nach Kevlaar zu ehren, der Wunder- und Heilstätte — o Mainz!.... Und an dem deutschen Strome, dort auf dem Felsen, sitzt noch immer die schönste Jungfrau und kämmt mit goldenem Kamme ihr goldenes Haar und singt noch immer ihr Lied, aber für die an den Borden seines Mittel- und Unterlaufes verhallt seine wundersame, gewaltige Melodei!

Und wenn nun so Heinrich Heine auf deutscher Erde kein Standbild erhält, wenn ihm diese Generation verweigert, was die Generationen insgesamt ihm schulden: sein Lorbeer grünt und die Immortelle rankt sich ihm um das gramgebeugte Haupt, und gleich der Zypresse an seinem Grabe trauert um ihn das Volk der Denker und der Dichter, aus dessen Sprache, gleichwohl welchem Blute er entstammte, ihm die süßesten Laute, die liebreichsten Worte zuströmten!

Jeremy Bentham.*)

Die Doktrin J. Benthams, des hervorragendsten Lehrers, wir wollen nicht geradezu sagen, des Gründers der utilitarischen Schule, ist namentlich dank seinem hochbegabten und nach und nach ihn überwachsenden Schüler John Stuart Mill, ausreichend bekannt. Sie hat viel dessen an sich, was Fortschrittsmänner gleich vorwegs für sie einnimmt: starke Eigenart, weiten Ausblick, kühne Sprache, vielleicht auch das anregende Wühlen und Prickeln des Geistes, „der stets verneint". Eine durchgreifende Lösung des Glückproblems, dieser Zirkelquadratur der ethischen Welt, gewährt natürlich auch jene Doktrin nicht. Zudem kommt bei ihr alles darauf an, wie weit man den Begriff der Utilität ausdehnt, wie eng man ihn einschränkt, wie man ihm also definierend näher tritt. Ist beispielsweise die Wahrheit auch ein wirksamer Motor der Nützlichkeit?.... Die Morallehre bejaht es kategorisch und das Leben schüttelt dazu zweifelhaft das Haupt.... Unter einander entgegenstehenden Elementen der Utilität, welches ist das höhere, welches das anwendbarere?... Allgemeine Thesen sagen da wenig: Der konkrete Fall birgt in sich und gibt auch tatsächlich die Entscheidung.

*) 1902.

Halte man es indes mit der utilitarischen Doktrin, wie man wolle — ein dankenswertes Ergebnis derselben ist kaum zu bestreiten: sie weckt und reift vorurteilslose, bis auf den Grund der Sache gehende Untersuchung, also den Geist echter Wissenschaftlichkeit. Ihre Sonde dringt zumeist schmerzlich tief ein; aber die Wunde liegt dann bloß und die Prognose der Heilung ist günstig. Mit Macht rüttelt sie aus dem Schlummer der bereits entschiedenen, oftmals leichtsinnig und daher manchmal falsch entschiedenen Meinung. Alte Wahrheit hat eben einer neuen Untersuchungsmethode mit verbesserten Werkzeugen standzuhalten. Dabei schwanken nun allerdings überkommene Anschauungen; die neu gewonnenen wurzeln um so tiefer.

Derart nun ist das Verfahren Benthams — seinem Wesen nach ein echt englisches. Er wendet es auf vielen Gebieten an, immer ehern folgerichtig und geradezu schonungslos: in Moral, Recht, Politik, Wissenschaft. Keine noch so dicht verhüllte Torheit entgeht seinem durchdringenden Blicke. Kein einschmeichelndes Vorurteil erhält Indemnität. Je üblicher Annahmen, Folgerungen, Schlüsse sein mögen, desto mehr reizt es ihn, allen ihnen innewohnenden Widersinn, wie im Triumphe, herauszufinden. Er ist der größte Fragesteller gewesen, seit die spöttischen Lippen des weisesten Hellenen sich geschlossen haben. Seine philosophische Methode ist eine Methode grimmer Fehde, nie befriedigten Erfolges.

Das Vorgehen Benthams bedingt eine eminent praktische Begabung und Bentham hatte sie. Der gesunde Menschenverstand bricht bei ihm immer hervor. Es gibt in der Tat nicht nur Phrasen des Wortes, sondern auch gleichsam Gedankenphrasen und Bentham reißt ihnen die Hülle vom Leibe bis zur vollen Blöße. Seine Dialektik, scharf und rücksichtslos in Gebrauch gesetzt, steht aber auch immer im heiligen Dienste der Wahrheit oder dessen, was er in innerster Seele für Wahrheit hält. Bentham irrt sicherlich zuweilen, denn „die ewige Wahrheit ist ja nur für Gott allein“; aber selbst aus seinen Irrtümern lernt man wohl mehr, als aus dem Unfehlbarkeitstraum anderer.

Schade, recht schade, daß der Stil Benthams so viel zu wünschen übrig läßt! Nicht mit Unrecht heißt man ihn schwer, dunkel, ja verworren. Der Gedanke, allerdings mit Fug stets als der Kern angesehen, erdrückt nachgerade das Wort. Bentham häuft in demselben Satze oft Gründe, Einwendungen, Widerlegung der Einwände an: die Glieder insgesamt von der These bis zum vollendeten Beweise. Kaum eine Ruhepause im Atmungsgange! Die Sache regt an, die Form der Sache schreckt ab. Bentham ist

in Wahrheit, wie Mill meint, lediglich ein Lehrer der Lehrer. Wie lebendig tritt beim Studium Benthams das geistsprühende Wort Swifts vor uns hin, das da lautet: „Eben wer an Ideen überreich ist, hat beim Sprechen die Schwierigkeit der Auswahl; die Leute kommen ja schneller aus einer fast leeren Kirche, als wenn sie sich an deren Tor drängen müssen."

Der empfindliche Mangel Benthams an Ausdrucksfähigkeit ist indes, was einen Teil seiner politischen Darlegungen anlangt, durch einen seiner erkorensten Freunde behoben, die Blöße, darf man sagen, liebreich bedeckt worden. Sidney Smith, selbst ein Schriftsteller von Rang und Gewicht, namentlich aber rhetorisch und dialektisch glänzend beanlagt, hat eines der Hauptwerke Benthams völlig mundgerecht zu machen gewußt. Zur Wucht des Gedankens gesellt sich nun dort die klare, eindringliche Sprache. Die etwas verworrenen Fäden des kunstvollen Gewebes werden entwirrt. Und gewiß liegt Verstand auch darin, ganz verstanden werden zu wollen.

Das „Buch der Trugschlüsse" ist es, das dieser, man darf sagen, gemeinsamen Arbeit entwuchs. Welches Buch aber auch! Wie wert eingehenden Studiums! Wie aktuell in den Zuständen, die es geißelt! Wie es so greifbar den Gemeinplatz zu fassen und die flache Mittelmäßigkeit an die Wand zu drücken weiß! Sidney Smith hat zunächst die usuellen Trugschlüsse einzeln vorgenommen und sie dann insgesamt zu einer Rede zusammengefaßt — und diese klingt, parlamentarische Verhandlungen da und dort vor Augen gehalten, in den bekanntesten Tönen aus.

Was hier von diesen „Trugschlüssen und Gemeinplätzen" in freier Bearbeitung folgt, ist nur Fragment; aber auch in der Einhegung des Zwingers wird die Löwenpranke fühlbar. Man urteile selbst!

Die Weisheit unserer Ahnen.

Die törichte und manchmal geradezu verderbliche Pietät vor der Weisheit unserer Ahnen entspringt einem gröblichen Mangel an Verständnis.

Zweifellos ist Erfahrung die Mutter der Weisheit und alte Männer sind erfahrener als junge: aber hier erhebt sich die Frage, wer alt sei und wer jung. Sobald nicht von ein und derselben Generation, sondern von verschiedenen Generationen die Rede ist, gilt der Satz: Je älter ein Geschlecht, desto geringer seine Erfahrung. Wenn Erfahrungen weise machen, sind wir, die wir zu den Erfahrungen unserer Voreltern die unseren fügen, weiser als

unsere Ahnen. Wir sind auch nicht dünkelhaft, wenn wir uns in einen Gegensatz zur Vergangenheit setzen; wir sollten vielmehr fragen, ob so junge, so unwissende, so unerfahrene Menschen, als es notwendigerweise unsere Ahnen gewesen sind, die Anschauungen derer bestimmen dürfen, die so viel später lebten und so viel mehr wußten. Dieses Rotwelsch von der überlegenen Erfahrung der Ahnen ist nur Mißbrauch der Sprache; ein Sinn liegt ihm nicht zugrunde. Unsere Vorfahren sind zur Zeit der normännischen Invasion Kinder in Waffen gewesen, zu Eduards I. Zeit dickköpfige Knaben, Jünglinge unter Elisabeth, Männer unter Anna — und nur *wir* sind die weißbärtigen, silberhaarigen Greise, die alle Erfahrung aufspeicherten, welche menschliches Leben zu bieten vermag.

Was nun aber die *Begabung* anlangt, so übersteigt sicherlich der Intellekt der Männer aller früheren Generationen *zusammengenommen* denjenigen der Männer unserer Generation. Die Frage steht jedoch nicht so. Die Weisheit unserer Vorfahren nämlich wird lediglich dann ins Feld geführt, wenn es sich um Reform der Gesetzgebung handelt, und da kommen wohl nur die Männer des Zeitalters in Betracht, welches sich mit dem singulären Akte der Legislation befaßt hat. Man muß also jene Männer, Namen für Namen, anführen, damit ihr geistiges Übergewicht gemessen, d. h. zuerkannt oder auch aberkannt werde. Ein allgemeiner Ausspruch hierüber ist töricht, demnach unzulässig.

Man tut gut daran, sich solche Erwägungen stets vor Augen zu halten. Denn vom Wollsacke, den Gerichtsbänken, bei den Gemeinen hört man unaufhörlich schreien: „Die Ahnen, die Ahnen!“.... „Heute nicht.“.... „Sachsen und Dänen rettet uns!“... „Friddlefrig, zu Hilfe!“... „Howel, Ethelworf, heran!“ — *Und dies immer als Schutz des Unsinns, als Deckmantel des Plunders, als Vorwand zur Verweigerung der durch Gewissen und Pflicht gebotenen Reformen!*

Die reinste Utopie.

Irgend ein vernünftiger Vorschlag steht im Widerstreite zu den Interessen eines Mannes — natürlich geht sofort dessen Streben dahin, ihn zu verunglimpfen. Und leider kehrt sich häufig sein Sarkasmus oder eine ähnliche beliebte Redefigur nicht nur gegen den Vorschlag, sondern auch gegen den Gedanken, dem er entsprang, ja *gegen das Denken überhaupt.*

Wie leichthin nennt man aber auch einen mißliebigen Antrag spekulativ, und sucht durch diese Bezeichnung vernünftige, vorurteilslose Untersuchung fernzuhalten! Eine solche Definition wird von Ränkeschmieden und Schwachköpfen mit Behagen aufgestellt und bis zum Überdrusse wiederholt; man verstärkt den Widerwillen noch durch die Worte: „Theorie, Vision, Schimäre, Romantik, Utopie."

Wohin jedoch führt der so bemerkbare Hang, die Theorie wegwerfend zu behandeln? .... Er führt dahin, vernünftige Begründung in toto zurückzuweisen, und sodann, lediglich aus Abneigung, gesunde Vorschläge mit den Worten zu verneinen: „Wir sind nun einmal keine Freunde theoretischer Spekulation." Aber wer kann der Theorie nahetreten, ohne dem Denken selbst nahezutreten?

Die Beweggründe derer, welche einen solchen Trugschluß anwenden, springen in die Augen. In Ermanglung wirksamer Argumente greifen sie zu schielender Verdächtigung. Da heißt es auf der Hut sein. Nur zu leicht finden Sentenzen von der Art Gehör, daß man seine Gemütsruhe nicht stören, sich nicht in Grübeleien einlassen, daß man die Angelegenheit, und sei deren Lösung noch so heiß ersehnt, einfach kalt stellen solle. Das triumphierende Grinsen jedoch solcher Falschmünzer in anima, wenn ihnen das gelingt, was sie mit so verwerflichen Mitteln erstreben, gebe den Freunden erleuchteter Reform für alle Zukunft einen deutlichen Fingerzeig dessen, was ihnen ziemt und frommt!

Der Schluß von der Person auf die Sache.

Das Eigenartige dieses Trugschlusses liegt darin, statt einer Maßnahme den Mann zu beurteilen, der sie betreibt, aus den Fehlern der Person auf den Mangel der Sache zu schließen.

„Der Mann," heißt es, „der dies oder jenes anregt, ist schlecht geartet — wie sollte das angemessen sein, was er anregt?" „Sein Charakter," sagt man, „ist anrüchig, seine Absicht also verdächtig — ich werde gegen den Antrag stimmen." Oder man erklärt: „Der Antragsteller war früher ein Gegner, also ist sein Antrag unannehmbar." Oder auch man verwirft den Antrag, weil derjenige, der ihn einbrachte, ein vertrauter Freund irgend eines gefährlichen Mannes ist, dessen Anschauungen er ja möglicherweise teile.

Aber wenn eine Maßnahme wirklich unangemessen ist, warum nicht geradezu zeigen, daß sie es ist? Ist sie gut, wird sie etwa darum schlecht, weil ein schlechter Mann für sie eintritt? Ist sie schlecht, wird sie darum gut, weil ein guter Mann sie anregte? Mutet

man mit dieser Art von Argumentation einem Vertretungskörper nicht zu, seine Unfähigkeit sei zu groß, um den Wert einer Angelegenheit an sich zu beurteilen, und so müsse er denn zu entfernten und schwachen Momenten der Wahrscheinlichkeit Zuflucht nehmen? Dies aber ist nicht wohlgetan.

Seht nur dahin und dorthin!

Tritt ein besonderes Übel, durch eine bestimmte Ursache erzeugt, zutage, so pflegen die Verteidiger des Bestehenden zu sagen: „Seht nur dahin und dorthin und erwäget, wie weit besser wir ohnedies daran sind als andere!"

Dies ist nicht der richtige Standpunkt.

Würden die Pächter eines Gutsherrn statt mit dem vereinbarten Pachtzinse mit einer allgemeinen Lobrede auf die Ergiebigkeit des Bodens kommen, sie fänden wohl keine gute Aufnahme. Wäre unseres Landes Wohlfahrt noch zehnmal höher, als sie wirklich ist, die Torheit eines solchen Arguments würde nicht geringer. Warum sollten auch nur die kleinsten Übel fortwuchern, sofern man sie zu beseitigen vermag, weil andere geduldig unter größeren Übeln leiden? Wer dürfte irgend eine Verbesserung unterlassen, weil andere sich mit Zuständen zufrieden geben, die noch ungleich mehr der Verbesserung bedürfen?

Warten wir noch ein wenig; die Zeit dazu ist noch nicht da!

Aufschub einer Maßnahme verlangen gemeinhin die, welche ihr feindlich entgegenstehen, aber sich schämen oder fürchten, es zu bekennen. Sie sagen: „Nur heute nicht," aber sie meinen: „Niemals." Wie schlechte Rechtsanwälte zählen sie in letzter Linie auf Abspannung oder Aussaugung ihrer Widersacher.

Welcher Tag ist wohl der geeignetste, Gutes zu tun, Schlechtes zu beseitigen? Gewiß der erste Tag, an dem man hierzu die Macht hat — und wer immer jenen Tag verabsäumen will, wird auch jeden anderen Tag verabsäumen.

Es liegt ganz im Sinne schwächlicher Reformfreunde, Besserung ins Unbestimmte hinauszuschieben, zu warten auf die Zeit, die niemals kommt — die Zeit vollkommener Ruhe und ungestörten Gedeihens. Ja freilich, wenn einmal der Unterdrücker den Druck ebenso willig aufzuheben gedächte, wie der Unterdrückte ihn aufgehoben zu sehen begehrt: dann wäre die Zeit, da auch die Schönwetter-Weltweisen für das gemeine Wohl etwas zu wagen wagen würden. Sie erscheint nie, diese Zeit!

Unwiderrufliche Gesetze.

Manchmal fordert man die Verwerfung einer Bill einzig deshalb, weil die Gesetzgeber einer früheren Zeit sich gegen sie ausgesprochen, ja feierlich den Willen kundgegeben haben, sie für immer abzutun.

Nun erscheint es allerdings ganz recht, daß jeder Vertretungskörper mit solcher Macht ausgestattet sei, um den Bedürfnissen seiner Zeit zu genügen, und dagegen anzukämpfen, wäre einfach töricht. Aber die Machthaber der einen Epoche haben für die Bedürfnisse einer anderen nur die Sehkraft von Blinden.

Und doch überträgt der Grundsatz unwandelbarer Gesetze die Gewalt des Staates von denen, die wirklich über dessen aktuelle Bedürfnisse zu urteilen vermögen, auf die, denen das Urteil hierüber teilweise oder gänzlich mangelt. Das dreizehnte Jahrhundert entscheidet so über das vierzehnte, das vierzehnte macht die Gesetze des fünfzehnten, dieses schließt das sechzehnte hermetisch von der Welt ab, dafür tyrannisiert letzteres das siebzehnte, welches seinerseits dem achtzehnten sagt, wie es, selbst bei nicht vorherzusehender Ereignissen, zu verfahren habe.

Der Despotismus eines Nero oder Caligula würde viel erträglicher sein, als ein unwiderrufliches Gesetz. Sie lassen sich vielleicht mittels Schmeichelei oder Furcht oder sonst in lichten Augenblicken erweichen: aber wie sollen die Gesetzgeber vergangener Zeit, ohne deren Zustimmung auch die dringlichste Gesetzänderung untunlich wäre, aus Erdenmoder erweckt werden?

Wir aber meinen, daß ein Gesetz, sofern es gut ist, sich selbst erhalte; ist es aber schlecht, sollte es nicht gleich einer Mumie auch nur den Schein des Lebens besitzen. Anzunehmen, daß es förderliche Dinge gibt, die einer ganzen Nation verwehrt sind, und deshalb verwehrt, weil ein abgestorbenes Geschlecht, der Teilnahme an menschlichen Angelegenheiten nun entrückt, gesagt hat, man dürfe dergleichen nicht tun: ist im vollen Sinne des Wortes ein Unsinn. Solange du Kapitän bist, verfüge auf deinem Schiffe was dir gut dünkt; sobald du das Schiff verlässest, hat ein anderer Recht und Macht zu verfügen. Du magst dann noch etwa Rat erteilen, der [illegible] [illegible] der Befehlshaber.

Für die Gesetzgebung irgend einer Zeit schien es von [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu treffen. Großer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ward vielleicht hierdurch vermieden. Was aber [illegible] [illegible] für die Gesetzgeber

einer anderen Zeit, als daß sie bedächtig innehalten sollten, bevor sie so gewichtige Einrichtungen vom Grunde aus ändern?.... Innehalten, nicht stillstehen! Dies erfordert der gesunde Menschenverstand und Übertreibung ist, was darüber hinausgeht.

Frost, es ist wahr, kann durch die weisesten Parlamentsbeschlüsse nicht beseitigt, der Frühlingsanbruch durch überwältigende Majoritäten nicht beschleunigt werden. Aber steht denn irgend eines der Grundgesetze Englands so außerhalb der Macht des Parlaments wie eine metereologische Erscheinung?

In jedem Jahre also und an jedem Tage des Jahres haben, die da leben, insoferne dies überhaupt ihr Beruf ist, die Vollmacht, Gesetze zu beschließen, zu ändern, aufzuheben, ebenso wie die Toten, da sie noch lebten, diese Vollmacht besaßen.

Gefahr mag allerdings zuweilen bei Veränderung der Gesetze drohen, aber welche Gefahr wäre derjenigen zu vergleichen, welche das Medusenhaupt zeigt der Gesetzversteinerung?

Rede der Gemeinplätze und Trugschlüsse.

Was würden unsere Vorfahren zu all dem sagen? Wie vereinbart sich diese Maßnahme mit ihren Einrichtungen? Wie stimmt sie zu ihrer Erfahrung? Wollen wir die Weisheit von gestern über die Weisheit von Jahrhunderten stellen? Soll die bartlose Jugend Mannesreife nicht mehr achten?

Wäre diese Maßnahme gut, würde sie der Einsicht unserer sächsischen Voreltern entgangen sein? Würde der Däne sie versäumt haben? Hätte der Normanne sie zurückweisen können? Möchte eine so bedeutungsvolle Institution unserer entarteten Zeit vorbehalten geblieben sein?

Abgesehen davon, Sir, ist jetzt der Augenblick, eine solche Maßnahme ins Werk zu setzen, ja welcher Moment wäre hierfür ungünstiger, als der gegenwärtige?

Käme eine gewöhnliche Maßnahme in Betracht, ich würde ihr nicht so eifrig entgegentreten; aber, Sir, diese Bill wendet sich gegen ein unwiderrufliches Gesetz, erlassen zur denkwürdigen Zeit der Revolution. Welches Recht haben wir nun, die feste Säule zu erschüttern, welcher der größte Mann jener Epoche den Charakter ewiger Dauer erteilte? Sind nicht alle Autoritäten gegen diese Maßnahme: Pitt, Fox, Cicero?

Der Antrag, Sir, ist zudem neu; man hört ihn zum ersten Male in diesem Hause. Ich bin nicht vorbereitet und das Haus ist es nicht, darauf einzugehen.

Die Maßnahme bekundet *Mißtrauen* gegen Seiner Majestät Regierung und doch ist der hohe Charakter der Minister die beste Bürgschaft gesicherter Rechte. Auch liegt kein Grund zu Alarm vor.

Geben Sie diesem Vorschlage nicht Ihre Zustimmung; sobald Sie ihn billigen, wird der Antragsteller mit *anderen* Vorschlägen kommen, denen Sie nicht zustimmen könnten. Was mag hinter dieser Maßnahme noch stecken? Welche neue Einräumungen mögen begehrt werden?

Von Unrecht, von Unbilde zu sprechen, wie seltsam! Blicken Sie auf *andere Staaten* und dann entscheiden Sie, ob unsere Gesetze Abhilfe erheischen oder nicht vielmehr Huldigung verdienen!

War der ehrenwerte Gentleman immer der Ansicht, die er gegenwärtig hat? Ich selbst war ja Zeuge, wie er vordem für das *Gegenteil* eintrat.

Wären auch die Motive des Antragstellers über alle Maßen rein, besudelt er sich nicht durch die *Gemeinschaft* derer, die zu ihm halten? Und wäre auch ein solches Gesetz wirklich eine Wohltat, solchen Händen will ich eine Wohltat nicht zu danken haben.

Als ein ehrbares Mitglied des britischen Parlaments bekenne ich mich ohne Scheu als einen Feind der *Neuerungssucht*. Ich bin zufrieden mit den Dingen, wie sie einmal sind, und mein Stolz wird es sein, meinen Kindern sie so zu hinterlassen, wie ich sie von meinen Eltern ererbte.

Der ehrenwerte Herr sucht den Ungestüm zu rechtfertigen, mit dem er sich gegen einen Minister gewendet hat. Solche Angriffe indes sind Angriffe auf die Gesamtregierung. Zeigen sie jedoch einmal den Räten der Krone Verachtung, so zeigen sie es auch ihrem Amte: *Anarchie* und *Bürgerkrieg* wurzeln hierin.

Die Angelegenheit, Sir, ist von höchster Tragweite; Vorsicht und Umsicht sind geboten. Keine *Überstürzung* also, Sir! Das Beispiel eines Nachbarvolkes gibt zu denken.

Der geehrte Herr zieh mich des Mangels an *Freisinn*. Ich weise den Vorwurf zurück. Ich bin ein Freund von Verbesserungen und fürchte nur die Reform, die über das Maß hinausgeht. Ich bin auch ein Feind korrupter Regierung, aber die Autorität der Regierung verteidige ich. Die Preßfreiheit erachte ich gleichfalls als das Palladium unserer Verfassung, aber die Ausschweifungen der Presse erregen meinen Abscheu.

Niemand würdigt mehr als ich die glänzenden Gaben des Antragstellers, aber ich sage offen, sein Streben ist zu gut, um

sich zu verwirklichen. Es schmeckt nach Utopie. Es sieht in der Theorie schön aus, ist jedoch nicht praktisch.

Die Quelle der Korruption, auf welche das ehrenwerte Mitglied anspielt, liegt im Geiste der Nation; die Korruption ist so üppig und ausgedehnt, daß keine politische Reform sie beseitigen wird. Statt andere umzubilden, den Staat umzubilden, die Verfassung umzubilden, möge jeder sich selbst umbilden! Er blicke in die nächste Nähe und er wird genug zu tun finden.

Und nun, Sir, da es Sitte in diesem Hause ist, mit einem klassischen Zitat zu enden, so folge ich dem Beispiele meines Vorredners, indem ich die denkwürdigen Worte der versammelten Barone Englands ins Gedächtnis zurückrufe: „Nolumus leges Angliae mutari!"

Über die Kunst zu schreiben.*)

Da schreibt mir der Sohn eines Freundes — Freunde haben immer begabte Söhne — es gehe schlechterdings nicht anders, er müsse schreiben. Für wen? Für die Öffentlichkeit, meint er. Und warum er schreiben müsse?.... Aus innerem Drange, sagt er, „und innerer Drang mache doch alles schön". Ein Grund solcher Art läßt sich immerhin hören.

Ich antwortete also dem Sohne meines Freundes: „Schreib! Schreib, damit du selbst einsehen lernst, daß du nicht schreiben solltest! Schreib, damit du wahrnimmst, wie sehr es dir an Fähigkeit mangle, zu schreiben! Damit du erkennst, daß diese Welt, schlecht wie sie selbst ist, dein Bestes noch immer nicht für gut genug hält! Schreib, schreib oft, schreib viel, bis deine Hand sich krampft — flieg, du Motte, da du ja nicht anders kannst, in die Flamme, die dich sengen wird! Also in diesem Sinne hast du meine Zustimmung."

*

Der Unglückliche, er begreift mich nicht. Er sagt, mit der Zustimmung — sie war allerdings recht hypothetisch — sei es nicht abgetan; er bedürfe nun auch des fachkundigen Rates, wie er schreiben solle. Wie? Mein Gott, was die Menschen alles von ihren Freunden, sogar den Freunden ihrer Väter begehren! Weiß ichs denn, wie man schreiben soll, ich, den man einen Schriftsteller nennt? Ich grübelte nie darüber, hatte dabei nie System oder Methode — ich schrieb einfach. Auch mir hat ja niemand gesagt, ich solle so oder so schreiben; aber wohl hat man mir oft und gewissermaßen von oben herab gesagt, wie ich nicht hätte

*) Enthalten 1904 in der „Zeit".

schreiben sollen. Und dann — Rat von außen und innerer Drang, wie reimt sich dies?

Aber mein junger Freund drängt. So geschehe denn sein Wille! Der *seinige*, wenn auch ich die Verantwortung hierfür teile. Er tut, als ob ihm der Glaube an mich nicht fehle, so höre er auch meine Botschaft! Er verlangt Positives, mit den Händen Greifbares, und da fragt er wohl gar nicht nach dem Geiste, „der stets *verneint*". Sei es so!

*

Vor allem aber — es ist nötig, dies ausdrücklich hervorzuheben — können, wie in jeder anderen *Kunst*, auch in dieser Ratschläge wohl fördern; aber, was sie sicherlich nicht können, ist, eine Kraft geben, die man nicht bereits mindestens im Keime hat, einen Weg erschließen, den uns etwa die Natur selbst verschlossen hat. Man mag sogar recht gut wissen, wie etwas, das man zu schaffen im Begriffe steht, sein und nicht sein soll, ohne daß in den Fingern das Gestaltungsvermögen irgendwie prickelt. Sind wir doch fast alle bekanntlich in der *Kritik* stärker als in der *Leistung*. Und übertriebene Strenge gegen andere läßt sich zudem erfahrungsgemäß ganz gut mit übertriebener Nachsicht gegen uns selbst vereinigen. Also zunächst, junger Mann, *Bescheidenheit*! Hinter dem Berge, sagt Robert Schumann, wohnen ja auch Leute. Freilich, wenn wir das frohe Bewußtsein tüchtiger Eigenkraft haben, ziemt uns hinwieder nicht „feiger Gedanken bängliches Schwanken"; da gilt es frischen, herzhaften Entschluß, *nach dem Wägen das Wagen*.

*

Die *Bücher*, nach ihnen fragst du, als deinen Lehrmeistern. Es gibt deren viele, gewiß weitaus mehr, als es geben sollte. Es sind zuweilen Muster, meist aber Muster ohne Wert. Lichtenberg bezeichnet sie als eine überaus seltsame Ware — sie würden von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen; von Leuten gekauft, die sie nicht verstehen; und nun vollends gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen. Viele zumal führen das Leben von Eintagsfliegen; sie belästigen einige Stunden und dann sterben sie dahin, leider nicht ohne für legitime Nachkommenschaft redlich gesorgt zu haben. Bei der Lektüre vieler Bücher lauft man Gefahr, unstet umherzuschweifen. „Und nirgends ist, wer überall sein will." Den Wert eines Buches bezeichnet Ebner-Eschenbach mit dem zutreffenden Gleichnis „einer Speise, die hungrig macht". Es gibt ja Bücher, an denen wir unser ganzes Leben lang zu kauen und zu verdauen

haben, die wir hervorsuchen aus Staub und Moder — wie selten sind sie! An die wollen wir uns indes halten.

*

Ein Schriftsteller soll sich ernsthaft bestreben, das Interesse seiner Leser wachzurufen oder festzuhalten, allerdings in edlem Sinne des Wortes. Wie dies zu erzielen sei? Der Autor muß wirklich etwas zu sagen haben. Vielleicht nicht völlig Originales, denn wie wenig Neues gibt es in dieser alternden Welt! Aber immerhin soll, was man schreibt, sich nicht etwa dem trägen Brauche anbequemen oder der Mode des Tages; es soll mehr sein als seichtes Geplauder, einfach wiedergekäute Speise.

Verfolgt man nun den Gang der Literatur aufmerksam, so sieht man in der Tat immer und immer dieselben Ideen wiederkehren in dieser oder jener Gewandung; aber die Ideen nehmen zu oder ab, verfeinern oder vergröbern, vertiefen oder verflachen sich eben nach der Individualität des Autors. Von Shakespeare beispielsweise gilt ewig das Wahrwort Lessings: „Auf die geringste seiner Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ‚Ich bin Shakespeares.‘ Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!“

Man glaube indes ja nicht, daß unsere Vorgänger uns nichts übrig gelassen haben, was des Erstrebens wert wäre: auch in der geistigen Welt kann ja einem Philipp von Makedonien ein Alexander der Große folgen. Und mit der vollen Wucht des Beweises hat der Utilitarier Bentham es in sorgsamer Induktion dargetan, wie man unaufhörlich und unerbittlich alte Wahrheiten neu untersuchen müsse. „Irrtum sei ja nur die Meinung im Werden“, und es gebe allenthalben einen „tiefen Schlummer der einmal entschiedener Ansicht“. Dies ermutige uns!

*

Tritt man nun der Frage näher, wie man die Idee — sie ist und bleibt immer der Angelpunkt — in ihrer Form auszugestalten habe, so kommt man von selbst, sollte es wenigstens, bevor man die Komposition in Betracht zieht, zur stilistischen Technik. Denn eine Technik gibt es, muß es geben, wie in jeder anderen Kunst. Die Klaviatur, sollte man meinen, müsse man greifen, die Skala geläufig spielen können, bevor man sich an schwierige Kompositionen wagt. Leider steht es mit der Frage der Stiltechnik äußerst mißlich; die Schule wenigstens leistet hierin fast gar nichts. Sie verleiht im besten Falle guten Geschmack und dieser bedeutet viel, aber alles ist er nicht und namentlich noch

nicht Gestaltungskraft. Und doch hat, wenn man genau zusieht, das Wort seine Technik, der Satz die seinige, bildlicher und logischer Ausdruck eigene Technik. Lediglich in der gebundenen Rede findet die Technik seit jeher Verständnis und Anwert. Die Wortwahl mittels seiner Synonymik, die Satzausgestaltung und Aneinanderreihung, der Periodenbau, Tropus und Figur verlangen, soll man ihrer Herr werden, ein eingehenderes Studium, als man ihnen gemeinhin zuwendet, und auch das Definieren, Klassifizieren, Folgern und Schließen hat in der Stilistik eine kaum zu überbietende Bedeutung. Also mit dem vorschnellen Bauen bis an den Giebel hinan ist es nichts, bevor man die Bausteine zu bearbeiten und sie aneinander zu kitten weiß.

Die Sprache selbst, die man zur Anwendung bringt, soll naiv sein, anmutig, würdevoll, leicht und ungekünstelt. Auch im Zwiegespräche, erläutert Seneca, stampft man nicht mit dem Fuß, wirft nicht die Arme hin und her, erhebt die Stimme nicht übermäßig. Besser also gedämpft als überlaut. — Man bewahre in der Sprache den Kern der Eigenart, selbst wenn man vom Vater das ernste Führen, von der Mutter die Frohnatur hat. Aus der Gesamtliteratur erwirbt man wohl auch gewisse Gaben, aber man muß trachten, ihnen eine individuelle Färbung zu geben, sich erst wirklich anzueignen, was man sich bereits angeeignet zu haben vermeint. Und anderseits „wird man, was man besitzt, nicht los, und wenn man es auch wegwürfe". Affektation im Stil vergleicht Schopenhauer sinnig dem Gesichterschneiden.

*

Klar zu sein, rühmt man mit Recht als einen wesentlichen Vorzug des Schriftstellers. Es scheint dies so leicht, und doch wie schwer ist es! Wer anderen klar werden will, muß sich zunächst in sich selbst klären. Darin darf es nicht Zweifel noch Vorbehalt geben. Und dies genügt natürlich noch bei weitem nicht. Denn es heißt sich ja auch in die Geisteswelt der anderen versetzen, die man eigentlich gar nicht kennt, in ihre Gesinnung und Bildung. Die kann man ebenso überschätzen als unterschätzen, daher den Ton zu hoch greifen oder zu tief. Auch die Klarheit duldet keine Übertreibung, sonst artet sie in Geringschätzung fremder Auffassung aus. Manchmal wirkt man auch besser durch leise Andeutung als durch breite Ausführung, zieht dadurch den Leser gewissermaßen zur Mitarbeit heran. Ohne volle Beherrschung des Stoffgebietes, ohne Gründlichkeit sonder Pedanterie, ohne Fernehalten von lästiger Schulweisheit geht es da nicht ab. Als ein leuchtendes Vorbild

hierin schwebt wohl jedem Deutschen Lessing vor, der Fackelträger. Wie hat er die verschiedensten Materien beherrscht, hineingeleuchtet in die Nacht der Jahrhunderte, das Losungswort auszugeben gewußt für jeden Fortschritt auf jedem Gebiete. Zu ihm zurückkehren, sagt man mit Fug, heißt heutzutage fortschreiten. Seine Klarheit ist ebensowenig zu überbieten wie sein Wahrheitsdrang, und beide entfließen derselben lauteren Quelle.

*

Kurz und gedrungen zu sein und dabei doch inhaltsreich, ist sicherlich eine Sache von Belang. Natürlich nicht auf Kosten des Verständnisses. Es wäre eine interessante Übung, fort und fort zu streichen, was vom Überfluß ist. Der Knochenbau allerdings muß halten, wenn auch Fett und Fleisch abfallen. Und die Haut darf sich dabei nicht runzeln. Mancher sagt: kurz und gut, aber Lessing läßt seinen weisen Nathan fragen: Kurz ja, aber wo ist das Gute? „Was er weise verschweigt," meint Schiller, „zeigt mir den Meister des Stils." Und in der Tat, je höher man im Stil hinaufreicht, desto mehr bedient man sich der elliptischen Fügung. Der Leser soll eben mitdenken und mitfühlen. Es ist, um das Wesen der Ellipse darzustellen, beispielsweise psychologisch nicht wohl angebracht, wenn Melchthal bei der Nachricht von der Blendung seines Vaters emphatisch ausruft: „O, eine schöne Himmelsgabe ist das Licht." Dagegen ist es von tiefster Wirkung, daß Macduff, da er die Schauerkunde vom Morde seiner Kinder seitens Macbeths erhält, mit Überspringung aller anderen logischen Glieder des Gedankenprozesses in die Worte ausbricht: „Er hat keine Kinder!" Charakteristisch ist auch für die Wertung der Gedrungenheit die Bitte Winckelmanns an einen Freund, er möge ihm verzeihen, wenn er so ausführlich schreibe; er habe nicht Zeit gehabt, sich kürzer zu fassen.

*

Schwung und Schwulst werden nur zu oft miteinander verwechselt. Und doch unterscheiden sie sich ganz virtuell. Tiefe Gemütserregung allerdings erheischt gehobenen Ton. Da reicht man nicht mehr mit dem Gewohnheitswort aus, die Sprache wird feierlich, ja getragen. Bild und Tropus kommen zur Anwendung. Hier ist der Platz für das Epitheton ornans, die sinnliche Kraft und den kühnen Wurf der Metapher, die lebendige Apostrophe, die übertreibende Hyperbel, die verallgemeinernde Sentenz. Jeder nachfolgende Satz soll die Wirkung des vorangegangenen steigern. Die kunstvoll gebaute Periode umfaßt alle Glieder des logischen

Aufbaues. Die Antithese schärft den Ausdruck bis zur vollen Eindringlichkeit. Die Prosa nähert sich der Poesie. Man halte sich als ein Muster solcher Art die „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" von Jean Paul vor Augen!

*

Schriftsteller haben untereinander manchmal Zank und Streit. Sie stehen im Wettbewerb um die Gunst des Publikums. Sie glauben sich zuweilen selbst zu erheben, indem sie andere erniedrigen. Die polemische Sprache, belebt und geschärft, wie sie ist, erheischt natürlich besondere Sorgfalt; sie steht unter dem funkensprühenden Brennglase der Kritik. Sie soll bei aller Erregung doch Ruhe und Würde zeigen, ein gewisses Wohlwollen nicht verkennen lassen, sich mehr an die Sache halten als an die Person. Ohne Sachkunde verhallt sie wirkungslos. Sie muß tief ergründen, scharf unterscheiden, das Wesentliche vom Nebensächlichen sondern. Sie liebt es, die Schwächen des Gegners auszunützen, sie gewissermaßen zur eigenen Kraft hinzuzufügen. Wer anderseits in den Kampf zieht, weiß, daß er verwundbar ist; so tut er denn nicht wohl daran, die verwundbare Stelle unter dem Lindenblatte zu verraten. Ferdinand Lassalle hat sich neben Lessing als ein Meister der Polemik bekundet. Von den Streichen, die er führte, hat sich niemand mehr erholt. Aber wie Junius, der große Unbekannte, steht er im bösen Nachrufe der Härte und Unversöhnlichkeit.

*

Einfachheit, ja Strenge der Diktion hebt sie beträchtlich. Der schön gewachsene und gegliederte Leib bedarf keines reichen Schmuckes. „Glaube gewiß," sagt Winckelmann, „daß es der alten Künstler Absicht war, mit wenigem viel anzudeuten. Daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken; in der neueren Welt ist es mehrenteils wie bei verarmten Krämern, die alle ihre Ware ausstellen." Und sarkastisch ergänzt Nietzsche das Bild: „Körnige Gedrängtheit, Ruhe und Reife — wo du diese Eigenschaften bei einem Autor findest, da mache Halt und feiere ein langes Fest mitten in der Wüste: Es wird dir bald nicht wieder so wohl werden."

*

Auch Kraft und Anmut, Wohlklang und Würde — diese Worte bedürfen keiner Erläuterung — sind ästhetische Forderungen, die der Stil rechtmäßig erhebt. Sie zeigen von geläutertem Geschmack und fördern ihn wirksam.

*

Sobald du zu schreiben beginnst, wird dein ganzes Geistesleben in Bewegung gesetzt. Du erteilst Eindrücke, die du — woher und wann weißt du selbst kaum — empfangen hast, gibst sie vielfach moduliert wieder. Inwiefern daran die einzelnen Organe deines Intellektes sich betätigen, entnimmst du am besten der Wirkung, die du erzielst. Sie arbeiten gemeinsam und einheitlich. Daß deine Sprache verständig sei, ist die geringste Anforderung, von der — die Lyrik freilich macht vielleicht eine Ausnahme hierin — niemals abgesehen werden kann; daß sie auch Urteilskraft und Vernunft zeige, ist eine Steigerung des Postulates, die nicht allzu häufig zutrifft. Witz, der, wie Kant sagt, mehr nach der Brühe als nach der Nahrung geht, belebt, erfrischt die Darstellung. Eine verständige Argumentation ist jedoch — halte es dir vor Augen — noch immer keine geistreiche, wie sie in hohem Ausmaße etwa den französischen Esprits eignet — steht man vor der Wahl zwischen beiden, wird man unschlüssig und zuweilen launenhaften Urteiles. Soll aber deine Sprache wahrhaft ergreifen, so muß sie das Gemüt in Schwingung versetzen — die großen Gedanken kommen ja stets aus dem Herzen. Auch der Phantasie, so sehr man sie billigerweise in Schranken hält, kannst du selten ohne Schädigung ganz entraten; was wir Humor nennen — leider besitzen ihn so unendlich wenige — ist das Gewürze der Speise, die er schmackhaft macht.

*

Stimmung ist das Wesen höherer, namentlich poetischer Darstellung. Man gewinnt sie zuweilen durch volle Dahingabe an die Werke der Meister, die mit den reinen und edlen Formen der Darstellung vertraut machen und derart den Geschmack läutern. In ihrer Werkstätte lernt man wahrnehmen, wie der Einklang zwischen Form und Sache gewonnen und das schöne Maß erhalten wird, das Genuß und Gewinn bringt.

Neben den Ereignissen wirken auch Ort und Zeit auf die Stimmung ein. Wie sehr dies der Fall sei, entnimmt man leicht den Gebilden wahrer Kunst. So, um Beispiele anzuführen, trägt „Götz von Berlichingen" ganz in sich das Gepräge des dahinschwindenden Rittertumes, während „Wallensteins Lager" das Charakteristikon des Werbesoldaten greifbar zeigt. „Egmont" führt uns in die behäbige Gemütswelt der Niederländer, „Tasso" in den ewig grünen Garten Hesperiens. In „Wilhelm Tell" treten uns mächtig die Alpen entgegen, und namentlich die Rütliszene trägt ganz den genius loci. In „Romeo und Julia" atmet alles süd-

liche Glut. Die heilige Ruhe des gottgeweihten Haines überkommt uns in der Goetheschen „Iphigenie"; in „Heinrich V." und „Richard III." starrt die Welt in Waffen und im Eisenpanzer.

*

Zu den Eigentümlichkeiten der großen Meister gehört es, daß es sie reizt, den Stoff da, wo er zumeist widerstrebt, zu bewältigen. Die Art, wie sie Schwierigkeiten geradezu aufsuchen und ihnen erfolgreich die Stirne bieten, ruft oft hochgesteigerte Wirkungen hervor. So läßt Homer an dem verstümmelten Leichnam Hektors die Klage sich mehrfach erneuern mit geringerem und stärkerem Tone, in der Sprache bald breitaustönend, bald gehalten und wortkarg. Die Wiederholung, sonst so ermüdend, führt hier zur höchsten Eindringlichkeit. So führt Shakespeare in „Richard III." mit schlagender Wirkung die hartgetroffenen fürstlichen Frauen zusammen: die Witwe Eduards, deren Kinder, die Witwe Heinrichs, deren Gemahl und Sohn, die Herzogin von York, deren Sohn und Enkel unter Richards Schlächterbeil fielen — jede mit ihrem eigenartigen Weh und ihrem eigenartigen Fluche und alle gemeinsam verbunden durch Gram und wilden Verzweiflungsschrei. Ähnliches läßt sich von der herrlichen Traumszene vor der Entscheidungsschlacht bei Bosworth sagen.

*

Verschiedenartig gestaltet sich der Aufbau gemäß dem Gepräge, das man ihm gibt. Die Poesie hat ihre eigenartigen Anforderungen, denen an dieser Stelle nicht nähergetreten werden kann. Über die Gattungen prosaischer Darstellung sei folgendes hervorgehoben: Die Erzählung fußt auf Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit; sie will raschen Fortgang in der Zeit. Die Beschreibung befaßt sich nicht wie die Erzählung mit der Veränderung der Dinge, sondern mit den Dingen selbst; ihre Entwicklung geschieht nach der räumlichen Lage. Die Schilderung ist voller im Tone, bildlicher im Ausdruck als die Beschreibung, ihre Sprache meist bewegt und gehoben. Die Abhandlung ergründet den inneren Zusammenhang der Dinge meist nach dem Gesetze der Kausalität; sie will verstandesmäßige Erörterung; in der Bewegung gleicht sie der Bahn eines Kreises, gleichmäßig nach allen Richtungen ausgreifend, aber immer in strenger Abhängigkeit vom Mittelpunkte. Die Rede sucht den Willen anzuregen und zur Tat zu bestimmen. Der Brief paßt sich der Eigenart desjenigen an, dem er zugehen soll; er trachtet gleichsam die Saite zu berühren, die auch bei ihm anklingt. Alle diese Stilgattungen

erheben nebstdem die nachdrückliche Forderung der Richtigkeit, Reinheit, logischen Strenge.

*

So bin ich nun mit meinen Ratschlägen zu Ende. Gott sei Dank! wirst du, o Sohn meines Freundes, wohl ausrufen. Trotzdem gibt es da noch immer beträchtliche Lücken. Finde sie heraus! Ergänze, vervollständige nur ohne Bedenken! Jeder weiß ja am besten, wo der Schuh ihn drückt. Nur nicht rasten und rosten! Wenn du absolut schreiben willst, so lasse es an Eifer, an Andacht bei deinem Werke nicht fehlen. Die Arbeit selbst führt dich zur Bescheidenheit zurück. Halte dich an Newtons Worte: „Mir selbst komme ich vor wie ein an der Seeküste spielender Knabe, der sich ergötzt, dann und wann einen schönen Kieselstein oder eine hübsche Muschel zu finden, während der große Ozean der Wahrheit als unentdecktes Gebiet vor ihm liegt." Vergiß auch nicht, daß Wissen und Demut zugleich über uns kommen!

Der Aphorismus.*)

Sonder Zweifel ist die Anempfindung an die sogenannten „Glanzstellen" der schönen Literatur keineswegs der Weisheit höchster Schluß; ja die Übertreibung hierin wird manchmal geradezu widerlich. Gleichwohl fördert eine solche Anempfindung, verständig und maßvoll ins Werk gesetzt, unverkennbar: sie regt an, stimmt, hebt gewissermaßen über die primitiven Keime des Gedankenprozesses hinaus, knüpft in gehaltenem Stolze unsere Eigenart an eine Welt der Urteilsschärfe und der gehobenen Empfindung. Der Aphorismus nun ist es eben, welcher da bald grundlegend, bald vermittelnd in seine Rechte tritt.

Zumeist als eine aus dem Zusammenhange gerissene Stelle definiert, hat der Aphorismus schon bei den Alten sich ein Geltungsgebiet freischöpferischer Kraft erschlossen. Man löst ihn nicht nur los, man baut ihn auch auf. Sogar ein Goethe hat in weitem Umfange an Aphorismen seine originäre Gestaltungsgabe bekundet. Freilich waren dies bei dem Dichterfürsten nur Funken, die in seiner Esse emporflogen, dieweil er an den grandiosen Gebilden seiner Kunst hämmerte.

Unscheinbar, in einfacher Tracht tritt zumeist der Aphorismus an uns heran. Nur wenige, wenn auch tiefe Atemzüge sind ihm gleichsam gegönnt. Er soll nicht weit ausholen, muß rasch seine

*) Vortrag, gehalten 1899 im Wiener Wissenschaftlichen Klub und Klub der Eisenbahnbeamten.

Bahn durchmessen. Um so nachdrücklicher lautet hier die Anforderung: bedeutsamer Inhalt, eindringliche Form.

Darf sohin der Aphorismus bei solcher Ausgestaltung ex origine kein Gemeinplatz sein, so wird er doch, leicht und bequem zu handhaben, wie er nun einmal ist, nach und nach nicht selten zum geflügelten Worte, auch einer Art von Gemeinplatz. Und solche geflügelte Worte wurzeln tief im Volkstum, namentlich der germanischen Welt, für welche Shakespeare, Goethe, Schiller vollendete Typen hiervon geschaffen haben.

Der Aphorismus hat oft ein sentenziöses Gepräge. Sentenzen aber holen, wie man weiß, bedenklich weit aus, verallgemeinern über Gebühr, führen eine kategorische Sprache, auch wo sie billigerweise nicht über den bescheiden verhaltenen Ton der Hypothese hinausgreifen sollten. Da ziemt also in der Anwendung Behutsamkeit.

Die Bedeutung eines Schriftstellers, sei es auch der schönen Literatur, an Fülle und Anwert seiner Einzelaussprüche zu bemessen, ist schlechterdings kein haltbarer Standpunkt. So wird man, um einigermaßen zu exemplifizieren, es vergeblich versuchen, Scheffels „Ekkehard", dieser kraftvollen und anmutenden Dichtung, irgendwelche bedeutsame Aphorismen zu entlocken. Wogende Saat, aber weit und breit keine blaue Kornblume! Der Anreiz jenes Romanes beruht eben auf anderen unzweifelhaft höheren Momenten: der stilvoll einheitlichen Komposition, der Stimmungstreue in Zeit und Ort. Immerhin aber finden sich bei den Schriftstellern der Vorderreihe Stellen genug, die, auch dem Zusammenhange entnommen, tiefe Wirkung erzielen. Von Shakespeare beispielsweise, so sehr dessen Genius sich im ganzen und vollen betätigt, gilt ewig das Wahrwort Lessings: „Auf die geringste seiner Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ‚Ich bin Shakespeares.' Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen!"

Es gehört sicherlich Geschick dazu, die Stelle, die ein Aphorismus werden soll, in richtiger Weise zu fassen, auf daß sie weder verkümmere noch auswachse. Selbständig geworden, muß sie sich selbst erläutern und, losgelöst aus dem äußeren Zusammenhange, den inneren Zusammenhang nicht missen lassen.

Fesselnd ist es gewiß, wahrzunehmen, wie ein Gedanke, eine Empfindung unter der Hand verschiedener Autoren steigt oder sinkt, immer adäquat der singulären Gestaltungsgabe. Überraschende Analogien ergeben sich da zuweilen. Der trübe Gedanke der „Heroen-Nirwana" kommt beispielsweise kongenial wie folgt

zum Ausdrucke: Juvenal ruft: „Wäg' einen Hannibal und sieh', wieviel du Pfunde noch vom Rest des großen Kriegers findest; das war der Mann, den Afrika nicht faßte." Shakespeare seinerseits läßt Marc Anton an Cäsars Leiche in den Weheruf ausbrechen: „O mächt'ger Cäsar, liegst du so am Boden? Sind alle deine Glorien, Siegestrophäen, Triumphe eingesunken auf so winz'gem Raum?"

Auf dem Gebiete der schönen Literatur, somit auch auf dem des Aphorismus, frommt es schlechterdings nicht, nationale Unterschiede übermäßig und gehässig zu betonen; sie soll ja gleich dem wogenden Weltmeere vereinigen, statt zu trennen. Und ihr Kampfruf und Siegeszeichen war, ist und bleibt ja immerdar, erfrischend wie der Tau, der vom Himmel träuft, die Humangesinnung. Gleichwohl akzentuiert sich hier, auch im Aphorismus, wahrnehmbar die nationale Eigenart: die Gründlichkeit und Gemütstiefe des Germanen, die leichte, espritvolle Beweglichkeit des Franzosen, der männliche Ernst, gemildert durch köstlichen Humor, des Briten. Man fühlt sich auch gar oft an Kants scharfsinniges Wort gemahnt: „Das Genie schlägt bei den Deutschen mehr in die Wurzel, bei den Italienern in die Krone, bei den Franzosen in die Blüte und bei den Engländern in die Frucht." Weiters wird man nicht unschwer finden, daß, im ganzen ermessen, sich jede der großen Kulturnationen vorwiegend einem besonderen Stoffkreise zugewandt habe, in dem sie nun beherrschend waltet und webt: der Engländer dem staatlichen, der Franzose dem gesellschaftlichen Leben, der Deutsche aber, gemäß seiner universellen Anlage, den Problemen der Weltweisheit, den Gebilden der Kunst und Wissenschaft.

Doch nun genug der Reflexion! Der Aphorismus kann für sich selbst eintreten und soll es. Dies selbst auf die Gefahr hin, nicht alles zu sagen, was gesagt werden sollte, und hinwieder zu sagen, was nicht mehr gesagt zu werden brauchte. Jede Wahl, heißt es mit Recht, hat eben ihre Qual.

Mögen Sie nun die spärlich bemessenen Stellen, die ich aus dem weiten Gebiete der Weltliteratur hervorhebe, als mehr oder minder bekannte Worte ansehen, deren man sich gerne erinnert und wieder erinnert, während ich meinerseits in aller Bescheidenheit bezüglich der vielleicht unterschätzten Schwierigkeit der Aufgabe an den Ausspruch Kants mahne, das Vermögen, zu abstrahieren, sei eine der belangreichsten Geistesgaben.

Und nun an die Sache!

Gott.

1. Die Beschlüsse des Zeus sind zwar stets unerforschlich,
   Gleichwohl strahlen sie rings auch in Nacht.

(Äschylos.)

2. Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
   Wie auch der menschliche wanke;
   Hoch über der Zeit und dem Raume webt
   Lebendig der höchste Gedanke.

(Schiller.)

3. Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen.

(J. Paul.)

4. Gottes ist der Orient,
   Gottes ist der Okzident;
   Ruh' im Frieden seiner Hände
   Nord und südliches Gelände!

(Goethe.)

5. Er, der einzige Gerechte,
   Will für jedermann das Rechte.
   Sei, von seinen hundert Namen,
   Dieser hochgelobet! Amen.

(Goethe.)

6. Der Glaube ist wie die Liebe — er läßt sich nicht erzwingen.

(Schopenhauer.)

7. Verzweiflung ist der einzige echte Atheismus.

(J. Paul.)

Natur.

8. Die Natur weiß allein, was sie will.

(Goethe.)

9. Die Natur denkt nur lauter große Gedanken.

(Feuchtersleben.)

10. Man reißt der Natur keine Erklärung vom Leibe, trotzt ihr kein Geschenk ab.

(Goethe.)

11. Die Natur hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Sie mag mit mir schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen.

(Goethe.)

12. Wie oft hast du die Gestirne leuchten gesehen und haben sie dich nicht jederzeit anders gefunden? Sie aber sind immer dieselbigen und sagen immer dasselbige.

(Goethe.)

Mensch.

13. Was ist am Ende der Mensch anders als eine Frage? Zum ehrlich kühnen Fragen und zum demütigen Warten auf Antwort ist er hier.

(Rahel.)

14. Angeboren ist dem Menschen der Trieb nach Vollkommenheit. Unerträglich findet er das „Manchmal, Irgendwo, Einzeln, Teilweise, Einige"; er will das „Immer, Überall, Allgemeine, Ganze, Alle". Unbegrenzt ist sein Sinn.

(Giordano Bruno.)

15. Wie groß sind die Fortschritte der Menschheit, wenn wir auf den Punkt sehen, von dem sie ausging; und wie klein, betrachten wir den Punkt, wo sie hin will.

(Grillparzer.)

16. Der Mensch hat dreierlei Wege, klug zu handeln: erstens durch Nachdenken, das ist der edelste; zweitens durch Nachahmen, das ist der leichteste; drittens durch Erfahrung, das ist der bitterste.

(Konfuzius.)

17. Die Menschen erlangen oft Güter auf Kosten ihrer Kräfte.

(W. von Humboldt.)

18. Wir tasten ewig an Problemen.

(Goethe.)

19. Des Schattens Traum sind Menschen.

(Pindar.)

Leben und Tod.

20. Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

(Goethe.)

21. Das Leben ist ein langer, langer Seufzer vor dem Ausgehen des Atems.

(J. Paul.)

22. Alles was wir treiben und tun ist ein Abmüden; wohl dem, der nicht müde wird!

(Goethe).

23. Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.

(Goethe.)

24. Besser ein Bettler im rosigen Licht, als im Hades ein König!

(Homer.)

25. Ein mächtiger Vermittler ist der Tod.
Da löschen alle Zornesflammen aus,
Der Haß versöhnt sich und das schöne Mitleid
Neigt sich, ein weinend Schwesterbild, mit sanft
Anschmiegender Umarmung auf die Urne.

(Schiller.)

26. Durch die sichere Aussicht auf den Tod könnte jedem Leben ein köstlicher, wohlriechender Tropfen von Leichtsinn beigemischt sein — und nun habt ihr wunderliche Apotheker-Seelen aus ihm einen übelschmeckenden Gifttropfen gemacht, durch den das ganze Leben widerlich wird.

(Nietzsche.)

Geschlechter und Lebensalter.

27. Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen.

(Walter von der Vogelweide.)

28. Wie die Männer sind! Die schämen sich ihrer Tränen mehr als ihrer Sünden. Eine geballte Faust, warum die nicht zeigen, aber ein weinendes Auge?

(Hebbel.)

29. Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an!

(Goethe.)

30. O Wankelmut, dein Name ist Weib!

(Shakespeare.)

31. Gute Weiber gönnen einander alles, ausgenommen Kleider, Männer und Flachs.

(J. Paul.)

32. Eine Frau werdet ihr nie ohne eine Antwort finden, es wäre denn, ihr fändet sie ohne Zunge.

(Shakespeare.)

33. Empfindliche Ohren sind, bei Mädchen so gut wie bei Pferden, gute Gesundheitszeichen.

(J. Paul.)

34. Ein Kind ist eine sichtbar gewordene Liebe.

(Novalis.)

—

35. Jünglinge tun lieber das *Schöne* als das *Nützliche*.

(Aristoteles.)

36. Die Menschen und die Gurken taugen nichts, sobald sie *reif sind*.

(J. Paul.)

37. Jeder wünscht *lang zu leben*, niemand will *alt werden*.

(Swift.)

38. Alte Männer geben *gute Lehren*, um sich zu trösten, daß sie *schlechte Beispiele* nicht mehr zu geben vermögen.

(La Rochefoucauld.)

39. Das Alter *verklärt oder versteinert*.

(Ebner-Eschenbach.)

40. Gerade am Morgen und am Abend und noch mehr in der Jugend und im Alter richtet der Mensch sein erdiges Haupt voll Traum- und Sternbilder gegen den stillen *Himmel* auf und schaut ihn lange an und sehnt sich bewegt; hingegen in der schwülen Mitte des Lebens und des Tages bückt er die Stirn voll Schweißtropfen gegen die *Erde* und gegen ihre Trüffel- und Kartoffelgewächse.

(J. Paul.)

Geistesgaben.

41. Der Mensch, was ist er anders, als die *Inkarnation des Gedankens*?

(Buckle.)

42. Die großen Gedanken kommen aus dem *Herzen*.

(Vauvenargues.)

43. Gedanken, die *schockweise* kommen, sind Gesindel.

(Ebner-Eschenbach.)

44. Es gibt keine unleidlicheren Toren, als die, welche *Geist* besitzen.

(La Rochefoucauld.)

45. Ein Kranz ist gar viel leichter *binden*,
Als ihm ein *würdig Haupt* zu *finden*.

(Goethe.)

46. Das *Genie* weist den Weg, das *Talent* geht ihn.

(Ebner-Eschenbach.)

47. Beim Genie heißt es: „*Lasse dich gehen*", beim Talent: „*Nimm dich zusammen*".

(Ebner-Eschenbach.)

48. Erscheint ein wahres Genie in der Welt, so erkennt ihr es daran, daß alle Dummköpfe sich dagegen verbünden.

(Swift.)

49. Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.

(Goethe.)

50. Hier ist ein Heros, der nichts getan hat, als den Baum geschüttelt, sobald die Früchte reif waren. Dünkt euch dies zu wenig? So seht euch den Baum erst an, den er schüttelte.

(Nietzsche.)

51. So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen einen öffnet.

(Goethe.)

52. Das sicherste Zeichen der Größe: Neid nicht zu kennen.

(La Rochefoucauld).

53. Zur Größe kann man sich aufringen, aufschwingen, aufdulden, aber nicht aufblasen.

(Ebner-Eschenbach.)

Glück, Freude, Leid.

54. Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig tut, sich des Getanen freut.

(Goethe.)

55. Menschliche Glückseligkeit besteht in erfolgreichem Handeln.

(Aristoteles.)

56. Von Menschen kommt kein Glück. Da erwartet man es nur.

(Rahel.)

57. Die Probe eines Genusses ist die Erinnerung.

(J. Paul.)

58. Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

(Goethe.)

59. Vergnügen! wo ist das? Es sitzt in Blumenkelchen und kommt alle Jahre einmal als Geruch heraus.

(Rahel.)

60. Leiden: Lehren.

(Äsop.)

61. Sage nicht „fremdes" Leid! Ein Leid ist fremd dir nie.

(Ebner-Eschenbach.)

62. Die Narben höhnt, wer Wunden niemals fühlte.

(Shakespeare.)

63. Frei geht das Unglück durch die ganze Erde.

(Schiller.)

64. Es gibt Verluste, welche der Seele eine Erhabenheit mitteilen, bei der sie sich des Jammerns enthält und sich wie unter hohen schwarzen Zypressen schweigend ergeht.

(Nietzsche.)

65. Gebeugt erst zeigt der Bogen seine Kraft.

(Grillparzer.)

66. Wir haben alle Kraft genug, die Leiden anderer zu ertragen.

(La Rochefoucauld.)

Freund, Feind, Liebe.

67. Ein Blick des Freundes in unser Herz, ein Wort seines Rates, seines Trostes weitet und hebt uns den niedrigen Himmel.

(Herder.)

68. O wie süß ist es, seine eigene Überzeugung aus einem fremden Munde zu hören!

(Goethe.)

69. Zug um Zug ist eine Regel in der Handlung, nicht in der Freundschaft.

(Lessing.)

70. Den Freund, den du wählst, mit Eisenklammern schließ ihn an dein Herz!

(Shakespeare.)

71. Freundschaft ist eine wechselseitige Verbindung, nach welcher einer den anderen nicht verachtet, obgleich er dessen Schwächen mit Händen greifen kann.

(Hippel.)

72. Wozu hätten wir Freunde nötig, wenn wir sie nie nötig hätten?

(Shakespeare.)

73. O Freunde, niemand ist ein Freund!

(Aristoteles.)

74. Sei wie die Goldorange,
Die mit Süßigkeiten beträuft
Den Mund, der sie verwundet.

(Hamerling.)

75. Ich will geliebt sein oder ich will begriffen sein, das ist eins.

(Bettina von Arnim.)

76. Gegen große Vorzüge eines anderen gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

(Goethe.)

77. Für Unmut und für Traurigkeit ist nichts so gut,
Als anzusehn ein schönes Fräulein wohlgemut,
Wenn sie dem Freund aus Herzensgrund ein lieblich
Lächeln tut.

(Walter von der Vogelweide.)

78. Man hat sich gar nicht, wenn man sich nicht streng faßt; man hat keinen anderen, wenn man ihn nicht mit Liebe faßt.

(Rahel.)

79. Ein Blick von dir, ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieser Welt.

(Goethe.)

80. Der Liebe Vernunft ist ohne Vernunft.

(Shakespeare.)

81. So ein verliebter Tor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

(Goethe.)

82. Die Ehe ist eine recht hübsche Sache, nur dauert sie ein bißchen lange; deshalb soll man beim Eingehen dieses Verhältnisses sich durch Eigenschaften bestimmen lassen, die von Dauer sind.

(Eötvös.)

83. Mit den Ehen ist es wie mit den Vogelbauern. Die Vögel, die nicht darin sind, wollen mit aller Gewalt hinein und die, welche darin sind, wieder heraus.

(Montaigne.)

84. Bezüglich der Ehe gilt es, daß die Kunst, Netze zu machen, sehr verschieden von der Kunst ist, Käfige zu machen.

(Swift.)

Moral und Religion.

85. Nicht eine kränkelnde Moral, uns ziemt eine robuste Sittlichkeit.

(Feuchtersleben.)

86. Das Böse, das man an sich selbst hat, straft man desto härter an anderen.

(Hippel.)

87. Den Schweiß stellten die Götter vor die Tugend.

(Hesiod.)

88. Was herb zu Anfang ist, wird lieblich am Ende. Das gilt von der Tugend und vom Rheinwein.

(Hippel.)

89. Geschwister sind ja Schweigen und Verdienst.

(Grillparzer.)

90. Unter den Menschen und Borsdorfer Äpfeln sind nicht die glatten die besten, sondern die rauhen mit einigen Warzen.

(J. Paul.)

91. Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht.

(Goethe.)

92. Die Leidenschaft macht die besten Beobachtungen und die elendsten Schlüsse.

(J. Paul.)

93. Das Laster ist falsche moralische Arithmetik.

(Bentham.)

94. Wer Fehler nur ohne ihre Gründe sieht, bemerkt nur halb.

(Herder.)

95. Um seinen Verstand auszubreiten, muß man seine Begierden einschränken.

(Lessing.)

96. Es gibt auch eine komische Reue, die sich wohl peitschen möchte, wenn es nicht weh täte.

(Benzel-Sternau.)

97. Wie arm sind die, die nicht Geduld besitzen.

(Grillparzer.)

98. Jedermann besitzt gerade so viel Eitelkeit als er Verstand braucht.

(Pope.)

99. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

(Schiller.)

100. Zornig sein heißt den Fehler anderer an uns selbst rächen.

(Pope.)

101. Wenn dir in Zornesglut dein sterblich Herz will wallen,
Sag' ihm: Weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?

(Rückert.)

102. Eine Lüge ist wie ein Schneeball; je länger man ihn wälzt, je größer er wird.

(Luther.)

103. Die Religion ist die höchste Humanität des Menschen.

(Herder.)

104. Ein wenig Philosophie entfernt von der Religion, viel Philosophie führt zur Religion zurück.

(Bacon.)

105. Religion ist ein ander Ding, als ihr meint.

(Vischer.)

106. Das „Vater unser", ein schön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöten;
Wenn einer auch „unser Vater" fleht,
In Gottes Namen laß ihn beten!

(Goethe.)

Geselliges.

107. Man sollte nur den Umgang solcher Menschen suchen, denen gegenüber man sich zusammennehmen muß.

(Feuchtersleben.)

108. Je mehr man das „Ich" versteckt, desto mehr Welt hat man.

(Hippel.)

109. Es sei uns immer angelegener, Menschlichkeit zu zeigen als Lebensart!

(Lessing.)

110. Erlaubt ist, was sich ziemt.

(Goethe.)

111. Die meisten Weltleute kennen die Welt, die sie beständig vor Augen haben, so wenig, wie die Maikäfer die Naturgeschichte.

(Chamfort.)

112. Das Geheimnis, in der Welt zu gefallen? Lasse dich über Dinge, die du kennst, von denen belehren, die sie nicht kennen.

(Chamfort.)

113. Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch.

(Goethe.)

114. Wir verzeihen oft denen, die uns langweilen, denen nie, die wir langweilen.

(La Rochefoucauld.)

115. Es gibt einen gewissen Ton, vorzüglich verständlich, nicht weil er laut, sondern weil er angemessen ist.

(Quintilian.)

Lebensregeln.

116. Sei kein Polype ohne Kopf und keine Steinbütte ohne Herz!

(Herder.)

117. Laß Licht und Luft auf dich eindringen! Sie sind die Heilkräfte.

(Auerbach.)

118. Lerne früh „Nein" sagen!

(Auerbach.)

119. Siege, aber triumphiere nicht!

(Ebner-Eschenbach.)

120. Liebe alle, traue wenigen, tue keinem unrecht!

(Shakespeare.)

121. Dein Schweigen mag man tadeln, dein Reden nie!

(Shakespeare.)

122. Die Menschen verraten ihre Absichten nie leichter und stärker, als wenn sie selbe verfehlen.

(J. Paul.)

123. Alles soll durch Gunst gehen; jeder tätschelt den anderen um Gegendienst — Halunkenpack!

(Vischer.)

Fürst, Staat, Volk.

124. Schwer ruht das Haupt, das eine Krone trägt.

(Shakespeare.)

125. Das Ideal in der Kunst, Größe in Ruhe darzustellen, sei das Ideal auf dem Throne!

(J. Paul.)

126. Des Fürsten größte Tugend: Kunde der Seinen.

(Martial.)

127. Wer es erträgt,
Bei dem gefall'nen Fürsten auszuhalten,
Besiegt den Sieger seines Herrn.

(Shakespeare.)

128. Die Seele des Staates ist dessen Verwaltung.

(Isokrates.)

129. Die Bedeutung eines Staatswesens ist nach den Gegensätzen zu ermessen, die es zu überwinden vermocht hat.

(Gneist.)

130. Konstitutionen sind keine Zelte, aufgeschlagen zum Dach für den Schlummer.

(Royer-Collard.)

131. Eine Regierung darf nicht schwanken.

(Bismarck.)

132. Entzwei und gebiete! Tüchtig Wort.
Verein und leite! Beſſ'rer Hort.

(Goethe.)

133. Wir zollen unseren Ahnen eine schickliche, vernünftige, männliche Ehrfurcht nicht durch ein abergläubiges Festhalten an dem, was sie unter anderen Umständen taten, sondern dadurch, daß wir das tun, was sie in unserer Lage getan haben würden.

(Macaulay.)

134. Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt.

(A. Grün.)

135. Eine liberale Regierung macht ein konservatives Volk.

(Macaulay.)

136. Wer sich allen Verbesserungen widersetzt, weil sie Neuerungen sind, mag endlich Neuerungen zugeben müssen, obgleich sie keine Verbesserungen sind.

(Canning.)

137. Parteiwut ist die Tollheit vieler zum Nutzen weniger.

(Pope.)

138. Gewissensfreiheit ist das Privileg der Deutschen.

(Wallenstein.)

139. Eine Freiheit ohne Bildung ist die Freiheit des Wildes.

(Laube.)

140. Niemals gab es eine Partei, in der die Unwissendsten nicht zugleich die Heftigsten waren.

(Pope.)

141. Mäßigung, Mäßigung — das ist das Gebot der Geschichte. Wer es überhört, der ist gerichtet.

(Johannes von Müller.)

142. Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!

(Schiller.)

*143. Die, welche den Staat aus den Fugen heben, sind die ersten, denen er auf den Kopf stürzt.

(Montaigne.)

144. Nachahmen oder anfeinden ist der Charakter der Menge.

(Grillparzer.)

145. Das Volk gehört nicht zu jenen Geliebten, welche an Schönheit gewinnen, wenn man sie im Negligé sieht.

(Eötvös.)

146. Wir sind in Todesangst, daß die Nächstenliebe sich zu weit ausbreiten könnte und richten Schranken gegen sie auf — die Nationalitäten.

(Ebner-Eschenbach.)

Soldatentum.

147. Die größten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat.

(Goethe.)

148. Der Soldat muß sich können fühlen.

(Schiller.)

149. Das Wort ist frei,
Die Tat ist stumm, der Gehorsam blind:
Dies urkundlich seine Worte sind.

(Schiller.)

150. Was ist ein Held ohne Menschenliebe?

(Lessing.)

151. Der Saus und Braus
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.

(Schiller.)

Wissenschaft.

152. O Jahrhundert! Die Studien blühen, die Geister erwachen; es ist eine Lust zu leben.

(U. von Hutten.)

153. Wissenschaft ist Macht.

(Bacon.)

154. Wissen und Demut kommen zugleich über uns.

(Addison.)

155. Plato ist niemals mürrisch, Cervantes niemals unverschämt. Nie kommt Demosthenes zu ungelegener Zeit. Dante bleibt nie zu lange.

(Macaulay.)

156. Die Menschen werden durch Geschichtswerke weise, durch Dichter geistreich, durch Mathematik scharfsinnig, durch Naturwissenschaft tief, durch Moral ernst, durch Logik und Rhetorik schlagfertig.

(Macaulay.)

157. Wissen um unser Wissen ist Philosophie.

(Rahel.)

158. Die Philosophie ist eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hause zu sein.

(Novalis.)

159. Philosophie wie Medizin hat viele Drogen, wenig Heilmittel, fast gar keine Wundersalbe.

(Chamfort.)

160. Wage es, weise zu sein!

(Horaz.)

161. Ein deutscher Schriftsteller: ein deutscher Märtyrer.

(Goethe.)

162. Schlagt ihn tot, den Hund! Er ist ein Rezensent.

(Goethe.)

Kunst.

163. Die meisten Nachahmer lockt das Unnachahmliche.

(Ebner-Eschenbach.)

164. In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit.

(Goethe.)

165. Hinter den Bergen wohnen auch Leute. Sei bescheiden, Künstler!

(Schumann.)

166. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

(Schiller.)

167. Glaube gewiß, daß es der alten Künstler Absicht war, mit wenigem viel anzudeuten: daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken; in der neueren Welt ist es mehrenteils wie bei verarmten Krämern, die alle ihre Ware ausstellen.

(Winckelmann.)

168. Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns.

(Schiller.)

169. Schiller geht nach oben, Goethe kommt von oben.

(Grillparzer.)

170. Musik macht den Geist frei und gibt dem Gedanken Flügel.

(Nietzsche.)

171. Unter der Tonkunst schwillt das Meer unseres Herzens auf, wie unter dem Mond die Flut.

(J. Paul.)

172. Der Baukunst erging es wie den alten Sprachen; diese wurden reicher, da sie von ihrer Schönheit abfielen.

(Winckelmann.)

173. Der Pinsel, den der Künstler führt, soll in Verstand getunkt sein.

(Lessing.)

174. Die Plastik der Griechen ist eine Tochter ihrer Gymnastik.

(Ranke.)

Erziehung.

175. Erziehen heißt aufwecken vom Schlaf, mit Schnee reiben, was erfroren ist, abkühlen, was brennt.

(Hippel.)

176. Früh übt sich, was ein Meister werden will.

(Schiller.)

177. Kräftigen und Kraft lassen, soll das erste und letzte Erziehwort sein.

(J. Paul.)

178. Ich fürchte, unsere allzu sorgfältige Erziehung liefert uns Zwergobst.

(Lichtenberg.)

179. Wen das Wort nicht schlägt, den schlägt auch der Stock nicht.

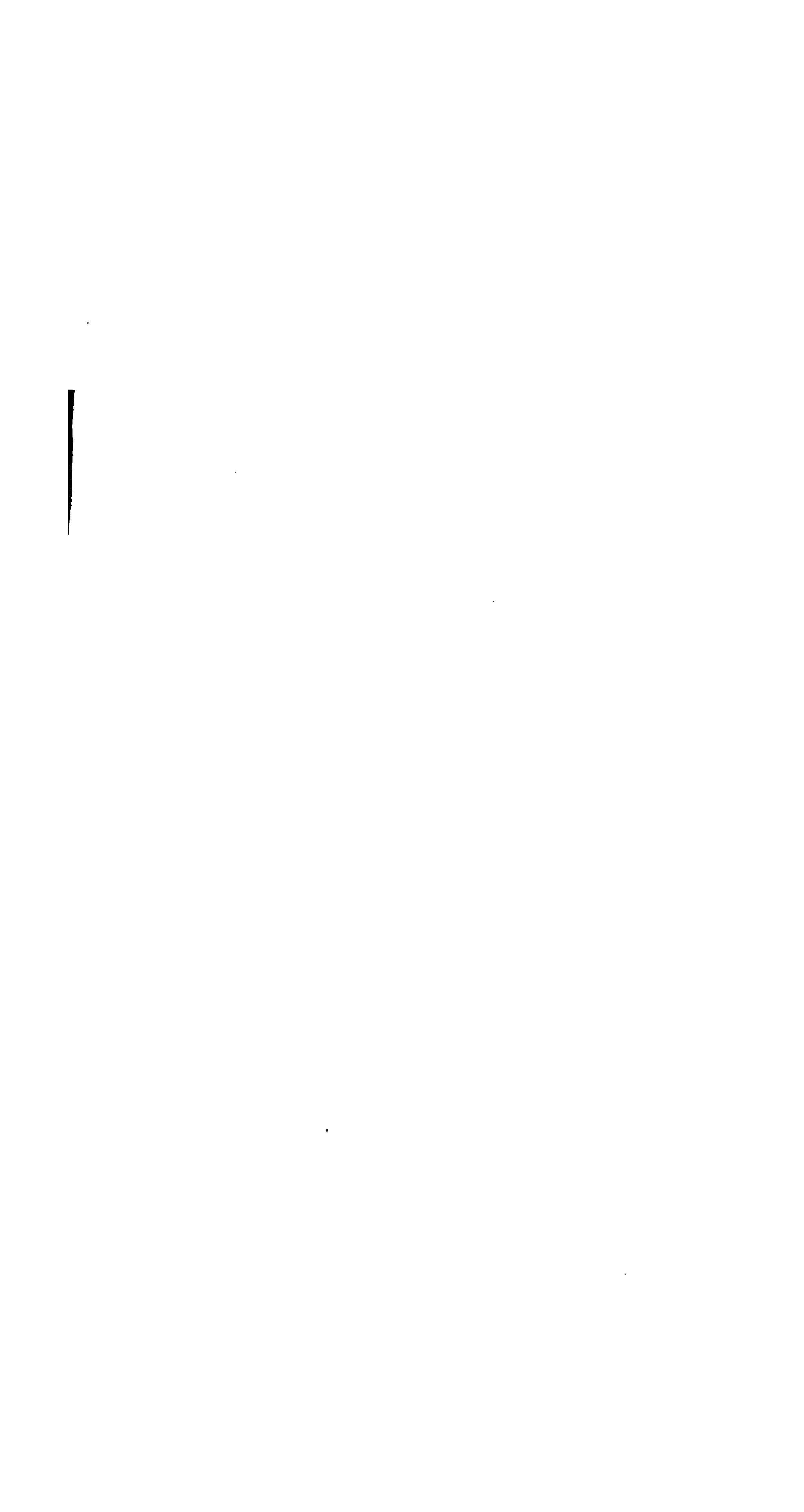
(Sokrates.)

180. Das sind die besten Lehrer, die aus den Trauerweiden, die sie über sich selbst pflanzten, ihre Ruten schneiden.

(Gutzkow.)

III. Anhang.

Aus Haus und Heim.



Aus Haus und Heim.*)

1. Die Heimat.

Gehe hinweg aus deiner Heimat und du wirst wissen, was sie dir ist.

Eingebildetes Leid treibt dich vielleicht von dannen, wahrer Schmerz wohl führt dich zurück.

Was du draußen gewinnst, ist spärlich, viel, was du verlierst.

Abseits der Heimat erscheint dir alles kalt und leer. Fremd ist, was dir entgegenblickt; den süßen Laut der Muttersprache vernimmst du nicht.

Wo ist das Häuschen, versteckt im Grün, darin du so gerne weiltest? Wo das Laubdach, unter dem du lustwandeltest? Wo des Herdes traute Feuerstelle? — Getrennt bist du von denen, die deinem Herzen nahestehen. Wer teilt deine Freude, teilt dein Weh? Wie schwindet dir dahin die fromme, sanfte Welt deiner Kindheit, ihr Traum und ihre Sehnsucht!

Es ist die gleiche Erde, in die man dich einst bettet hier wie dort; aber bei deinen Vätern ruhst du nur in der Heimat.

Ehre und liebe sie wie eine Himmelsgabe und halte sie nicht gering, weil sie dir zuteil ward ohne deine Mühe und ohne dein Verdienst!

2. Die Familie.

Die einfachste und natürlichste Gemeinschaft des Menschen ist die Familie. Ihre Einrichtung findet sich schon in den ältesten Zeiten, auch bei den rohesten Stämmen und in allen Himmelsstrichen. Die Notwendigkeit schuf und erhält sie. Der Einfluß, den sie ausübt, ist der gedeihlichste. Ohne sie gibt es keine Entwicklung, keine Kultur.

Die Familie bindet sanft und fest zugleich, was zusammengehört; sie wehrt ab jede fremde Störung, jeden unberechtigten Eingriff, jede Unsitte und Ungebühr. Hier finden sich zusammen, äußerlich und innerlich, die zum Schutze berufen sind, und die des Schutzes bedürfen. Hier wird die Lehre erteilt und, was noch weit wirksamer ist, das Beispiel. Die Liebe zum Guten und Schönen wird zumeist hier erregt und gefestigt. Hier, wenn irgendwo, löst

*) Entnommen dem Werke: „Der Stil“ von Leopold Auspitz (1883).

sich die schwierige Aufgabe, die ewig wiederkehrende, zu verknüpfen, was sich auszuschließen scheint: Autorität und Individualität, Ordnung und Freiheit.

Die Familie gibt dem Kinde den ersten Begriff des Heims mit seinem Glücke und Wohlbehagen — da tritt es heraus aus dem Zustande der Dämmerung, da entfesselt sich seine Zunge, reift sein Geist, beschwingt sich seine Seele. Und die Eindrücke, die es da empfängt, bleiben wach und lebendig für die Dauer.

In den Mutterschoß der Familie flüchten vertrauend, die in der Welt vereinsamt stehen. Sie führt mit leiser, sänftigender Hand jedes Äußerste auf sein richtiges Maß zurück. In ihr wächst empor und schlägt tiefe Wurzeln der Ölbaum des Friedens. Sie ist jedem Guten eine geweihte Stätte.

Rühre niemand an dem Leben der Familie: Ihr zunächst entstammen gesunde Menschen und tüchtige Bürger!

3. Was sind dir deine Eltern?

Als ein kleines und schwaches Wesen kamst du auf die Welt, hilfloser und hilfsbedürftiger als das niedrige Tier. Dein Leib vermochte kaum sich zu regen, in tiefem Schlummer lag noch deine Seele. Der Zunge Band war noch nicht gelöst; nur die Träne, die deine Wange feuchtete, sprach von deinen Schmerzen. Da umfing dich der Arm deiner Mutter. Sie hat schwer gelitten um deinetwillen, aber so oft sie auf dich blickte, strahlte ihr Auge. An ihrer Brust erhieltst du die erste Nahrung. Fürsorglich bereitete sie dein Lager. Sie lachte und sie weinte mit dir. Ängstlich lauschte sie auf deinen Atem, bewachte treu und geduldig deinen Schlaf. Der Schrei, den du zuweilen ausstießest, fand stets Widerhall in ihrem Herzen. Was warst, was bist du ihr?... Alles, alles auf der weiten Welt!

Du wachsest heran. Deine Glieder dehnen sich, deine Muskeln schwellen; sichtlich nimmt deine Kraft zu. Nun heißt es zur Sorge um dein leibliches Wohl mählich die Sorge fügen um dein sittliches Gedeihen. Nicht immer bist du so, wie du es sein sollst. — Leichthin folgst du oft dem ersten Anreize, und wenn dein augenblickliches Wohlbehagen in Frage kommt, weißt du dir selbst nicht zu widerstehen. Du sollst lernen, dich zu überwinden! Manche trübe Stunde kann dir nicht erspart bleiben. Denn werden deine Fehler nicht beachtet und nicht nach Gebühr beanständet: dann erlangt das Schlechte über dich die Macht der Gewohnheit, gegen die du, auch wenn du es gerne wolltest, nicht mehr aufzukommen vermagst. Da muß nun Ernst und Strenge walten. Es hilft vielleicht nicht mehr das Wort der Ermahnung, das der Warnung. Jeder Streich aber,

den dein *Vater* dir gibt, wie fühlt er ihn weit härter und schmerzlicher als du selbst!

Auch deine *geistige Ausbildung* will betrieben sein. Nicht ohne Widerstreben lernst du lernen. Jeder Anfang ist eben schwer und lange dauert es, bis deine Teilnahme sich regt. Auch darf man dabei auf deine Neigungen nicht immer Rücksicht nehmen. Denn rechtzeitig und ebenmäßig sind alle Gaben des Intellekts zu entwickeln: Gedächtnis und Phantasie, Verstand und Vernunft. Du sollst nicht nur äußerlich dem Stoffe nahetreten, du sollst ihn innerlich zu bewältigen vermögen. Der allgemeine Gang des Unterrichtes soll deiner Eigenart angepaßt werden. Vielseitigkeit verlangt die Welt einst von dir, aber auch Gründlichkeit und Tiefe. Wie du im zarten Jugendalter unbedingt an die Autorität gewiesen bist, so mußt du heranreifend nach und nach selbst prüfen und abwägen, mußt auf eigenen Füßen stehen. Welche Aufgabe für deine *Eltern*, die sich mittelbar oder unmittelbar mit deiner Unterweisung befassen, wie schwierig, wie aufreibend!

Mitten in deiner Entwicklung hältst du wider deinen Willen stille. Ein *schweres Leiden* wirft dich aufs Lager. Manchen bitteren Trank mußt du nun nehmen, manchen Schmerz tapfer bestehen. Du brauchst Pflege und Schonung. Dein Schlaf will behütet sein. Eine tödliche Gefahr naht dir vielleicht, die nur die unermüdlichste Sorgfalt, die höchste Hingabe, die zärtlichste Liebe bannen kann. Wenn du noch schwach und hinfällig, aber wie zu neuem Leben erwacht, dich dem Bette entringst, wer anders stand ratend und helfend, beruhigend und lindernd dir zur Seite als deine *Eltern*?

Bis du ein Mann wirst mit gereiftem Urteile und gefestigtem Willen, in dir selbst und allein deinen Schwerpunkt; bis du dich in Wahrheit eignest, den Kampf um das Dasein wirksam aufzunehmen — welches Maß von Zeit erfordert dies, welche Fülle von Anstrengung!

Wenn du gut und einsichtsvoll dich nennen willst, so nahe nur mit Ehrerbietung deinen Eltern; auch mit der Betätigung des reichsten Dankes vermagst du niemals, niemals ganz zu vergelten, was sie dir waren!

4. Der Frohsinn des Knaben.

Wie wünschest du deinen Knaben dir, den geliebten?

Wenn ihm ein gütiger Himmel das schöne Geschenk leiblicher Gesundheit verliehen hat, wenn er in Frische und Kraft aufblüht

— soll er etwa gesenkten Hauptes und trüben Blickes dahinschleichen ohne Freude und ohne Frohsinn? Soll jede seiner Mienen berechnet sein, jedes seiner Worte erklügelt, jede seiner Handlungen feierlich abgemessen? Ist ihm denn die vorzeitige Reife, das aufdringliche Besserwissen, die Altklugheit ein Gewinn?

O nein und abermals nein! Wenn du ein verständiger Vater bist, so freue dich der Frohnatur deines Kindes! Das Rot seiner Wange, der Glanz seines Auges, das Belebte seiner Sprache sind ein gutes Zeugnis der Einsicht seines Erziehers. Lasse den werdenden Dingen ihren Lauf und künstle nicht!

Allerdings bricht bei deinem Knaben zuweilen das Stürmische seiner Gemütsart allzusehr durch. Die Wallungen seines Blutes bemeistern ihn. Für den gesellschaftlichen Zwang mit der gebotenen Zurückhaltung hat er noch wenig Verständnis. Wild tummelt er sich gern unter seinesgleichen. Da gibt es leidenschaftliche Rede und Gegenrede, unaufhörliches Betätigen der emporstrebenden Körperkraft, Lärm und Streit. Bei den homerischen Kämpfen der jungen Freunde sollst du rechten und richten. Du sollst das Unmäßige bringen auf sein Maß, das Übertriebene zu seinem Schwerpunkte. Das wird mitunter recht mühsam und lästig. Du fühlst dich manchmal in kurzem Entschlusse versucht, mitten darein zu schlagen.

O tue es nicht! Nimm eine Ausschreitung nicht zu hoch! Danke Gott, wenn dein Knabe das Kindergemüt bewahrt, so lange er ein Kind noch ist! Denn Tage werden über ihn kommen, da die ganze Schwere seines Geschickes auf ihm lastet, Tage der Sorge und des Kummers: So rufe sie nicht vor der Zeit herbei!

Auf daß er kraftvoll und genußreich werde, laß den Trank gären und brausen!

5. Deine Schwester.

Du hast eine kleine Schwester, eine sehr kleine.

Sieh nur ihre rosigen Wangen an, den lächelnden Mund und die Augen, die blitzen! Sie weiß auf ihren Füßchen schon zu trippeln und stolziert wohl auch gar feierlich daher. Ihre Lippe spitzt sich oft zu fröhlichem Geplauder, das man gerne hört, wenn es auch nach Form und Inhalt wenig bedeutet.

Du allerdings bist ihr vielfach überlegen an Leib und Seele. Neben dem unscheinbaren Wesen deines Schwesterchens dünkst du dich riesengroß.

Aber sie lacht und scherzt mit dir. Mutwillig nimmt sie sich wohl mehr heraus, als sie sollte. Sie will vieles und vielerlei und

auf dem, was sie will, besteht sie trotzig und putzig. Da gibt es nun zwischen euch Fehde. Da wahrst ja auch deine Eigenart und zugleich das Recht, das meist offenbar auf deiner Seite ist.

Natürlich! Und doch, wenn ich, mein Sohn, dir raten darf, sei gegen das Kind freundlich und nachsichtig! Mißbrauche deine Reife nicht! Laß die Schwester deine Übermacht nicht fühlen! In deinen Augen soll ihre Schwäche als ihre Stärke sich künden. Gewöhne dich an den ritterlichen Gedanken, ihr Schutz und Schirm zu sein! Die Liebe, die du ihr jetzt entgegenbringst, gibt sie dereinst reichlich dir zurück. Früher oder später bringt euch des Lebens Strenge und der Pflichten Zwang auseinander, und was euch dann allein zusammenhält, ist die Innigkeit der Empfindung, die ihr aus den Tagen der Kindheit überkommen habt.

Solches Zartgefühl, mein Sohn, bereitet deinen Eltern Freude. Die gleiche Zärtlichkeit tragen sie euch beiden entgegen. Dieselben Schmerzen und Wonnen erfüllen sie um euch beide. Wie zwei reifende Früchte seid ihr an einem Zweige des Lebensbaumes und beide nährt euch sein Mark und Saft.

So sei denn Friede unter euch und mit euch!

6. „Es lernt sich aber gar so schwer!“

„Es lernt sich aber gar so schwer!“ klagt du oft, mein Sohn, mitten in deinen Studien. Du hast guten Willen und gute Geistesgaben, und doch fühlst du dich zuweilen ganz entmutigt. Du machst dann auf alle, die es dir wohl meinen, einen recht traurigen Eindruck.

Die Gründe für jene unwillkommene Tatsache suchst du natürlich in dem, was außer dir ist, nicht in dir. Da findest du beispielsweise in dem Buche, das eben dir zur Hand liegt, manches Rätselwort. Es antwortet nicht, wenn du frägst, oder seine Antwort ist dir wie eine neue Frage. Wärest du berufen, Lehrstoff und Lehrmittel festzustellen, so würdest du offenbar viel geschickter vorgehen, gewiß aber in einer Weise, die dir mehr zusagte. Recht schade, daß es sich nun anders verhält!

Aber in allem Ernste, mein Sohn, darin hast du ganz recht: das Lernen ist keine leichte Sache, nicht Scherz, nicht Spiel. Es kann und darf es aber auch nicht sein.

Es kann es nicht sein! Schon deine Sinne in richtigen Gebrauch zu setzen, ist schwierig. So sonderbar es klingt, so wahr ist es: deine Augen sind offen und du siehst nicht; deiner tastenden Hand fehlt noch das sichere, das feine Gefühl. In dem zentralen Organe, mit dem deine Sinne durch zartgesponnene Fäden in Ver-

bindung stehen, ist noch manches unfertig; es muß gründlich durchgearbeitet werden in allen seinen Windungen und fähig sein, Eindrücke zu empfangen. Dies kostet Mühe, verursacht selten Behagen, will Zeit und Geduld. Und auch jenseits der Sinne gibt es ja eine Welt, kaum einigermaßen erforscht und doch wert, ihr näherzutreten.

Es darf es nicht sein! Zwar ist der Stoff, den du erhältst, wenn auch sparsam zugemessen, für deine Jahre reich und umfassend, aber gegenüber dem Stoffe, den du später brauchst, ist er in Wahrheit noch immer engbegrenzt, ja dürftig. Gezwungen, dich im Stoffe zu beschränken, mußt du um so mehr Wert auf die Kraft legen, die ihn meistern soll. Kraft aber regt sich erst dem widerstrebenden Elemente gegenüber; da wächst sie an, richtet sie sich auf, kommt zum frohen Bewußtsein ihrer selbst. Jede Schwierigkeit also, die du überwindest, befähigt dich, Herr zu werden einer anderen, einer gesteigerten Schwierigkeit.

Bedenke nun aber auch, daß die Studien nicht vollends nach deinem Sinne angelegt sein können! Wenn irgend ein Begriff, so ist ja der des Geschmackes verschieden und wandelbar; er bildet sich wohl auch erst aus mit den Jahren und der Reife, welche die Jahre bringen. Was dich gestern vielleicht kalt ließ, erwärmt dich heute, und was dich heute verwirrt und bedrängt, nimmst du morgen gern in dir auf als eine tiefer liegende Erkenntnis.

Allerdings sind die Anfänge des Wissens nicht anlockend. Sie bieten dir noch wenig Greifbares. Den Vorteil, den du aus ihnen ziehst, vermagst du noch nicht zu schätzen. Und doch wird eben der Beginn zumeist maßgebend für den Verlauf. Es ist die Wurzel, die tief in die Erde schlagen muß, wenn der Stamm sich zu seiner vollen Höhe aufrichten soll. — Doch glücklicherweise mildert und behebt sich nach und nach die Beschwerde, mit der du ringst. Je weiter du in das herrliche Gebiet der Wissenschaft eindringst, je besser du das Einzelne aneinanderreihen, verknüpfen und zum Ganzen gestalten lernst: desto inniger regt sich deine Teilnahme, desto erheblicher steigert sich dein Selbstvertrauen, desto eher wird, was die Quelle der Schmerzen war, die Quelle der Lust. Nicht ohne Weihe verkehrst du mit den großen Meistern, nicht unbewegt läßt dich ihr brennender Wissensdurst, der Feuereifer, der aus der Kälte ihrer sorgsamen Untersuchungen siegreich hervorbricht, ihr Martyrium oft und ihr Triumph. Du fühlst dich als ein Glied der Kette, die da fortläuft von Geschlecht zu Geschlecht, immer weiter sich ausspannend und unzerreißbar.

So lerne denn immerhin, mein Sohn! Gib dich nicht selbst leichthin auf! Trachte deinen Mann ganz zu stellen! Und wenn

du einst vielleicht in die stolze Reihe gelangst der wahrhaft Erlesenen, auf die lichten Höhen, von denen du das Land übersiehst bis in die weite Weite, dann blickst du wohl heiter und lächelnd zurück auf den langen Weg, den zu hinterlegen allerdings so schwierig schien, so mühsam!

7. Du nimmst irgend ein Ding zur Hand!

Du nimmst irgend ein Ding zur Hand, ein kleines, unscheinbares. Wie verfährst du denn damit? Stehe dir selbst einmal Rede!

Vorerst drehst du das Ding nach oben und unten, siehst es nach allen Seiten an, behorchst und befühlst es. Deine Sinne arbeiten unwillkürlich daran, dir den Begriff dessen zu bilden, was du vor dir hast. Ihn mittels scharfgewählter Worte zum Ausdrucke zu bringen, hast du noch nicht die Gabe — sie wird zur rechten Zeit sich schon einstellen. — Jetzt kennst du das Ding an sich zur Genüge. Du unterscheidest es von Dingen ähnlicher Art und findest dabei seine besonderen Merkmale heraus. Aber bevor du es aus der Hand legst, machst du, anfangs schüchtern, dann mit wachsender Kühnheit, noch einen Versuch, in seine Geheimnisse tiefer einzudringen. Du zupfest und zerrest daran — ein bißchen, immer mehr; schließlich liegt es in Stücken zu deinen Füßen. Nun hast du einige Dinge, aber das Ding, das du ursprünglich hattest, hast du nicht mehr. So möchtest du eben, geleitet durch den inneren Trieb, das Ganze kennen lernen durch die Kenntnis der einzelnen Teile, möchtest, indem du zerlegst, Einsicht gewinnen in das Werden.

Wenn du einmal erwachsen bist, wirst du auch solche Versuche, allerdings mit mehr Vorbedacht und Geschick anstellen. Dank deinen Erfahrungen, wirst du hierbei dir manchen Schritt ersparen können. Deine Sinne werden eben geschärfter sein und deine Geistesgaben geschulter. Denn was du aus dem weiten Gebiete des Wissens im allgemeinen dir eignest, kommt dir für jeden besonderen Fall zustatten. Auch hast du schon Einblick darein gewonnen, wie die Kräfte sich gegenseitig durchdringen, wie sie vereinigt und einheitlich wirken. Aber dem Wesen nach wirst du auch dann vorgehen, wie du ehedem vorgingst. Immer untersuchen und ergründen; immer auseinanderhalten und zusammenfassen; immer ein Neues erstreben und immer das Neue an das Alte knüpfen; immer Schritt für Schritt ausgreifen in nüchternem Verfahren, und doch immer mehr Raum und Weite und

damit wahre Erhebung gewinnen: darin besteht ja, wenn wir es recht erwägen, der Gang der Wissenschaft und die Kunst des Lebens.

Tue also, mein Sohn, nur unverdrossen desgleichen! Deine Eltern sind ja vernünftig genug, dich ruhig gewähren zu lassen. Der kleine Schaden, den du etwa an den Außendingen anrichtest, wird reichlich aufgewogen durch den Nutzen, den du daraus für dich selbst ziehst. Halte nur an deiner Methode fest! wenn irgend eine, so ist sie die allein richtige. Und falls es dir einst vergönnt sein sollte, segensreich zu wirken durch das, was dein Geist in seiner höchsten Spannung zutage fördert: bedenke, nicht zum geringsten Teile verdankst du dies dem kleinen, unscheinbaren Dinge, das du in deiner Kindheit Spielen so gerne zur Hand nahmst!

8. Wer lebt in Wahrheit lange?

So mancher Mensch erreicht ein hohes Alter. Aber sein Leben schlich in trägem Laufe dahin ohne Zweck, ohne Ziel. Seine Jugend hatte keine Frische, seine Mannheit keine Reife. Ihm leuchtete nicht der Hoffnung Strahl, ihn erwärmt auch nicht der Erinnerung Glut. Er hat nicht sich genug getan, nicht den anderen. Unbeachtet kam er daher und unbeachtet geht er von dannen. Heißt dies lange leben? Nein!

Der lebt lange, der erstrebt, was des Erstrebens wert ist, der genießt, was sich ohne Scham und Reue genießen läßt, der sich mitten in der flüchtigen Welt der Erscheinungen eine Welt schafft hoher Gedanken und edler Empfindungen, den das Mitgefühl erhebt, Freundschaft beglückt, Liebe beschwingt.

Der lebt lange, der auch nach seinem Tode fortlebt, dessen Name in der Sturmflut der Zeiten nicht verrauscht, dessen Werke nicht wie der Leib den Zoll der Sterblichkeit entrichten, sondern bestehen, unvergänglich und unzerstörbar — ragende Marksteine für die Geschlechter, die da kommen!

9. Wie sollen wir geliebte Tote beweinen?

Wohl ist es leidvoll, wenn der Tod aus unseren Armen reiß[illegible] die wir innig lieben. Wenn das Herz erkaltet, das uns heiß en[illegible] gegenschlug, regungslos die Hand wird, die sich so gern in [illegible] unsere schloß. Wenn für immer scheiden, die wir treu zu heg[illegible] gedachten, die unser sind durch Natur und Empfindung. Sich[illegible] lich ziemt uns dann nach Pflicht und Recht ernste Trauer.

Allein der Tod ist das Los aller Sterblichen. Er kennt kei[illegible]

Ausnahme und keine Schonung. Gerufen kommt er oder ungerufen. Darum ist es aber auch kaum mit der Vernunft zu vereinbaren, wenn wir uns dem Leidgefühle auf die Dauer und ohne Maß hingeben.

Der Schmerz um unsere geliebten Toten soll tief sein und innerlich. Er soll sich in Sanftmut kleiden, nicht in Leidenschaft. Er entfremde uns nicht den Menschen, von denen keiner verschont bleibt von demselben Weh, dem allgemeinen und unabwendbaren. Er läutere, hebe uns!

Die in kühler Erde ruhen, die ausgestritten haben, aber auch ausgelitten, sie sind uns nicht gänzlich erstorben. Auch uns ferne und entrückt, scheinen sie an unserem Wohlergehen herzlichen Anteil zu nehmen. In beglückten Tagen tritt uns ihr Bild leuchtend vor die Seele. Zu ihnen flüchten wir in Kummer und Harm. Gläubig hoffen wir auf ein Wiedersehen. Ihr Mund zwar ist dem Worte der Billigung verschlossen; aber wirken wir nur unabläßig in ihrem Sinne: die Ehre, die wir dann erringen, ist auch die Ehre derjenigen, die an uns, mit uns arbeiteten, deren Einsicht uns förderte und deren rege, nie ermüdende Einwirkung uns das Bewußtsein dessen gab, was Menschen ziemt und frommt.

10. Gebet.

Die Mutter will, daß du, mein Kind, nun du zur Ruhe gehest, dein Gebet sprichst. Falte denn die Hände, wie man es dich gelehrt hat! Sammle deine Gedanken, die oft weitab irren!

Schlicht sind die Worte deines Gebetes. Wie sie jetzt deinem Munde entfließen, entflossen sie einst der göttlichen Dulderlippe. Sie sind geweiht durch ihren Ursprung. Sie wurden gelispelt und gestammelt, als man deine Glaubensgenossen in düsteren Grabgewölben folterte, als man sie den wilden Tieren zur Beute vorwarf. Sie erhoben allezeit den Sinn, erweiterten den Kreis barmherzigen Mitgefühles, sänftigten in Qualen.

Wozu das Gebet dir fruchte?.... Es erhebt auch dich vom Gewöhnlichen und Niedrigen zu Empfindungen, erhaben über Raum und Zeit. Es schließt dich an die Gemeinde der Menschlichkeit und reinen Sitte. Indem es dir die Erkenntnis deiner Schwäche und Fehlbarkeit erteilt, stärkt es dich in guten Vorsätzen und zu ihrer Betätigung in frischem, freudigem Handeln. Es mahnt, warnt, leitet dich an. Es gewährt dir Trost und Erbauung.

Aber freilich nur, wofern du mit ganzem Herzen beim Gebete bist. Wofern du wirklich fühlst, was du sprichst, aus dem Innern hervortönt, was dann äußerlich aushallt. Wofern es dir

nicht ein Zwang ist, sondern ein lebendiges Bedürfnis. Denn, das vergegenwärtige dir: „Wort ohne Sinn bringt nicht zum Himmel hin."

Schäme dich, mein Kind, deines einfältigen Gebetes nicht! Weit hinaus über die Tage deiner frühesten Jugend, immerdar in Drang und Not, in jeder Art von Versuchung und Kampf quillt dir aus dem Glauben befreiende Liebe und beseligendes Hoffen!

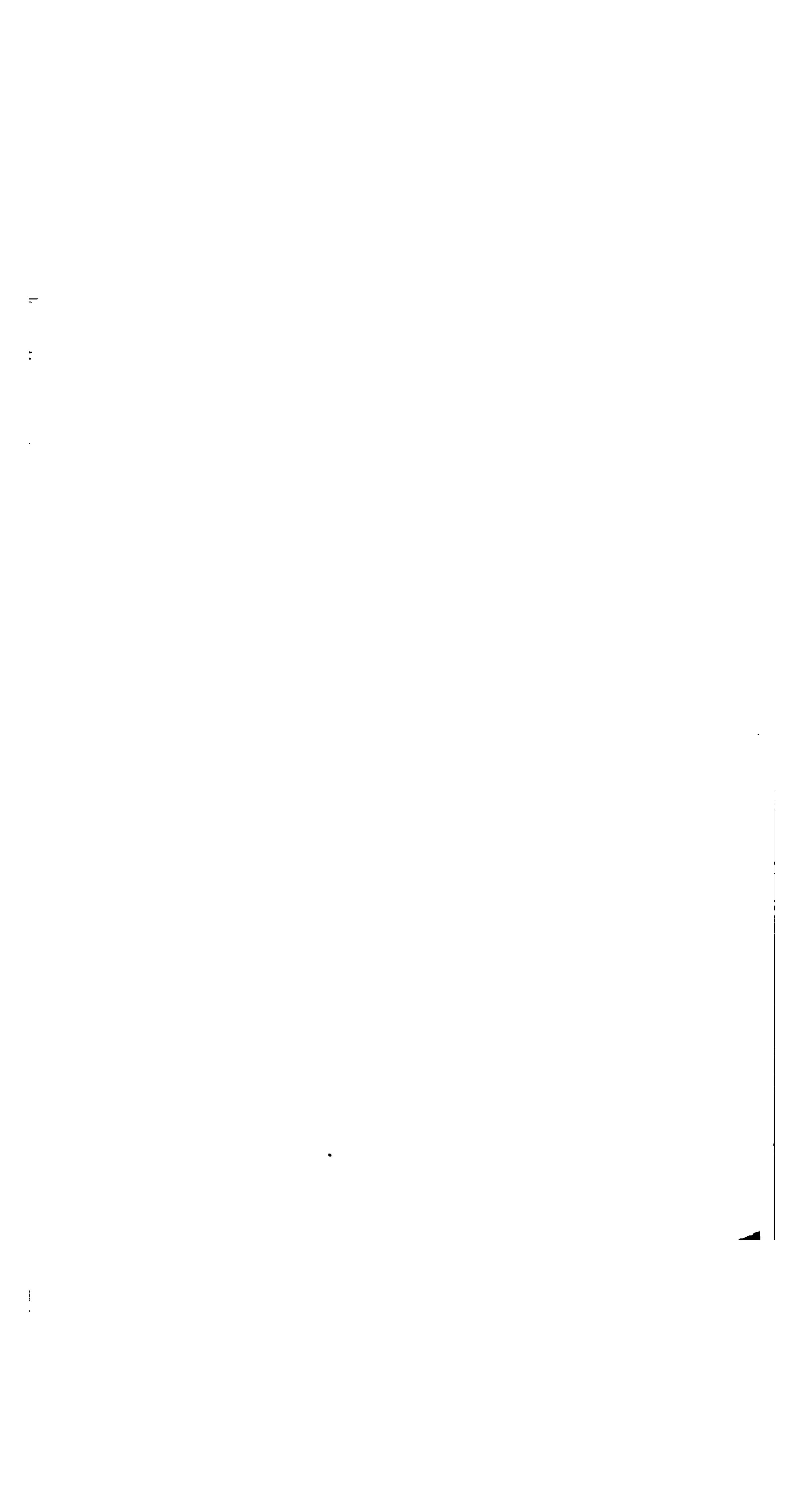
11. Wiege und Sarg.

Hier eine Wiege! Wie leichtgefügt ist sie und zierlich. Ein leiser Druck schon setzt sie in Bewegung. Schmuck ist sie ausgestattet: weich ihr Pfühl und schneeig ihr Linnen..... Ein kleines Wesen darin, rührend in seiner Hilflosigkeit, stark durch seine Schwäche. Sieh, wie es die zarten Hände emporringt, wie es sich dehnt und streckt. Alles an ihm Regung. Sein Auge schwach, aber glanzvoll seine Stimme dünn, aber durchdringend. Schon hat es sein Wünsche. Gewinnendes Lächeln und die Träne der Trübsal stehen ihm bereits zu Gebote. Eine Pflanze, die keimt und dereinst Blüte und Frucht tragen wird. Glückauf!

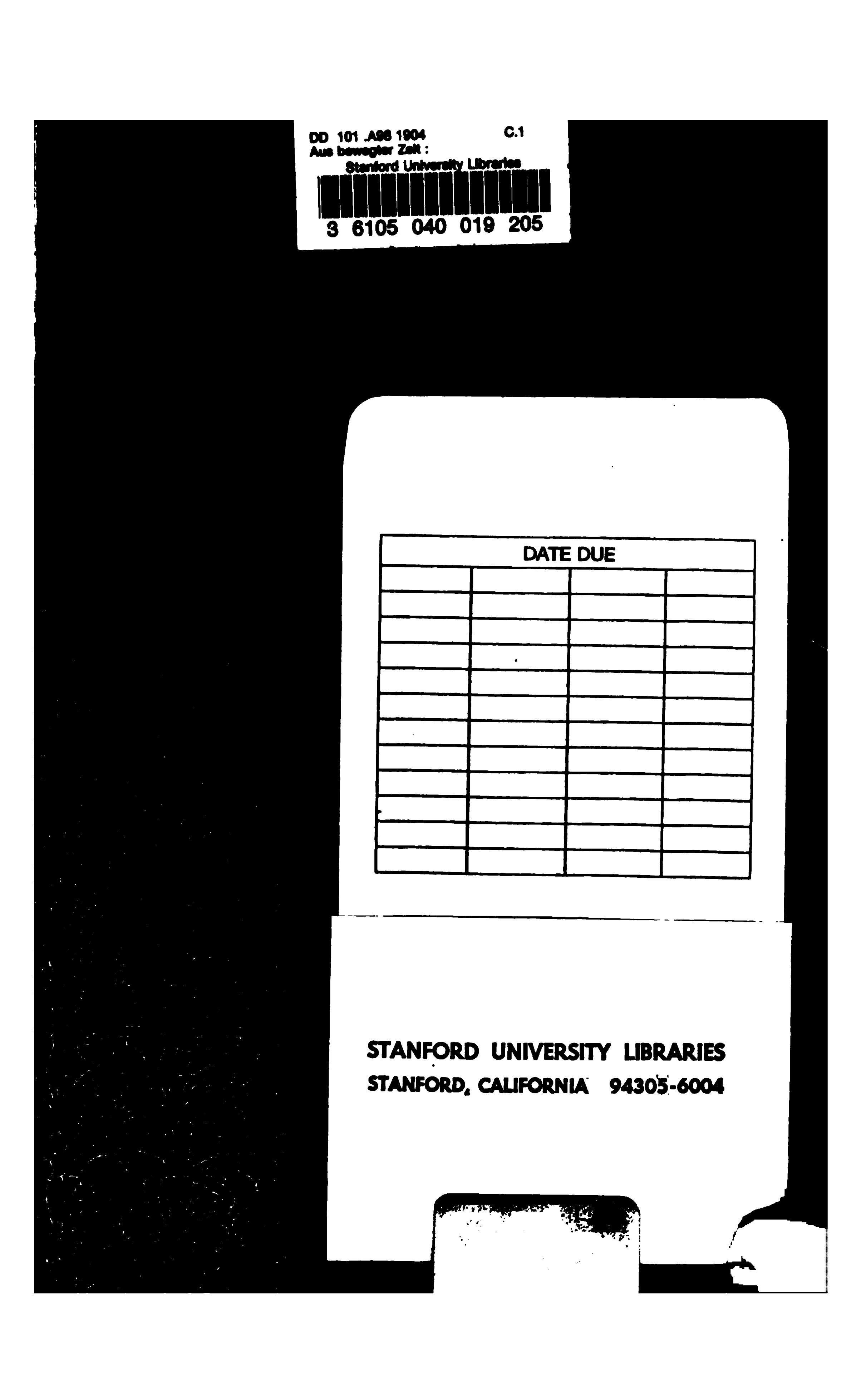
Hier ein Sarg! Schwer und dumpf. Umhüllt mit dunklem Tuche. Fest steht er da, wie eingesenkt in den Boden. Drinnen schläft ein Greis seinen stillen Schlaf. Geschlossen die Augen, gefaltet die Hände, fahl und trüb das Antlitz. Von ihm tönt, zu ihm dringt kein Laut mehr. Freuden beseelen, Schmerzen bedrücken ihn nimmer. Wie schön ihm zu Häupten das Blumengewinde — sieht er es? — wie herb die Klage der Seinen — vernimmt er sie? Vorbei!

Von einem Holze Wiege und Sarg. Beide eine Stätte der Ruhe. Tiefer, traumloser Schlaf in beiden. Eltern und Kinder drängen sich um sie. Hoffnung an der Wiege, Erinnerung am Sarge. Tränen der Freude dort und Trauertränen hier. Inbrünstiges Gebet an beiden. Die jetzt an der Wiege wachen, entstiegen selbst ihr vordem; die nun am Sarge schluchzen, wird er sie nicht auch dereinst in sich bergen?.... Zwischen beiden der ganze Kreislauf des Lebens: sein Werden, Steigen und Sinken.

Wiege und Sarg, sind sie nicht so recht das Wahrzeichen des ewig sich erneuernden Menschenloses? Eine kurze Spanne Zeit, ein geringes Maß von Mühe und Genuß trennt des Leibes erste Wohnstätte von seiner letzten!






DD 101 .A98 1904 C.1
Aus bewegter Zeit :
Stanford University Libraries
3 6105 040 019 205
DATE DUE
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004